# JAHRBUCH DES OBERAARGAUS

1990

# Jahrbuch des Oberaargaus 1990

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

33. Jahrgang

Herausgeber:
Jahrbuch-Vereinigung Oberaargau
mit Unterstützung von Staat und Gemeinden

Druck und Gestaltung: Merkur Druck AG, Langenthal

Umschlagbild: Landschaft bei Bleienbach, 1978. Gemälde von Heini Waser, Zollikon

# INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort . . . . . 7
(Dr. Valentin Binggeli, Seminardirektor, Bleienbach)

Winterruhe. . . . . 9
(Aus Karl Alfons Meyer: «Von Frau Haselin zu Freund Hein»)

Cuno Amiet – Hellsauer Jahre . . . . . 15
(Urs Zaugg, Grafiker, Oberönz)

Das Oberaargauerlied . . . . . 69
(Hans Rudolf Salvisberg, Seminarlehrer, Bollodingen)

Hans Obrecht – Menschenmaler mit weitem Herzen . . . . . 73
(Peter Killer, Konservator, Ochlenberg/Olten)

Der Inkwilersee – eine vegetationsgeschichtliche Studie . . . . . 83
(Dr. Ueli Eicher, Seminarlehrer, Langenthal)

Über den Bipper Jura . . . . . 133
(Dr. Hugo Ledermann, Geologe, Solothurn)

Bleienbach – eine Dorfgeografie . . . . . 147
(Dr. Valentin Binggeli, Seminardirektor, Bleienbach)

Bäuerliche Bauten im Wandel der Zeit. Auf den Spuren von Carl Rechsteiner . . . . . 175
(Christoph Geiser, Sekundarlehrer, Langenthal)

Archäologische Ausgrabungen in der Kirche von Madiswil. . . . . 197
(Dr. Peter Eggenberger/Markus Gerber, Atelier d'archéologie médiévale, Moudon)

Mit der Postkutsche durch den Oberaargau . . . . . 205
(Hanspeter Lindegger, Prokurist, Niederönz)

Wie Huttwil zu seiner Bahn kam . . . . . 227
(Jürg Rettenmund, lic. phil., Redaktor, Huttwil)

Dr. h.c. Robert Moser, 1838 bis 1918 – ein Eisenbahnpionier aus dem Oberaargau .... 265
(Ernst Mathys †, GD SBB, Bern)

100 Jahre Firma Ernst Geiser, Landesprodukte, Langenthal ..... 269
(Jürg Rettenmund, lic. phil., Redaktor, Huttwil)

100 Jahre Samariterverein Langenthal und Umgebung..... 273
(Dr. Thomas Multerer, Seminarlehrer, Langenthal)

Naturschutz Oberaargau 1989 ..... 281
(Paul Leuenberger und Dr. Valentin Binggeli)

Heimatschutz Oberaargau 1989 ..... 283
(P. Käser, H. Ernst, D. Ott, H. Waldmann)

# VORWORT

Das Jahrbuch soll für Viele etwas bringen, hiess es früher einmal. Das mag als Ziel gefährlich klingen, in der Wirkung aber trifft es zu, gehe es um Themen oder Leseart. Zum Beispiel: Die einen Leser dringen lesend einer Sache tiefer auf den Grund, andere suchen etwas Bestimmtes heraus, noch andere blättern bloss, sich eher unterhaltend, vielleicht entlang der Bilder.

Kürzlich, nach einem Streifzug durch ältere und neuere Bände – eben auf der Suche nach einer bestimmten Textstelle – fiel mir ein: Das Jahrbuch ist in der Tat ein Spiegel unsrer Lebenswelt, es ist ein recht vielfältiges Abbild der oberaargauischen Vielfalt. Das käme meinen Vorstellungen nun bedeutend näher, d.h. wäre mir als Zielsetzung sympathischer.

Ferner betrachte ich als Auftrag dieser Bucharbeit, unser Volk zur Besinnung auf eigene Werte zu lenken, ihm stets neu Umwelt, Herkunft und Kultur – wie auch die der künftigen Generation – bewusst werden lassen. Besinnung auf und über das eigene Leben, Schaffen, Fühlen und Denken anregen und damit Zugang zu andersartigen Menschen und Kulturen erleichtern, das sei auch weiterhin eine hohe wie zentrale Richtlinie unserer Jahrbucharbeit.

Zum vorliegenden Jahrbuch 1990 gestehe ich, vorab grosse Freude zu empfinden über den schwergewichtigen Anteil an landschaftskundlich-naturwissenschaftlichen Beiträgen. Hier darf die der Grundlagenforschung zuzuzählende Untersuchung des Kollegen Ueli Eicher hervorgehoben werden. Sodann bieten wir als seltenen Fall wieder einmal eine geologische Beschreibung an: über das schöne Naherholungsgebiet des Bipper Juras, «unseren Berg» seit frühesten Kindersonntagen.

Sicher ebenso erwähnenswert sind die beiden kunsthistorischen Artikel, einmal jener über die Hellsauer Periode von Cuno Amiet – mit dem die Anfänge des Jahrbuches verbunden sind – sodann die kurze, doch aussagereiche Studie über Hans Obrecht – dem unsere Verbundenheit des letzten Jahrzehnts gehört. Wünsche an den verehrten Freund im Altersheim haben wir dem Artikel vorangestellt.

Die zweite Auflage der «Geografie des Oberaargaus» ist erschienen, das Buch im Buchhandel oder in unserer Geschäftsstelle (H. Indermühle, Herzogenbuchsee) wieder erhältlich.

Der Chronist hat zu vermerken, dass ein alter kritischer Freund des Jahrbuches nicht mehr. ist. In diesem Sommer starb hochbetagt Christian Rubi, der vielseitige Berner Volkskundler. Wir werden auf den knorrigen, originellen Chrischte noch zurückzukommen haben. – Ende 1989 verstarb der Verfasser der im letztjährigen Vorwort erwähnten Attiswiler Heimatbücher, Ernst Gygax-Hulliger. – Im Frühjahr hatten wir den zu frühen Hinschied unseres langjährigen Kollegen und Museumsbetreuers Ernst Gugger, Herzogenbuchsee, zu beklagen

Ehrenmitglied Hans Henzi gratulieren wir herzlich zum 95. Geburtstage, unserem Redaktionsmitglied und Freund Karl Stettler in Lotzwil gratulieren wir zum 75. Geburtstag und wünschen ihm für weitere Jahre gute Gesundheit, Lebens- und Schaffensfreude in seinem häuslichen Kreise wie in dem unsrigen.

So legen wir denn ein neues Jahrbuch, den 33. Band, in die Hände seiner treuen Leserschaft. Wir danken den zahlreichen Mitarbeitern aller Bereiche, vorab den Autoren und der Redaktion, wobei neben Präsident Karl Flatt heuer unserem Rechnungsführer Fredi Salvisberg ein Sonderdank zukommen soll. In der Merkur Druck AG sei ähnlicherweise einmal speziellen Dank dem Sachbearbeiter Peter Christen ausgesprochen. An die Leser: Wir freuen uns über ein gelegentliches Echo, sei es kritisch oder positiv, und wir wünschen einen schneereichen, ruhigen Winter mit vielen Leseabenden innefür.

Bleienbach, im Herbst 1990 Valentin Binggeli

*Redaktion:*
Dr. Karl H. Flatt, Solothurn/Wangen a.d.A., Präsident
Dr. Valentin Binggeli, Bleienbach, Bildredaktion
Hans Indermühle, Herzogenbuchsee
Prof. Dr. Christian Leibundgut, Freiburg i. Br./Roggwil
Dr. Thomas Multerer, Langenthal, Sekretär
Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Ehrenpräsident
Jürg Rettenmund, Redaktor, Huttwil
Alfred Salvisberg, Wiedlisbach, Kassier
Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

# WINTERRUHE

KARL ALFONS MEYER

Am Barbaratag, wenn draussen alles erstorben scheint, pflegen viele Leute abgeschnittene Zweige in Gefässe zu stellen, in der Hoffnung, sie würden auf Weihnachten hin austreiben und blühen. Mitten im scheinbar toten Winter soll so ein Frühling im kleinen vorgetäuscht werden. Irgendwo in seinen «Bekenntnissen» empört sich sonderbarerweise Rousseau gegen vorzeitiges Erwecken des Lenzes durch künstliche Pflanzen, wie er es nannte. Aber was kann er einwenden, wenn sogar die echte Natur selbst sich erlaubt, an Föhntagen plötzlich im Freien Blumen aufspriesssen zu lassen? Ende November sahen wir bereits blühenden Seidelbast, also noch viel früher als damals, als der Grüne Heinrich dem Dortchen zu Weihnachten eine Handvoll der roten, duftenden Zweige auf den Bescherungstisch legte. André Gide fand es der Aufzeichnung in seinem Tagebuch wert, als er am 5. Dezember 1905 eine Pflanze beschnitten und einen vermeintlich dürren Zweig herausgehauen hatte; dieser habe sich zu seiner Verwunderung, ja fast Bestürzung, noch voller Saft erwiesen. Wenn Gides kritische Natur befremdet war, Leben zu finden, wo er es nicht erwartete, wären andere Charaktere wohl nur erfreut oder gerührt. Wie beglückt war die Corinne der Frau von Staël, als sie auf einer Dezemberwanderung am Mont-Cenis Blätter «près des débris de la nature flétrie» fand, die ihr als «espoir de l'année suivante» erschienen! Wie hoffnungsvoll brechen Raabe und Stifter braune Knospen auf, um sich zu überzeugen, dass der Frühling nur schlafe und nicht tot sei!

Doch nicht nur Dichter suchen sich mit dem Problem winterlichen Ruhens auseinanderzusetzen. Die Frage beschäftigt auch die Naturforscher, Gärtner, Förster. Manches physiologische Rätsel harrt noch der Lösung. Auch Adolf Koelsch hat sich einst mit ihm befasst und erkannt, dass, was ruht, noch nicht stillzustehen braucht. Dafür liessen sich ja auch philosophische Bestätigungen finden. Wenn wir uns recht erinnern, gibt es ja auch eine Phase in den alten Kontertänzen, die als schwebende Ruhe anzusehen war. Ja Brünnhilde wagt sogar den Satz: «Göttliche Ruhe rast mir in Wogen.» Bo-

tanisch zeigt sich jedenfalls, dass die meisten Pflanzen einer Ruheperiode unbedingt bedürfen, während andere sich «treiben» (forcieren) lassen oder noch andere jederzeit keimen, falls das ihnen überhaupt nötige Minimum von Feuchtigkeit und Wärme sich einstellt.

Was wäre im Grunde «Ruhe»? Keinesfalls bedeutet sie in der Natur Tod oder auch nur Stillstand. Man könnte sich verwundern, weshalb z.B. in dunkeln, gleichmässig kühlen Kellern eingelagerte Kartoffelknollen erst im März auszutreiben beginnen, da sie dann doch schon während drei, vier Monaten unter gleich günstigen Bedingungen oder sogar höherer Temperatur wie tot dalagen. Die Erklärung liegt einfach darin, dass die äusserlich sichtbare Ruhezeit ausgefüllt wurde durch inneres Reifen, durch chemische Umsetzungen und Zubereiten von Baustoffen. Es ist wie ein Schlafen, um Kräfte zu sammeln. Auch die unterirdischen Zwiebeln mancher Frühlingsblumen wären schon Ende September «reif»; alle Teile der künftigen Blüten sind schon ausgebildet. Dennoch warten sie und erdauern ihren Lenz. Bei manchen forstlichen Samen findet sogar ein «Überliegen» um zwei, ja drei Jahre statt, und es ist gewagt, diese lange Keimruhe künstlich abzukürzen.

Freilich gibt es auch Pflanzen, deren inneres Bedürfnis nach Winterruhe gering ist, die sich treiben und aus begonnenem Winterschlaf erwecken lassen. Im Flieder, in den Tulpen z.B. sind die im Sommer gebildeten und für den nächsten Frühling bestimmten Baustoffe schon im Spätherbst verwendbar, so dass ein Aufblühen schon in den kältesten Monaten möglich wird. Ja, es gibt auch Pflanzen, die sich milder Wintertage so sehr erfreuen, dass sie ohne menschliche Beihilfe wiederholt blühen und lauben. Ziemlich oft lässt sich dies bei Rosskastanienbäumen beobachten. Primeln, Singrün (Immergrün), Erdbeeren können geradezu den Eindruck erwecken, sie vermöchten das ganze Jahr zu blühen und liessen sich nur von härtestem Frost und tiefstem Schnee unterducken. Das Gänseblümchen (Margritli) heisst mit Recht *Bellis perennis*, das ausdauernde Schönchen, und die lieblichste (deshalb selten gewordene) Blume, den Frühlingsenzian, *Gentiana verna*, möchten wir geradezu den ewigen (*G. aeterna*) heissen; wir fanden dieses Himmelsschlüsseli mit seinen wundervoll blauen Blümchen in fast jedem Monat.

Einigen Pflanzen ist es gerade dann am wohlsten, wenn andere schlafen. Der Seidelbast gehört zu ihnen, auch der Winterjasmin und eine Schneeballart, *Viburnum fragrans*, mit vom Oktober bis Februar blühenden Dolden zierlicher weiss-rosafarbiger, nach Heliotrop duftender Blümchen. Noch vor dem Schneeglöckchen erwacht auch der reizende sternblütige Winterling,

Winter auf dem Hinterberg. Foto: Hans Zaugg, Langenthal

das kleine goldgelbe Eranthis. Nicht vergessen dürfen wir die Christrose, die eigentliche Blume der Adventszeit, die in fast blütenloser Zeit Gärten und Gräbern ihr weisses Licht schenkt. Mörike hatte ihr Verse gewidmet, als er sie auf winterlichem Kirchhof fand: «Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne; dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne, dich nährt, den reinen Leib voll Reif und Duft, himmlischer Kälte balsamsüsse Luft.» Der Dichter denkt auch an den im Winterboden schlafenden Schmetterling, der nie den Honigseim der Christrose kostet, aber dessen zarter Geist, wer weiss, dereinst, uns unsichtbar, die Duftende umkreist.

Auch für die Tierwelt besteht Winterruhe nur sehr beschränkt. Wohl gibt es Tiere, die die kälteste Zeit in Starre und ohne Nahrung zu verschlafen pflegen; doch dieser Schlaf ist leise; einige sonnige Tage genügen, um manche zu wecken, wie die Igel, Dachse, Mäuse. Heute, bei Föhn, erschien das seit Oktober verschollene, schlafend oder tot gewähnte Eichhörnchen wieder im freilich kahlen Nussbaum. Die tiefer ruhenden Amphibien vermisst man nicht allzusehr, Schlangen schon gar nicht: Zahllose Insekten, liebe und verhasste, schlummern; doch in warmen Räumen erheben sich jetzt Marienkäferchen zu ihren Winterausflügen.

Und die Menschen? Kennen etwa sie die Winterruhe? Wer geschichtliche und dichterische Zeugnisse nachprüft, könnte tatsächlich glauben, in früheren Zeiten hätten sich die Leute hinter heisse Öfen zurückgezogen. Man täuscht sich, wenn man ferne Vorfahren für grösser, stärker, abgehärteter hält; nur ihre Nerven waren besser, ihre Ansprüche einfacher. Den Söldnerheeren des Mittelalters durfte man kaum Winterfeldzüge zumuten; frühzeitig im Herbst bezogen sie Quartiere. Kämpfe, wie vor Nancy im Januar 1477, da Karl der Kühne fiel, oder etwa bei Giornico Ende Dezember, wo unter Mithilfe vereister Matten die Besiegung des mailändischen Heeres gelang, waren Ausnahmen. Vielleicht war vor den grossen Waldrodungen das Klima rauher. Es ist wirklich auffallend, wie grosse Scheu vor Kälte sich in der angelsächsischen und germanischen Dichtung immer kundgab. Ein mittelalterlicher «kilchherr ze Samen» namens Rost meinte, nur der Winter sei schuld, wenn man traurig werde, und er kündet ihm Fehde an: «Winter, ü si widerseit!» Wenn Gottfried von Strassburg den, wie wir heute sagen würden, heissen Hass Isoldens gegen Tantris schildert, schreibt er: «ir herze begunde kalten.» Auch mittelalterliche Bilder scheinen Landschaften härterer Winter zu malen, als wir sie gewohnt sind. Noch bis gegen 1800 galten Eis und Gletscher der Alpen fast allgemein als «grausamer» Anblick. Landhäuser am Léman wurden noch zur Zeit Voltaires so gebaut, dass die «abstossende» Aussicht auf die Savoyer Berge vermauert blieb. – Erst sehr spät erwachte ein tieferes Naturgefühl. Und seit einem halben Jahrhundert brachte dann auch der Sport eine neue Einstellung zum Winter. Während man früher nur Schlitteln und Schlittschuhlaufen kannte, kamen in unserer Jugendzeit auch «Schneeschuhe» auf, wie die Skier damals noch hiessen. Ausdrücke wie Bobsleigh, Curling, Slalom waren unseren Eltern noch völlig unbekannt. Kurorte, die noch vor drei Jahrzehnten ihren Betrieb am 30. September schlossen, eröffnen ihn heute am 1. Oktober.

Für den Landwirt scheint auch heute noch der strengste Winter zwar keine Ruhe-, aber doch eine flaue Zeit. Unter überalten oder kränklichen Obstbäumen wird Musterung gehalten, es wird gesäubert, gesägt, geholzt; Maschinen und Geräte werden gereinigt und instand gesetzt, Felder gedüngt. Das Vieh braucht immer Besorgung. In Saatfeldern und Rebbergen ruht die Arbeit fast nie ganz, wie es schon vor zwei Jahrtausenden der römische Dichter Vergil in seinem «Landbau» feststellte; «Stets kehrt den Bauern im Kreise die Mühe»; und in der dunkeln Jahreszeit «dehnet die Sorge bereits aufs kommende Jahr der geschäftige Landwirt aus».

Und die Wälder? Da beginnt erst recht die Arbeit, das Durchforsten, Aufasten, Fällen und Rüsten. Jetzt, da die Bäume schlafen, die entblätterten Jungwüchse durch den Sturz ihrer alten Nachbarn am wenigsten leiden und meist bald Schnee das Wegführen und Rücken der Stämme erleichtert, ordnet der Forstmann Fällungen an. So ist jetzt an Werktagen der Wald oft belebter und lauter als im Sommer.

Aber in der Stadt? Winterruhe? – Da hat ja im Gegenteil die Jahreszeit der Unruhe begonnen: Anlässe und Betrieb jeder Art rufen und locken und lassen allzuviele nie zum Besinnen kommen. Innere Ruhe aber sollten wir erstreben, die unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten, von Wärme und Kälte, von längsten und kürzesten Tagen wäre. Seelenruhe ist ein höchstes Ziel, an das Heilige, Weise und Dichter mahnen. Unser Herz bleibe unruhig *(cor nostrum inquietum est)*, lehrt Augustinus, bis es in Gott ruhe. Und Paul Gerhardt sang: «Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felder, es schläft die ganze Welt. Ihr aber, meine Sinnen, auf, auf! ihr sollt beginnen, was eurem Schöpfer wohlgefällt.» Im Einwintern und Verwehen der letzten Blätter sah Karl Stamm «kein Schmerzbereiten, nur ein Fliehn in letzte Zeiten, Rückkehr tief in ewige Ruh'». So möchten unsere Gedanken von der Winterruhe geringster pflanzlicher und tierischer Lebewesen bis zu Weltanschauungen und Göttergestalten schweifen. Buddha erkannte, Ruhe würden die Menschen nicht einmal in allen Himmeln finden, sondern nur im Nichtmehrsein des Nirwana. Nach altgermanischer Anschauung vergeht oder dämmert auch die Götterwelt, wird aber neu erwachen, reiner und froher. In der «Götterdämmerung» Wagners lodert Wotans Walhall in Flammen auf; und ergreifend vermählen sich Wogen und Wolken in Harmonien zu Brünnhildens Abschiedsworten: «Ruhe, ruhe, du Gott.» Ganz einfach aber scheint der Gedanke Ottiliens in den «Wahlverwandtschaften», da sie sich fragt, weshalb das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang sei:

«Warum es so kurz scheint, und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes ineinandergreift.»

KARL ALFONS MEYER: 27. März 1883, Wiedlisbach – 13. Dezember 1969, Horgen bei Zürich. «Winterruhe» aus: «Von Frau Haselin zu Freund Hein», A. Francke AG, Verlag, Bern 1957.

Zum ersten Band unseres Jahrbuches (1958) trug der Verfasser eine Skizze «Der Oberaargau in meinen Gedanken» bei; im Band 1983 der Reihe widmete ihm Karl H. Flatt zum 100. Geburtstag ein Gedenkblatt.

# CUNO AMIET – HELLSAUER JAHRE

URS ZAUGG

Der Hellsauer Aufenthalt des Malers Cuno Amiet wurde bis anhin in Publikationen über ihn nur unvollständig oder in kürzerem Zusammenhang erwähnt. Offenbar schenkte man diesem Lebensabschnitt des Künstlers wenig Beachtung, und doch kommt diesen Lebensjahren Bedeutung zu. Die Hellsauer Jahre, wie wir sie nennen wollen, sind bezeichnend für den Lebensabschnitt des Existenzkampfes, der Selbstfindung sowie der künstlerischen Bestätigung nach Amiets Lehr- und Wanderjahren. Sie liessen ihn vom lernenden Maler zum reifen Kunstschaffenden werden.

Persönliche Äusserungen Amiets, Ausschnitte aus Briefen, Erinnerungen von Freunden sowie Aussagen Sachverständiger erhellen uns diese Epoche und lassen uns teilhaben an der glücklichen Fügung, wie der Solothurner Künstler seine zweite Heimat im Bernbiet fand.

Im Sommer 1886 lernte Amiet Hellsau und seine Umgebung als Schüler des Malers Frank Buchser kennen, der damals öfters während der Sommermonate in den dortigen Feldern zu malen pflegte. Auch während der Sommerferien 1887 und 1888 war der junge Malschüler Amiet mit Studienarbeiten in jener Gegend beschäftigt, und einen weiteren Aufenthalt verzeichnen wir nach Buchsers Tod 1890.

Als Amiet im Juni 1893 aus Pont-Aven in die Schweiz zurückkehrte, errichtete er vorerst im Elternhaus in Solothurn sein Atelier und 1894 ein zweites in Hellsau. Nach dem Tod seines Vaters zog es ihn endgültig ins Oberaargauer Dörfchen, wo er bis zu seiner Vermählung mit der einheimischen Wirtstochter Anna Luder im Juni 1898 Wohnsitz hatte. Durch die Präsenz junger Künstlerfreunde Amiets lebte kurz vor der Jahrhundertwende im ländlichen Bauerndörfchen zeitweise sogar ein Hauch vergangener Pariser Bohème auf.

## *Hellsau und die Herberge im Freien*

Hellsau nennt sich ein unscheinbares, bescheidenes Dörfchen im Oberaargau, an der alten Bern-Zürich-Strasse zwischen Koppigen und Herzogenbuchsee gelegen. Den Dorfkern bilden einige stattliche, bemalte Bauernhöfe am Eingang eines Grabens, der sich zwischen zwei sanften Molassehügeln, dem Chräjenberg und dem Äbnit, nach Süden hinzieht. An dessen nordöstlicher Flanke stand einst eine weitherum sichtbare, mächtige Eiche, einem Wahrzeichen gleich, die Dächer der Siedlung überragend.

Von Höchstetten herkommend öffnet sich dem Passanten zur Linken, gegen Norden hin, die «helle Aue», welche dem Dorf den Namen gegeben haben soll, eine fruchtbare, lichterfüllte Weite, umgeben vom Herrenwald und abschliessendem Blick auf den Jura. Die Matten durchfliesst der Chrümelbach, dessen Böschungen mit Weiden und Birken bestanden sind. Hier lauert der Graureiher auf Fischbeute, und der Bussard kreist über den fruchtbaren Feldern.

Das augenfällige, aus Sandsteinquadern erbaute Haus an der Halde mit den bemalten Fensterläden, welche ihm ein herrschaftliches Aussehen verleihen, war im April 1894 als Asyl für Unheilbare und Gebrechliche eröffnet worden. Unter dem Namen «Oberaargauisches Asyl Gottesgnad» bildete ein Mitgliederverein aus den Amtsbezirken Wangen, Aarwangen, Burgdorf und Fraubrunnen die Trägerschaft. Im Volksmund nannte man diese Armenunterkunft auch «Spittel». Chronischkranke und Geistesschwache fanden hier eine durch Menschenliebe getragene Unterkunft. Nicht-Pflegebedürftige verrichteten Arbeiten zur Selbstversorgung in Haus und Garten oder wurden auf den umliegenden Bauernhöfen in Feld und Stall beschäftigt, was bei etlichen auch einer Therapie gleichkam.

Kurz vor der Jahrhundertwende musste dieses Heim jedoch wieder geschlossen werden, und im Februar 1905 fand die Einweihung eines Neubaus in St. Niklaus bei Koppigen statt. Die Anstalt in Hellsau wurde zum Landwirtschaftsbetrieb.

Im «Möösli» besucht eine lebhafte Schülerschar, zusammen mit ihren Kameraden aus der Nachbargemeinde Höchstetten, die beiden Schulhäuser.

Weitherum bekannt ist wohl der «Freienhof» oder «Freihof», als Gast- und Wirtshaus, etwas ausserhalb des Dorfes in östlicher Richtung gelegen, direkt linkerhand der alten Überlandstrasse. Der Name «Freienhof» bedeutet «freier Hof», das heisst Hof auf freier Ebene oder in freier Gegend. Auch

Hellsau um 1900 mit Wirtshaus «Freienhof». Foto: Amiet-Archiv

Der «Freienhof» Hellsau um 1912.

«Hof mit freier Unterkunft». Als Gastwirtschaft war er im 19. Jahrhundert Etappenort durchziehender Käse- und Holzfuhren, aber auch Haltestelle von Postkutschen sowie Herberge mit Unterkünften für Fuhrleute und Zugtiere. Öfters logierten auch Pensionäre für längere oder kürzere Zeit. Der stattliche Bau, früher mit einem eigenartigen Dach-Türmchen versehen, lud von jeher zur Einkehr ein wegen der hier angebotenen reichhaltigen und währschaften Verpflegung. Einen grossen Tanzsaal im zweiten Stock benutzten einst die Maler Amiet und Morgenthaler als Atelier, das jeweils geräumt werden musste, wenn Tanz angesagt war. Dann schwankte das ganze Haus wie ein Schiff. Der «Freienhof» hatte eine gewichtige Tradition.

Eine mit Parkettboden und Holztäfer ausgestattete Gaststube konnte bei Bedarf, durch Hochklappen einer Seitenwand, vergrössert werden. Bemalte Türfüllungen trugen die Spuren von Frank Buchser, Cuno Amiet und Giovanni Giacometti. Die Küche befand sich im nördlichen Teil des Hauses, und das benötigte Wasser wurde, wie damals üblich, am laufenden Brunnen geholt. Ein hübsches, umzäuntes Bauerngärtchen vor dem Haus mit einem roten Gartenhäuschen musste später einem asphaltierten Parkplatz weichen. An dessen nördlicher Seite befand sich einst die Kegelbahn, auf welcher auch Buchser des öftern donnernd die Kugel schob. Eine dichte Buchshecke, nahe der Hofstatt, begrenzte das Kegelries.

Der Betrieb wurde um 1885 bis über die Jahrhundertwende hinaus von der Familie Luder-Imhof geführt. Der Wirt, Johannes Luder (4. 10. 1829 bis 18. 8. 1887), war ein herzloser und zeitweise ungehaltener Mensch. Seine Ehefrau Martha Maria Luder-Imhof (4. 1. 1849 bis 17. 3. 1924) lenkte mit viel Umsicht, Herzensgüte und hartem Arbeitseinsatz die Geschicke des «Freienhofs», besonders nach dem frühen Tod ihres Gatten. Sechs Kinder entsprossen der Ehe, wovon vier Mädchen, die in Küche, Haushalt und Gästebedienung tatkräftig mithalfen. Die älteste Tochter, die energische Flora, verheiratete sich später mit Dr. Fritz Morgenthaler in Herzogenbuchsee. Ihr folgten Mina, Rosa und als jüngste Anna, welche 1898 Cuno Amiets Frau wurde.

Hellsau darf für sich in Anspruch nehmen, von Frank Buchser, dem grossen Solothurner Maler, sozusagen als Studien-Aufenthaltsort für bildende Künstler entdeckt worden zu sein. Wenn der von innerer Unruhe gedrängte «Buchserstark» wieder hinausfahren musste, auch wenn es nur in die nahe Umgebung war, zog es ihn in die helle, lichterfüllte Weite mit ihren Wiesen, Feldern und Wäldern. Bei Hellsau fand er Motive, welche er später malerisch verwerten konnte. In dieser freien Natur liess sich, fern vom Alltag in Feld-

Der Maler Frank Buchser (rechts)
und sein Bruder Josef, Arzt. 1876.
Foto: Amiet-Archiv

Cuno Amiet «Hellsau, Freienhof», um 1894. Aquarell, Privatbesitz

brunnen, konzentriert arbeiten, und die Stunden der Musse lagen auch nicht weit im gastfreundlichen «Freienhof».

Durch Buchsers Schüler Cuno Amiet fand später eine Anzahl weiterer Maler die Gegend, die für längere oder kürzere Zeit im dortigen Wirtshaus wohnten. Am längsten wohl Amiet selber, der hier nach der Rückkehr von Pont-Aven sein zweites Atelier errichtete (nach demjenigen von Solothurn). Giovanni Giacometti weilte ebenfalls des öftern hier, wie auch Amiets Basler Künstlerfreunde Franz Baur, Emil Schill, Wilhelm Balmer und Emil Beurmann. Besuchsweise kam der Kunstmäzen Oscar Miller zu Fuss oder per Fahrrad von Biberist herüber. Von Juni 1917 bis Oktober 1918 bewohnte Ernst Morgenthaler mit seiner Familie einige Zimmer im ersten Stock des «Freienhofs».

Eine illustre Künstlergesellschaft genoss in Hellsau Tage des Frohsinns und der Entspannung. Amiet selber erlebte aber auch trübe Tage. Das Dasein mit ungewisser Zukunft, die dauernde materielle Not, die Frage nach der Richtigkeit der künstlerischen Entwicklung bedrückten ihn öfters und waren Ursache düsteren Sinnens. – Doch kehren wir ins Jahr 1884 zurück.

## *«Buchsers graue Bändchen hatten es mir angetan»*

An einem milden Herbstsonntagmorgen begegnete der 16jährige Gymnasiast Cuno Amiet, zum Skizzieren unterwegs, auf der Kreuzackerbrücke in Solothurn erstmals dem Maler Frank Buchser. Ein unvergessliches Erlebnis für den Jüngling, dessen brennendster Wunsch, Maler zu werden, täglich stärker wurde. Buchser war eben aus Griechenland kommend heimgekehrt nach Feldbrunnen. Weiss gekleidet, mit fliegendem Schlips, braungebrannt der Kopf, keck aufgezwirbelt die Schnurrbartspitzen, blitzend die Brillengläser. Diese Erscheinung blieb Amiet zeitlebens unvergesslich. Doch etwas erhaschte des Jünglings Auge am eilends Vorübergehenden: Die grauen Bändchen des Skizzenbuches, die so lustig aus der Tasche hingen und im Winde flatterten. Der junge Amiet wertete sie als eine Art Markenzeichen, Ausdruck für Freiheit und Ungebundenheit. Nur Künstlern war dieses Merkmal eigen. Jedenfalls, am folgenden Tag hingen auch solch verheissungsvolle Bändchen aus Cunos Tasche.

«Ich wollte Maler werden. Tagtäglich drängte ich und plagte meinen Vater mit meinem Herzenswunsch. Und endlich gab er nach: Die Erfüllung

hing vom Urteil Buchsers ab. Ich sollte zu ihm gehen, mit allem, was ich bisher gezeichnet und gemalt.»[1]

Die Geschichte ist bekannt, wie Cuno Amiet Frank Buchsers Schüler wurde. Ein Unterricht mit herbster, rücksichtsloser Kritik und gestrenger Schulung folgte. Zwei Jahre, zeitweise in der Schule krankgemeldet, verbrachte er stückweise, jeweils etwa für eine Woche, bei seinem Lehrmeister. Im Sommer 1886, nach bestandener schriftlicher Matura – die mündliche überspringend –, malte Amiet mit Buchser in Hellsau und lernte erstmals dieses Dörfchen und seine Umgebung kennen. Vom Vater hatte er die Erlaubnis erhalten, mit ihm dorthin zu fahren. Anlässlich der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 gab Cuno Amiet diese Begebenheit aus seiner Erinnerung zum besten:

«Der Weg in mein eigentliches Berufsleben führte durch Herzogenbuchsee. In Riedtwil stiegen wir aus (der Bahn) und kamen über Grasswil nach Hellsau. Den ersten Mann, den wir antrafen, fragten wir, wo wohl dieser Buchser sein möge. Dieser streckte den Arm aus, zeigte aufs Wirtshaus und die Hofstatt darunter und meinte kurz: ‹Dort malt er.› (Jenem Mann seine jüngste Tochter wurde später meine Frau.) – Ich durfte einige Wochen bei Buchser bleiben. Er sagte, ich solle hingehen und etwas malen. Ich, frisch und frank und frei gehe ins Gehege hinauf und male die schöne Aussicht über Winistorf, das Möösli, über den Herrenwald zum Blauberg hinüber.»[2]

«Als eine Weile später mein Meister das sieht, da prasselt ein Donnerwetter über mich hernieder: Ein unverschämter Kerl sei ich, gerade eine ganze Landschaft malen zu wollen. Ich solle zuerst probieren, ob ich so ein Baumstämmchen hier hinkriege. Und so ging es die ganze Zeit. Die Matur wäre ein Kinderspiel dagegen gewesen.»[3]

In Amiets Skizzenbüchern und Studien aus der damaligen Zeit lassen sich die phantasievolle Behandlung der Figuren sowie die Steigerung des Ausdruckes durch den Einfluss Buchsers besonders gut verfolgen.

«Es waren Wochen voll der strengsten Arbeit, voll Sonne, voll Zucht, voll Eifer, voll Herbe, voll Tränen und voll von gutem Glauben. – Im Antlitz des Meisters prägte sich jede Regung während der Arbeit ab, und es war schön zu sehen, wie der Ausdruck zum geniesserischen Beben wurde, wenn der Maler jedwedem Ding die ihm gehörige Stofflichkeit verlieh. So sass Buchser jeden sonnigen Vormittag unterm Haus im Schatten des weiten Apfelbaumes mit seinen Modellen, der Flora mit dem Znünikörbchen, dem Mähder und dem Bernhardiner Prinz. Am Nachmittag malte er nicht. Da mussten die

Bilder an der Sonne trocknen für den andern Tag. Da kam er zu mir zur Korrektur. Oder er nahm die Gabel auf die Schulter, wanderte aufs Feld und stellte sich mit einem frohen Witzwort in die Reihe der Heuer und der lustigen Heuerinnen. Ging auch in den kühlen Wald und brachte seinen grossen Malschirm voll von Pilzen heim. Über den Sonntag ging er gewöhnlich heim und kehrte meistens erst am Montag früh zurück.»[4]

Cuno fiel die Rolle des Hüters zu, der die im Freien aufgestellten Bilder vor Staub oder umherstreifenden Haustieren zu bewachen hatte. Nach der Tagesarbeit mussten jeweils Pinsel und Palette am Brunnen vor dem Wirtshaus geputzt werden. Unter des Meisters Pinseln gab es «verwöhnte Lieblinge», die bei der Reinigung besonderer Vorsicht bedurften. Und wehe, wenn sie unsorgfältig behandelt wurden!

An einem Sonntag war Tauffest im «Freienhof». Die vergnügten Leute hatten Mitleid mit dem armen Malerjüngling, der als Bewacher der Bilder einen gelangweilten Eindruck machte. Sie holten ihn zu sich. Der liess sich's wohlgefallen, denn er sass in Obhut der schönen Gotte. Das Fest nahm seinen Lauf, und es dachte niemand mehr an Zeit und Ernst. Mit einem Mal stand Buchser, früher zurückgekehrt als gewohnt, in der offenen Türe. Er blitzte den verdutzten Cuno mit feurigen Augen an, schaute auf die erstaunte, schöne Gotte, sah den kühlen hellen, graugelben Wein in der angelaufenen Flasche und – schickte Cuno väterlich allzufrüh ins Bett.

Im Herbst 1886 begann Cuno Amiets Ausbildung an der Münchner Akademie. Hier begegnete ihm Max Buri aus Burgdorf, der damals noch eher im Sinn hatte, Rennfahrer als Maler zu werden. Doch schloss er auch Freundschaften, die später von Bedeutung in seinem Leben werden sollten. Besonders zu erwähnen ist diejenige mit dem Bergeller Giovanni Giacometti, der Amiets unzertrennlicher Freund wurde; aber auch dem Basler Franz Baur mit dem Omelettenhütchen, der später das väterliche Malergeschäft übernahm, blieb Cuno stets herzlich verbunden. Des öftern begegnete er Ernst Kreidolf und Wilhelm Balmer und bewunderte ihr Können. In den Ferien kehrte er immer wieder in Buchsers Lehre zurück. So auch im Sommer 1888, als er dem Meister mit kahl rasiertem Kopf Modell stand, einmal auch als Klosterschüler in einer Kapuzinerkutte.

Nach den zwei Münchner Jahren absolvierten Cuno Amiet und Giovanni Giacometti die Rekrutenschule in Bellinzona und begaben sich im Oktober 1888 nach Paris, wo sie die Académie Julian besuchten. Auch zu dieser Zeit nahm ihn Buchser während der Ferien immer wieder bei sich auf.

«Die Erdbeermädchen» 1889. Foto: SIK Zürich

*Die Erdbeermädchen*

Im Frühjahr 1889 sah Amiet im Salon du Champs-de-Mars in Paris Hodlers Gemälde «Die Nacht». Trotz Buchsers Verbot. Er gewann einen freudlos-betrübten Eindruck von Hodlers Malerei, wie schon bei einer früheren Gelegenheit. Der aufs Schöne bedachte Amiet fragte sich damals, warum man wohl solch traurige, die Seele betrübende Dinge darstellen musste. Er konnte sich's nicht erklären.

Zum bedeutungsvollen Feriensommer wurde für den jungen Maler derjenige von 1889. Ein richtiges Bild sollte er von Anbeginn bis zu Ende malen: «Die Erdbeermädchen». Es sollte zugleich Amiets Lehrabschluss krönen. Zwei hübsche Mädchen wurden im Dorf Feldbrunnen als Modelle geholt. «Die schönsten müssen es sein, sie werden immer noch wüst genug ausfallen»[5], meinte der gestrenge Meister. Hinter dem Buchser-Haus, zwischen dem Schattenbaum und der Kegelbahn, war ein mit Haselgebüsch bewachsenes Hügelchen. Dorthin plazierte man die Modelle mit Erdbeerkrättchen und -körbchen zu einem echt Buchserschen Motiv. Das eine sitzend, von

Sonnenflecken übersprenkelt, das andere stehend im Halbschatten. Flimmernde Helligkeit überzog den mit Laubwerk geschlossenen Bildraum. Eine Sommeridylle in buntem Farbenspiel und Helldunkelkontrasten.

Der Hochsommer 1890 brachte die letzte Begegnung Amiets mit Buchser. Geschwächt und krank lag der einst «Buchserstark» genannte in einer Hängematte im Garten. Er starb am 22. November desselben Jahres.

### *Die Heuerin von Hellsau*

Amiet setzte seine Studien in Paris fort und verbrachte wiederum den folgenden Sommer (1891) zu Hause. Sein Meister, der ihm so viel gegeben, lag begraben. Sich erinnernd an seinen ersten Aufenthalt mit ihm in Hellsau, zog der junge Künstler von Juni bis Oktober ins Berner Dörfchen zu den ihm wohlgesinnten Wirtsleuten vom «Freienhof». Flora, Luders älteste Tochter, stand auch ihm Modell (wie schon Buchser), als junge Heuerin im flimmernden Sonnenlicht der duftenden Wiesen mit dem fernen Balmberg, keck das schattenspendende Strohhütchen auf dem Kopf, die Gabel in der Hand. Buchsers Schule ist unverkennbar. Licht und Luft, Formen, Linien und Farben kommen in einer Beglückung zum Ausdruck, welche sich vom Meister auf den Schüler übertragen hatte. Öfters kam der Vater mit der Familie oder allein von Solothurn hinaus nach Hellsau zu Besuch. Interessiert beobachtete er den Fortschritt der Arbeiten seines Sohnes. Er kündigte sein Kommen jeweils mit einer Postkarte an, ab und zu mit väterlicher Ermahnung zu fleissiger Arbeit:

«Herrn Cuno Amiet, Maler
bei Frau Luder
Hellsau, bei Seeberg
Ktn. Bern.
Mein lieber Cuno.

Weñ kein Hinderniss eintritt und es nicht regnet, kom̄e ich mit Mutter morgens (Mittwoch) zu Dir. Wir kom̄en 10 Uhr 20 nach Herzogenbuchsee und werden von da an zu Fuss gehen. Kom̄e Du ja nicht etwa nach Herzogenbuchsee, sondern benutze die günstige Zeit zum Malen.
Mit freundl. Gruss Dein Vater
Dienstag den 14. Juli 91»[6]

Cuno Amiet und Giovanni Giacometti in Paris mit Malerkollegen der Académie Julian um 1890/91. Foto: Amiet-Archiv

«Die Heuerin» 1891 (1931 verbrannt). Foto: SIK Zürich

Eine Anzahl Bilder entstand, meist Landschaften, Figürliches, Porträtstudien, Aquarelle und Zeichnungen. Sie widerspiegeln den bäuerlichen Alltag und das landschaftliche Umfeld des Malers in ihrer Verschiedenartigkeit, wie sie dem Oberaargau eigen sind.

*Die Bretagne – eine neue Hoffnung*

Im Winter 1891/92 absolvierte Amiet als Füsilier die Unteroffiziersschule. Ob er die Pflicht mit dem Nützlichen zu verbinden suchte, müssen wir offen lassen. Aus dieser Sicht könnte man sich jedoch gut vorstellen, dass ein Aufgebot zur militärischen Pflichterfüllung während der Pariser Semesterferien der Familie Amiet und dem ohnehin stets hilfsbereiten Vater als Entlastung nicht ungelegen kam. In diesem Winter lernte Cuno offenbar auch eine gewisse Anna Grimm, Industriellentochter aus Basel, kennen. Wie und aus welchem Grund, entzieht sich unserer Kenntnis. Er malte ein erstes Bildnis von ihr, mit rotem Schal. (Wir werden später nochmals auf die junge Dame zurückkommen.)

Kurze Zeit noch verbrachte er bei den Eltern und Geschwistern in Solothurn, und im Frühjahr 1892 kehrte er wieder in die Seinestadt zurück. Sein Freund Giacometti hingegen zog zu weiterem Studium nach Italien.

Wieder bekam Amiet Bilder von Hodler zu Gesicht. Im ersten «Salon de la Rose-Croix Estétique» des Sâr Peladan bei Durand-Ruel in Paris (März 1892) sah er «Die Lebensmüden». Später stand er in Bewunderung vor den «Enttäuschten Seelen» und dem «Aufgehen im All» und gewann den Eindruck, wirkliche Malerei von Grösse vor sich zu haben.

Cuno Amiet (vorne Mitte) während der Unteroffiziersschule 1891/92. Foto: Amiet-Archiv

Bildnis Anna Grimm 1891/92.
Foto: SIK Zürich

Wir wissen, dass Amiet damals von Unmut über den Akademiebetrieb befallen wurde und sich in eine Sackgasse gedrängt fühlte. Zu stark zog es ihn in die freie Natur, wie damals übrigens viele junge «Plein-Air-Maler» in Frankreich. Ein neuer Trend in der Malerei machte sich bemerkbar. Auf Anraten seines Studienfreundes, des Ungarn Hugo Poll, fuhr er Ende Mai ins Finistère nach Pont-Aven und erhielt in der Pension der Marie-Jeanne Gloanec Unterkunft. In Malerkolonien traf er dort Emile Bernard, Paul Sérusier, Maxime Maufra, Henri-Ernest de Chamaillard, Armand Séguin (der ihm die Technik des Radierens beibrachte) und Roderic O'Conor. Amiet war erstaunt, zu sehen, dass diese ihre Farben nicht mischten, sondern in Strichen oder Punkten rein nebeneinander setzten. Er sah Werke von Gauguin und van Gogh. Einmal kam sogar, von Frau und drei Kindern begleitet, Auguste Renoir. Der malte unweit von Amiets Standort, im «Bois d'amour», in duftigen, hellen Tönen. Die neuen Eindrücke schilderte Amiet selbst wie folgt: «Alles war neu, es gab merkwürdige, nie gesehene Menschen, Tiere, Bäume, Häuser, Farben, deren Leuchten ich nicht gekannt hatte, Linien, die auf ungeahnte Weise die Körper mit der Umgebung verbanden. Es gab eine merk-

Pont-Aven 1892/93: Marie-Jeanne Gloanec (Mitte sitzend), Marie Derrien (zweite von links). Foto: Amiet-Archiv

würdige, nie gesehene Kunst. Das Esszimmer des Gasthauses war tapeziert mit Bildern von Malern, die ich nie gesehen hatte: Laval, Moret, Gauguin, Sérusier, helle, klare Sachlichkeit.»[7]

Doch darf man nicht verhehlen, dass es um Amiet, trotz dieser Erfüllung, finanziell schlecht bestellt war. Er hatte einen guten, verständigen Vater. Immer wieder versuchte dieser, seinem Sohn das Leben in der Bretagne materiell erträglich zu machen. So bemühte er sich redlich, Geld zu beschaffen, damit Cuno seine Auslagen für Lebensunterhalt, Malmaterial und Modelle begleichen konnte, und ermahnte ihn zu finanziellem Masshalten. Verkaufsversuche von Bildern, die Amiet in Hellsau gemalt hatte, wie «Eine Bernerin in der Heuernte» oder «Änneli von Seeberg» oder «Mädeli von Höchstetten» zeitigten kein Interesse bei Käufern, und alle Verkaufsversuche blieben erfolglos.[8] Regelmässig sandte der besorgte Vater etwas vom eigenen Einkommen nach Pont-Aven.

Amiet blieb auch den Winter über in der Bretagne und verbrachte dort insgesamt dreizehn Monate. Die Bilder, die er damals malte, unterschieden sich deutlich von allem, was er bis anhin geschaffen hatte. Ernüchtert vom steten Misserfolg, Bilder zu verkaufen, und vom Gewissensdruck geplagt, mochte Cuno seinem Vater jedoch nicht mehr länger zur Last fallen. So schrieb er am 25. Mai 1893 nach Solothurn:

Pont-Aven d. 12. Juni 93

Mein lieber Vater!

Freitag habe ich Deinen Brief erhalten. Was ich befürchtet habe ist eingetroffen. Ich bin bereit heimzukommen.

Meine Verpflichtungen hier belaufen sich auf frs. 400.– Eine sehr hohe Summe für denjenigen der nichts hat.

Für mich habe ich einen Trost: Ich bin zu dieser Schuld nicht auf liederliche Weise gekommen; ich habe sie lediglich gemacht, um ungehindert arbeiten zu können.

Wenn ich meinen ganzen hiesigen Aufenthalt überblicke, so bin ich befriedigt, sowohl was meine Arbeiten u. Fortschritte, als auch, was meine persönliche Aufführung anbelangt.

Bis dahin war ich noch nie zufrieden mit mir selbst.

Mit grossem Bedauern werde ich diese schöne Bretagne verlassen u. in der leisen Hoffnung vielleicht in besseren Zeiten zurückkommen zu können.

Mit grosser Freude aber kehre ich in unsere liebe Familie zurück.

Unterdessen meine herzlichsten Grüsse an Euch alle meine Lieben.

Euer

Cun.

«Mein lieber Vater. Die Nachrichten in Deinem gestern abend erhaltenen Brief haben mich sehr enttäuscht. Ich war beinahe sicher, Geld von H. Ziegler zu erhalten. Nun, es ist also nicht mehr daran zu denken.»[9]

Und am 12. Juni: «Mein lieber Vater. Freitag habe ich Deinen Brief erhalten. Was ich befürchtet habe ist eingetroffen. Ich bin bereit, heimzukommen. Meine Verpflichtungen hier belaufen sich auf frs. 400.–. Eine sehr hohe Summe für denjenigen, der nichts hat … Nun weiss ich, dass es Dir unmöglich ist, mir auf einmal so viel Geld schicken zu können. … Es macht mir ungemein viel Verdruss, Dir soviel unangenehmes zu bereiten, mein lieber Vater. Für mich habe ich einen Trost: Ich bin zu dieser Schuld nicht auf liederliche Weise gekommen; ich habe sie lediglich gemacht, um ungehindert arbeiten zu können. Wenn ich meinen ganzen hiesigen Aufenthalt überblicke, so bin ich befriedigt, sowohl was meine Arbeiten & Fortschritte, als auch, was meine persönliche Aufführung anbelangt. Bis dahin war ich noch nie zufrieden mit mir selbst. … Bei meiner Durchreise in Basel werde ich sehen, ob mein Freund Baur, der Dekorationsmaler mich brauchen könnte. Auf die eine oder die andere Weise muss ich versuchen, etwas ver-

Pont-Aven 1892/93 (Charles Friberg mit Mandoline, Cuno Amiet sitzend mit Kahlkopf, Capitaine Jacob stehend, zweiter von rechts, Marie Derrien stehend rechts). Foto: Amiet-Archiv

«Bretonin» 1892.
Foto: Urs Zaugg

dienen zu können. Mit grossem Bedauern werde ich diese schöne Bretagne verlassen & in der leisen Hoffnung vielleicht in besseren Zeiten zurückkommen zu können. Mit grosser Freude aber kehre ich in unsere liebe Familie zurück. Unterdessen meine herzlichsten Grüsse an euch alle meine Lieben. Euer Cuno.»[10]

Ein letzter Brief des Vaters mit fürsorglichen Anweisungen und Ermahnungen zur Abreise traf in Pont-Aven ein:
«Mein lieber Cuno.
Ich schicke Dir hiermit Fr. 600.–. Ich habe das Geld entlehnen müssen. Mutter hat sich wieder als Bürgin unterschrieben. Ich habe also zu den alten wieder neue Schulden machen müssen. Wen̄ Du jedoch einmal im Stande dazu bist, musst Du uns nach & nach einen Teil des Dir gegebenen Geldes wieder zurückzahlen, worüber wir dan̄ mündlich das Weitere besprechen wollen. Nun bezahle sofort vor allem Deine Schulden … Dan̄ rüste Dich sorgfältig zur Heimreise. Vorher lass Deine Kleider in Stand stellen, damit Du hier nicht wie ein Abgebrannter erscheinst. … Noch eine gute & nicht überflüssige Mahnung. In Paris & nachher in Basel lass Dich beim Zusammentreffen mit Kameraden nicht verleiten oder hinreissen, mehr zu trinken, als Dir gut ist. Gedenke zum Voraus der schlim̄en Folgen. Ziehe Nutzen aus der bösen Erfahrung. …
Mit freundlichem Gruss Dein J. J. Amiet
Solothurn den 22. Juni 1893»[11]

Cuno Amiet nahm Abschied von Pont-Aven, vom kunstbeseelten Ort mit den grünbewachsenen, altergrauten Gemäuern und dem schlanken Kirchturm, von der herben Landschaft und dem Meer, von den malerischen Winkeln an der «Aven», den Fischern und Bauern, den Bretoninnen mit ihren schmucken Hauben und weissen Schulterbesätzen, von den Malerkolonien und all seinen Freunden, vom korpulenten Capitaine Jacob und Charles Friberg, der so lustig Mandoline spielte, vom Advocaten de Chamaillard, von O'Conor und Sérusier, aber auch von der liebenswürdigen Marie-Jeanne, die ihn so umsorgend beherbergt hatte wie einen ihrer Söhne, und vom treuen, dienstbaren Geist im Hause Gloanec, Marie Derrien.

Ende Juni traf Amiet in Basel ein.

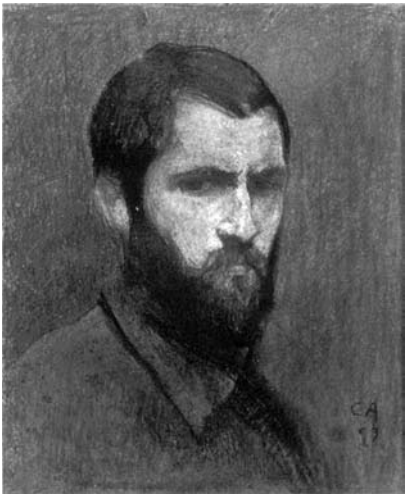
### *Dunkle Zeiten und Erleuchtung aus Basel*

Hier am Rhein, wo Amiet sich vorübergehend bei seinem Freund Franz Baur aufhielt, erholte er sich von seiner gedrückten Stimmung und schöpfte bald wieder neue Hoffnung. Balmer und Beurmann versprachen ihm Hilfe in den schweren Anfängen seiner Künstlerlaufbahn.

«Es war mir unverständlich, warum meine Bilder in der Schweiz nicht beachtet wurden. Als ich nach dreizehnmonatigem Aufenthalt in meinem lieben Pont-Aven wieder nach Hause kam und Ausstellungen hier sah, musste ich mir sagen: Ja, so. – Ich kam wieder nach Solothurn, in mein Vaterhaus, richtete mir im Estrich ein kleines Atelier ein und hauste dort und malte für mich. Fast wie ein Geächteter. Etwa ein Jahr lang hielt ich es aus. Da zog es mich wieder in die freie Natur. Ich konnte es einrichten, dass ich wieder nach Hellsau kam. In die Freiheit und Ungebundenheit. Wo sich weiter niemand um meine Malerei kümmerte – jedenfalls nicht, dass ich's bemerkt hätte – wo aber die Mutter Luder alles tat zu meinem Wohlbefinden.»[12]

Der Vater grämte sich sehr, und Cuno musste den Vorwurf vernehmen, er solle doch auch malen wie andere Leute, um begüterte Liebhaber zu finden. Doch dieser hatte seine Prinzipien, von denen er sich nicht abbringen liess. Die Basler Freunde griffen mit Rat und Tat ein. Franz Baur vermittelte einige lohnende, dekorative Aufträge.

Die stillen Jahre, in denen Amiet teils in Solothurn, teils in Hellsau arbeitete, waren für ihn eine Zeit der Vorbereitung. So wichtig das reiche Jahr in Pont-Aven für den jungen Künstler gewesen war, so bedeutungsvoll wurde



Selbstbildnis 1893. Foto: SIK Zürich

ihm die Rückkehr in die Heimat. Landschaft, Licht und Formen waren hier ganz anders. Die alten Überlieferungen schweizerischer Malerei nahmen ihn wieder gefangen und drängten ihn dazu, seine neue Malweise mit dieser zu vereinen und ihr neue Impulse zu verleihen.

Die Suche nach einer eigenen Sprache, das heisst die Verwertung des Bretonisch-Angelernten durch Einfliessenlassen in Bestehendes und die Entwicklung zu einem eigenständigen Stil, kommt in mehreren Arbeiten Amiets aus jener Zeit klar und deutlich zum Ausdruck, am deutlichsten wohl in den Bildern «Liegende Frau», «Otti mit Brot» oder «Rosi, die Schwester des Künstlers» (alle 1894 entstanden). Unmittelbar wird man an O'Conors Streifentechnik erinnert. Von wilden Schlangenlinien durchzogen ist «Die liegende Frau». Beim «Otti», dem Dorfärmsten und Bettelknaben von Hellsau, der Amiets Sympathie fand, treten weiche Wellenlinien in Orange, Grün, Violett und Braun-rosé, der Form von Kopf und Schultern folgend, auf. Und im Bildnis der «Rosi» erinnern die webenden Streifenlinien von Hintergrund und Boden an van Goghs Pinselführung.

Das Jahr 1893 brachte die erstmalige Begegnung Amiets mit Hodler. Durch Vermittlung von Amiets Freund, dem Bildhauer Max Leu, lernten sie sich in Bern an der Generalversammlung der Gesellschaft schweizerischer

«Liegende Frau» 1894.
Foto: SIK Zürich

«Die Schwester des Künstlers» (Rosi) 1894.
Foto: Kunstmuseum Bern

Maler, Bildhauer und Architekten (GSMBA) kennen. «Ich hatte ihn schon beobachtet, wie er war und wie eigenartig er sich gab. Er flösste mir einen gewaltigen Respekt ein, und es war mir bange, ihm vorgestellt zu werden. Er war aber recht freundlich und fragte mich gleich, was ich male.»[13]

Amiet zeigte ihm die Fotografie einer grossen Zeichnung, eine Pfahlbauszene darstellend, als Konkurrenzaufgabe für den Schweizerischen Kunstverein. Hodler schien beeindruckt und lud den jungen Maler zu einem Besuch

«Otti» en face 1894. Foto: SIK Zürich

«Otti mit Brot» 1894. Foto: SIK Zürich

nach Genf ein. Der Einladung folgend, fand er jedoch Hodler nicht im Atelier, reiste wieder ab und war eher froh, ihm nicht begegnet zu sein. Kurze Zeit später traf er ihn beim Kupferdrucker Max Girardet in Bern, wo sich Hodler im Fahrradfahren übte. Es besteht kein biografischer oder künstlerischer Hinweis, dass vor 1897 eine engere Freundschaft zwischen den beiden bestanden hätte.[14]

Eine Bekanntschaft ganz anderer Art bestand jedoch zur Baslerin Anna Grimm, einer frühen Liebe Amiets. Wie vorgängig erwähnt, hatte er ja schon 1891, während der Unteroffiziersschule, ein erstes Bildnis von ihr gemalt, und nun entstand ein schmales, hochformatiges Gemälde der ganzen Figur, «Junge Dame mit Regenschirm». In städtisch-galantem Putz steht sie, die junge Baslerin, als verschwiegen-rätselhafte Erscheinung, unnahbar vor uns. Auch Amiets Schwester Emmy pflegte Kontakte zu ihr und weilte hie und da für einige Tage in Basel. Anna Grimm heiratete später einen ungarischen Arzt, der in Herisau praktizierte.

Zu Beginn des Jahres 1894 stellten die Basler Freunde im sogenannten «Kunstloch» am Münsterplatz, einem Souterrainraum im Hause der Lesegesellschaft, den man der aufblühenden Künstlergesellschaft zur Verfügung gestellt hatte und dessen Aussehen einem mittelalterlichen Refektorium glich, einige Werke von Amiet aus. Emil Beurmann schilderte die Begebenheit:

«So stellten wir einmal einige Bilder unseres Freundes Cuno Amiet aus, der damals noch schwer um Anerkennung zu kämpfen hatte, und bemühten uns, den Kunstfreunden diese so fremd anmutende ungewohnte Malerei mund- resp. augengerecht zu machen. Hinter einem Vorhang wurde dann den Besuchern etwa ein Schnäpschen serviert, das auch zum besseren Verständnis beitrug.»[15]

Franz Baur erhielt damals die Bilderkiste zugesandt, und sofort bestaunte das Basler Künstlerkollegium den Inhalt. Am 22. Januar 1894 schrieb Baur an Amiet:

«Lieber Freund.

… Besonders das Porträt hat famose Sachen in Ton & Zeichnung. Allerdings schockierte mich, wen̄ auch weniger als bei früheren Sachen, die Zebramanier … Samstag abend umringten nun alle Deine Bilder, mit grossem Geschrei Vorzüge & Nachtheile Deiner Malweise erwägend: Beurmann findet viel Gefallen am Porträt, das er mit Jochen v. Aman Jean vergleicht. Balmer ist hoch davon, macht Dir sein Compliment, bewundert feine Farbe &

Ferdinand Hodler um 1898. Foto: Amiet-Archiv

«Junge Dame mit Regenschirm» (Anna Grimm) 1894.
Foto: SIK Zürich

Leuchtkraft & korrigirt die zu rohen Schatten an Kiñ & Backen. Er wolle Dir selbst einiges schreiben. Schider hat seine Freude & sagt mir, dass ich Dir mitheilen solle: er habe Respect vor Stilleben & Porträt. & Schider sagt, das Porträt sei für die Secession in München zum Einsenden. Sandreuter: sagen Sie Amiet, dass ich für das Porträt meine vollste Approbation habe, es gefällt mir sehr gut. Vermehren kriegt schier Krämpfe vor Eifer, Deine Sachen zu erörtern & zu vertheidigen.

Und ich, der Baur, finde mit meinem Unterthanenverstand die beste Kritik die Balmers, nur möchte ich wünschen, dass Deine Sachen auch in weniger weiter Entfernung die gleichen Vorzüge behalten möchten & aus der Nähe noch verstanden werden köñten.»[16]

Sie ermunterten ihn, eine Reihe seiner Bilder gegen Jahresende in der Basler Kunsthalle auszustellen. – Inzwischen arbeitete Cuno den Sommer über meistens in Hellsau, und der Vater musste weiterhin helfend zur Seite stehen:

«Mein lieber Cuno.

Ich schick Dir auf Deine Karte v. 13 ds Fr. 30. Mehr kañ ich Dir jetzt nicht geben. Ich denke aber es werde reichen, bis Du den so bestim̄t erwarteten Preis für Deine Pfahlbaute bekom̄st. Weñ Deine Erwartung nur nicht etwa getäuscht wird. Wir wollen es nicht befürchten.»[17]

Die leise Ahnung des Vaters bewahrheitete sich nur allzu rasch. Des jungen Malers ernsthafte Arbeit zeitigte keinen Erfolg. Unverdrossen beschritt er jedoch weiterhin seinen Weg. Im November reichte Amiet einige Bilder zur Ausstellung in der Basler Kunsthalle ein. Darunter «Die Bretonischen Wäscherinnen» (1893), «Junge Dame mit Regenschirm» (Anna Grimm, 1894) und «Die Bernerin im Grünen» (1894).

Franz Baurs Eindruck vernehmen wir in einem Brief vom 18. November 1894:

«... Deine Bilder: Gesamt Eindruck hat etwas Grosses, echt Künstlerisches. Abgesehen vom Tüpfeln & Stricheln gefällt mir Frl. Grimm sehr gut, ob ähnlich? Dañ die Bernerin Dein hübsches Modell sehr interessantes Farbenproblem & Stimmung für meinen unmassgebenden Geschmack.»[18]

Die Pressekritik jedoch war verheerend. Insbesondere die «Basler Nachrichten» vom 6. Dezember 1894 brachten eine über alle Massen absprechende und entwürdigende Beurteilung von Amiets Malerei:

«Leider bleibt uns, wenn unser Rundgang durch die Kunsthalle vollständig sein soll, die unvergleichliche Probekollektion des jungen Solothurner

Impressionisten Cuno Amiet zu erwähnen. Obschon nämlich aus Freundeskreisen des seltsamen Kauzes eine regelrechte Gebrauchsanweisung zum besseren Verständnis der Amiet'schen Farbentheorie erlassen und so die Kritik zum voraus zu beeinflussen versucht worden ist, wird man in Basel wohl kaum ein Dutzend Kunstfreunde zusammenbringen, welche diese jeden ästhetischen Gesetzes spottenden Versuche nicht als tolle Hallucinationen eines Farbenblinden empfinden. Ja, man ist geradezu versucht, von einem physischen Schmerz zu sprechen, wenn man sich diese unglaublichen koloristischen Purzelbäume vergegenwärtigt.

Wer Amiets neue Malweise noch nicht kennt, dem sei verraten, dass es sich dabei um nichts Geringeres handelt als um die Ausführung des allerdings recht schwierigen Kunststückes, die Welt auf den Kopf zu stellen. Gewiss, auch dieser Malbeamte ‹will› etwas, nicht in letzter Linie vielleicht: von sich sprechen machen. Auch unsere kleinen Hausgeister bezwecken und ‹wollen› etwas, wenn sie ihre Bilderbücher eigenhändig mit Wasserfarben zu kolorieren sich anschicken und in Ermangelung eines gefüllten Farbkastens vielleicht mit einer einzigen Farbe munter drauflos pinseln. Ist kein Grün mehr vorhanden, so werden die Blätter violett angestrichen, und mangelt das Schwarz, so setzt es grüne Augenbrauen und Ohren ab – genau so wie bei Herrn Amiet. Mehr zu sagen halten wir überflüssig. Dass die Veranstalter dieses Impressionisten-Gastspieles jedenfalls die Lacher auf ihrer Seite haben, ist als sicher anzunehmen, nur dürfte es sich fragen, ob es nicht angezeigter wäre, derartige Specialitäten in ein separates Kuriositätenkabinett zu verweisen, damit die heiligen Hallen des Oberlichtsaales hinfort nicht mehr durch allerlei zwerchfellerschütternde Bemerkungen entweiht werden. Wer das Gruseln lernen will, der versäume nicht, sich zur Dämmerungszeit bei den Amiet'schen Missstimmungsbildern einzustellen, die gewünschte Wirkung dürfte nicht lange auf sich warten lassen.»[19]

Diese niederschmetternden Zeilen trafen den jungen Künstler hart und waren schwer zu verkraften. Er stellte den Kritiker zu einer Aussprache und bezichtigte ihn der völligen Unwissenheit auf künstlerischem Gebiet. Dieser hatte nie etwas von Manet, Renoir oder Whistler gehört, von Gauguin oder von van Gogh nicht zu reden. Kurze Zeit später musste der sonderliche Berichterstatter seinen Posten verlassen.

Auch Wilhelm Balmer erinnerte sich: «In der Kunsthalle in Basel sahen wir einmal einige Studien von Amiet, von überraschender Farbigkeit und grosser Einfachheit. Aber das Publikum lachte nur oder empörte sich über

solche Ketzerei, so dass die Bilder nach einigen Tagen entfernt wurden. Nun aber fanden wir Gefallen daran, auch meine Frau, die einen sehr guten Blick für das wesentlich Künstlerische hatte. Wir beschlossen, Amiet zu besuchen und fanden uns einige Tage darauf in Solothurn ein, wo er bei seiner Stiefmutter wohnte. Er führte uns unters Dach, wo er sein Atelier hatte, und zeigte uns alles. Die letzten Sachen hatte er in der Bretagne gemacht, wohl unter dem Einfluss von französischen Malern. Wir kauften den Kopf einer alten Frau und ein bretonisches Mädchen in Dunkelgrün und blieben von da an in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm. Auch die Basler Kollegen begannen sich für seine Kunst zu interessieren, besonders Franz Baur, der auch einiges kaufte.»[20]

Dr. Hans Trog, der Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», der Mediziner Professor Hägler, der Unternehmer Philipp Trüdinger und der Maler Emil Beurmann halfen Amiet tatkräftig und wohlwollend über die Sorgen des Alltags hinweg. Aus solchen kompetenten und warmen Sympathiekundgebungen schöpfte er erneut Mut und Arbeitskraft.

Er beteiligte sich am Wettbewerb zur Ausschmückung des Bundesgerichtsgebäudes in Lausanne, der im März 1894 ausgeschrieben worden war. Das «Paradies», «Abel und Kains Schicksal» und die «Sündflut» hatte er sich zum Thema gesetzt. Amiet baute grosse Hoffnung auf diese Arbeit. Doch erlitt er abermals eine bittere Enttäuschung, als die Jury seine Entwürfe nicht einmal eines Preises für würdig hielt.

Auch im schneereichen und kalten Winter 1894/95 hielt sich Amiet in Hellsau auf; er stand draussen und malte seine Schneebilder direkt im Freien. Etwas ganz Neues – das hatte bisher noch niemand gemacht.[21]

Die Gesundheit des Vaters gab zu Besorgnis Anlass. Er litt seit geraumer Zeit an Gelbsucht und hielt sich zuweilen zur Kur in der Innerschweiz auf. Wenn Cuno nach Solothurn fuhr, hängte er ihm ab und zu ein Bild in seine Studierstube, damit er sich daran erfreuen konnte. Doch am 22. Mai 1895 schloss der Vater die Augen für immer, und der Maler zog vollends nach Hellsau.

In dieser düsteren Zeit erhielt Amiet unverhofft einen Auftrag, welcher ihm Freude bereitete: einen Zyklus von sechs Bildern zu gestalten für das Café «Bavaria» an der Gurzelngasse in Solothurn. Als lebensfrohe Bilderfolge stellte sie Gestalten bei lustiger Geselligkeit und Tafelrunde nach einer Wagenfahrt dar. Leider verbrannten die Bilder später mit dem Gewerbemagazin beim Westbahnhof, wo sie eingelagert waren.

*Tanz, Räuberlieder und alte Balladen*

Im grossen Saal des «Freienhofs» war öfters Tanz. Auch an «Spinnet» oder «Sichlete» fanden sich die Mädchen und Burschen zu geselligem Stelldichein. Diese Anlässe liessen den jungen Amiet den Alltag vergessen. Da ging es lustig zu und her. Seitlich, in der Dachschräge des getäfelten Saals, standen Tische in Nischen und in der Mitte drehten sich die Paare beim Tanz. Vom «Gygerläubli» herab, das sich an der Südseite des Raumes befand, spielten die Musiker auf Klavier und Klarinette, Geige und Bass ihre Polkas, Schottisch oder Walzer. Von hier aus konnte man auch ins Dachtürmchen steigen, einen kleinen Estrich.

Zeichnung aus dem Zirkulationsalbum der Basler Künstlergesellschaft 1898, v. 1.: Emil Beurmann, Conzertina, Fritz Mock, Violine, Wilhelm Balmer, Gitarre, Franz Baur, Mandoline. Foto: Urs Zaugg

Apropos Musik: Unter den Mitgliedern der Basler Künstlergesellschaft hatte sich zu jener Zeit eine kleine musikalische Gruppe gebildet, welcher zeitweise auch Amiet angehörte. Emil Schill spielte Gitarre, Wilhelm Balmer und Fritz Mock Violinen, Franz Baur und Amiet ihre Mandolinen, Emil Beurmann Concertina. – An Tanzsonntagen etwa oder bei sonstiger Gelegenheit machten die Freunde vom Rhein den Hellsauern ihre Aufwartung, welche sie Amiet einmal mit einer Postkarte ankündigten:

«Mein Lieber. Balmer und ich verreisen also Freitag mittag ab Basel 2.40 und sind dañ um 5.18 in Herzogenbuchsee. Von da aus legen wir den Weg weñ immer möglich zu Fuss bis Hellsau zurück. Da hoffentlich treffen wir alle in der besten Gesundheit und frohen Muthes an, ich bringe meine Mandoline & einige Noten mit. Freund Billeter will mir einige Kupferplatten für Dich mitgeben, da unsere bestellten noch nicht angekom̄en. Morgen abend

Amiets Basler Künstlerfreunde 1898, v. r.: Wilhelm Balmer, Emil Schill, Fritz Mock?, Franz Baur. Foto: Künstlergesellschaft Basel

wollen wir einige Abdrücke fabrizieren & bringen wir dañ die Resultate mit. Balmer bringt auch was zum Drucken, so dass (sich) alles schön(t) macht. … dem ganzen Freihof meine besten Grüsse, besonders aber sei Du & was Dir lieb & werth gegrüsst von d. Franz Baur. au revoir.»[22]

Und wenn das Fest verrauscht und der Alltag zurückgekehrt, folgte ein Dankeschön in «katzenjämmerlicher Stimmung»:

«M.L. … unseren Dank für die äusserst angenehme Gesellschaft der jüngeren Generation ergebenst zu Füssen, während der sorgenden Mutter ein Kränzlein des Lobes für umsichtige Leitung und interne Arbeiten gewunden sei. – Dir, lieber Freund, wünsche ich guten Muth & Ausdauer in arte et amore et verbleibe Dein Franz Baur.»[23]

Auch Wilhelm Balmer blieben diese Tanzsonntage unvergesslich:

«Etwa alle Vierteljahr walzten wir mit unseren Instrumenten von Samstag bis Montag nach Amiets neuem Wohnsitz Hellsau, eine Wegstunde von Herzogenbuchsee, und spielten im Gasthaus und auch einmal im Krankenhaus (Spittel) aus Schäublins Volksliedern ein ganzes Programm ab. Da kam auch ein altes Bettelweib mit Gitarre, erwärmte sich erst durch einige Schnäpse und sang dann alte Balladen und Räuberlieder, die Schill festzuhalten suchte. Etwa war ‹Spinnet›, zu dem die Mädchen früher mit den Spinnrädchen zum Nachmittagskaffee angerückt waren, bis die Burschen sich allmählich zur Türe hereindrückten und zum Tanz aufforderten. Die Spinnrädchen waren damals schon vergessen, aber der Kaffee und die Küchli ge-

Wilhelm Balmer, Einladungskarte der BKG 1895. Foto: Amiet-Archiv

blieben, und richtig kamen gegen Abend die Burschen, und für einen Zehner durfte jeder einen Tanz schwingen oben im grossen Saal, wo ein ‹Kronleuchter› mit drei Petrollämpchen durch den dicken Dunst von Menschen und Rauch eine kleine Helligkeit verbreitete; denn die meisten Burschen sogen auch während des Tanzes an ihren Stumpen. Den Wänden entlang standen einige Tische mit je einer Kerze zwischen Seitenwändchen, so dass man sich ganz behaglich als Zuschauer in diesen Chambres séparées niederlassen konnte. Die Töchter der Wirtin, einer Witwe, servierten. Zwei waren verheiratet und die jüngeren, Rosa und Anna, noch ledig und alles sehr tüchtige Mädchen. Einmal gab's Krach, weil ein Tänzer seinen Zehner nicht zahlen wollte. Und einmal wäre nachts fast ein Brand ausgebrochen, da der ‹Kronleuchter› die Deckenbalken so angebrannt hatte, dass wir nach Löschen der Lichter bemerkten, dass das Holz schon in Glut geraten war.»[24]

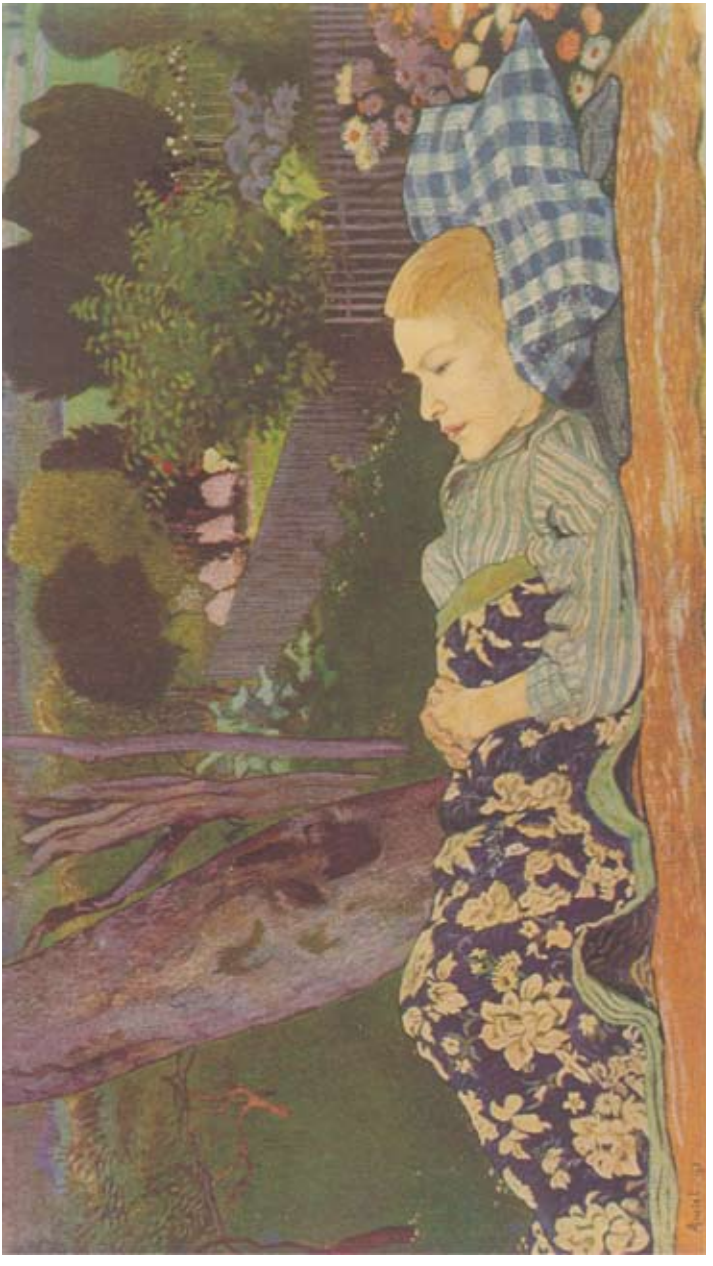
Gesellschaftliche Anlässe, im ländlichen Hellsau nicht gerade alltäglich, gehörten in Basel zum städtischen Kulturleben und waren selbstverständlich. Für eine von der Künstlergesellschaft veranstaltete «Bauernkilbi», einem Kostümball im Februar 1895, gestaltete Wilhelm Balmer die Einladungskarte. Auch Amiet, der lustigem Treiben nicht abhold war, lud man dazu ein. Doch für einmal kam aus dem verschneiten Hellsau eine Absage per Telegramm: «kuenstlergesellschaft kunsthalle basel = ich wollt ich koennt mit den gruenen und weissen auf schwarzem grund heut abend speisen. – amiet».[25]

*Der kranke Knabe*

Im Sommer 1895 entstand in Hellsau «Der kranke Knabe», eines der ausdrucksvollsten Bilder Amiets. «Ein armer Knabe, der seit Jahr und Tag in einem Streckbett lag»[26], war dem Künstler aufgefallen. An Hüftgelenktuberkulose erkrankt, lag er im «Spittel» in einem kleinen Zimmer. Amiet liess sich den Kranken, mit Einwilligung des Arztes, bei schönem Wetter, auf eine Matratze gebettet, zum blühenden Garten bringen. Er malte ihn bei mildem Sonnenlicht im Schatten eines Baumes.

Betrachten wir dieses Werk etwas näher: Im Vordergrund liegt der Jüngling, dessen bleiches Leidensgesicht voller Geduld und Ergebenheit auf einem blau-weiss gestreiften Kissen ruht. Körper und Beine bedecken eine mit Blumenmotiv bestickte Decke. Ein violettgetönter Baumstamm sowie eine saftiggrüne, baumbestandene Landschaft und ein blühendes Blumengärtchen bilden den Hintergrund. Vom Gesamteindruck wird der Beschauer an die Pont-Aven-Schule erinnert, deren anhaltende Nachwirkung hier mitklingt. Ein Bild von geschlossener Aussage, sensibel empfunden und stark im Ausdruck mit symbolischem Gehalt. Hoffnung und Zuversicht auf Genesung liegen in den Gesichtszügen des Knaben. Dieser leidende Junge scheint nicht dem Tode geweiht. Die blumige Decke leitet über zum erblühenden Umfeld, welches sich über dem Liegenden ausbreitet und den Anschein erweckt, als flösse dem Genesenden neue Lebenskraft zu. Wie anders erscheint uns doch ein ähnliches Motiv von Hodler, erinnert man sich an dessen spätere Godé-Darel-Sterbebilder. Die verschiedenen Charaktere zwischen den beiden Künstlern sind hier ablesbar. Für Hodlers Kranke besteht nur noch der gerade Weg zur grossen Horizontalen. Der lebensbejahende Amiet jedoch setzt im «Kranken Knaben» Symbole der Hoffnung und Zuversicht. Etwa in der Darstellung einer satt-spriessenden Wiese, eines blühenden Blumengartens oder eines markanten Baumstammes mit scheinbar unverrückbarer Standfestigkeit. Oder scheint etwa darin auch ein Hoffnungsträger des Malers selbst verborgen in seinem derzeitigen Existenzkampf? Doch wer weiss schon, was damals in des Künstlers Seele vor sich ging. Dem Kranken kam der lange Aufenthalt in der freien Natur sowie die belebende Unterhaltung mit dem Maler gut zu statten; er erholte sich soweit, dass er bald wieder auf Krücken die Schule besuchen konnte.

Amiet erzählte später: «Für dieses Bild schnitzte ich einen Rahmen, ich verpackte es in eine Kiste, lud diese auf ein ‹Brügiwägeli›, spannte den Bern-



«Der kranke Knabe» 1895 (1931 verbrannt). Foto: Farbrepro nach altem Farbdruck

Bildnis Giovanni Giacometti. 1897.
Foto: Urs Zaugg

hardiner Prinz davor, kutschierte nach Buchsi damit und liess das Bild nach München an die ‹Internationale› schicken. Nach vierzehn Tagen brachte es der Fuhrmann wieder zurück. ‹Refusiert!›. – Es kam nachher, anno 31, doch noch nach München, mit neunundvierzig anderen Bildern. Damals wurde keines refusiert – alle sind verbrannt!»[27]

Auch Wilhelm Balmer wusste über den «Kranken Knaben» zu erzählen: «Er malte damals einen Idiotenknaben (Bettelknaben) und 1895 im Spital (Spittel) der Unheilbaren den «Kranken Knaben», den man bei schönem Wetter ins Freie trug. Das blasse, abgezehrte Gesicht, der arme Körper unter gesteppter farbiger Decke, der Garten mit violetten Baumstämmen waren sehr schön, intim gezeichnet und sattfarbig gemalt. Als er das Bild in Basel ausstellen wollte, erregte es Hohngelächter bei der Kommission. Ich kam zufällig dazu und war so entzückt von dem Bild, dass ich keine Ruhe hatte, bis ich es erwerben konnte. Seither ist es, mit Hindernissen freilich, im Schweizersaal der internationalen Ausstellung in München trotz des Protestes von Lenbach ausgestellt worden und im Jahr 1900 auch an der Weltausstellung in Paris.»[28]

Von Emil Beurmann vernehmen wir: «Dieses Bild, das zu seinen besten Werken gezählt wird, hatte er 1895 gemalt. Er war damals in grosser Not und wusste sich vor Schulden nicht zu helfen. Da kaufte ihm Wilhelm Balmer, dem es zu jener Zeit sehr gut ging, … das Bild ab, und Amiet konnte seine Bankschulden bezahlen und war gerettet. Als Balmer krank lag – über 30 Jahre später – und auch keine Heilung vorauszusehen war, war er seinerseits in finanziellen Nöten – trotzdem er sein Leben lang immer sehr viel verdient hatte. Aber er war ein schlechter Sparer. Da konnte er durch Amiets Vermittlung das erwähnte Bild an das Berner Kunstmuseum verkaufen. Und

Giovanni Segantini um 1898.
Foto: Amiet-Archiv

so brachte dasselbe Bild diesmal nun für ihn die Rettung vor dem Schlimmsten. Bald darauf starb Balmer. (Dieses Bild ist lange nachher beim Brand des Münchner Glaspalastes zugrunde gegangen.)»[29]

Das Jahr 1895 brachte Amiet auch einen Aufenthalt bei seinem Freunde Giovanni Giacometti, der Ende 1894 aus Rom kommend nach Stampa zurückgekehrt war. Eine Zusammenkunft mit Giovanni Segantini war geplant. Giacometti hatte diesem eine Fotografie des «Kranken Knaben» gezeigt, und Segantini fand Lob für das Bild und sprach den Wunsch aus, den Maler kennenzulernen.

«Ich freute mich auf das Wiedersehen des Bergells, des Freundes. Ich freute mich auf die Erzählungen seiner Erlebnisse in Italien, auf seine Bilder von dort, auf ausgiebiges Beisammensein und Plaudern.»[30]

Das Abenteuer vom Val da Cam, vom gemeinsamen Aufenthalt der beiden in einem Hochtal am Piz Duan, ist uns bekannt: Wie sie sechs Wochen bei miserablem Wetter in einem Unterschlupf ausharrten, in dieser Zeit nur vier Tage zum Malen fanden und sich damit einer harten physischen und psychischen Probe unterzogen. – Danach lernte Amiet Segantini und dessen Familie persönlich kennen, bei dieser Gelegenheit natürlich auch die Maltechnik des Meisters, welche ihn an Pont-Aven erinnerte.

*Erdapfel-Rösti Hellsau*

Wilhelm Balmer und Franz Baur blieben ihrerseits nicht untätig und versuchten öfters, dem noch auf «schwachen Füssen» stehenden Amiet Entwurfsaufträge zu vermitteln, wie beispielsweise aus der Seidenbandindustrie. Anregung zu Motiven oder persönlichen Kontakten erhielt er in einem Schreiben von Franz Baur am 15. November 1895: «… Balmers Idee war ein Mädchen, das am Webstuhl arbeitet, & ich meine, dass vielleicht die Spiñe, der Seidenwurm, Cocon etc. vielleicht Verwendung finden könnte. Für gute Musterbändel würde Herr De Bary gewiss nur angefragt Dir gerne seine Masse liefern. Vielleicht solltest Du einmal in Herzogenbuchsee, wo auch gewoben wird, die Fabrication Dir zeigen lassen oder wäre das vielleicht ein Grund, Deine Freunde in Basel auch wieder einmal aufzusuchen & hier an der Quelle die Seidenindustrie zu studieren? …»[31]

Franz Baur beriet ihn auch (im Mai 1896) in der heiklen Technik der Fahnenmalerei, damit er mit der Ausführung solch dekorativer Arbeiten seine finanzielle Lage etwas aufzubessern vermochte. Freundschaftlich schrieb er Amiet nach Hellsau:

«Lieber Freund. … Deine Geldnoth resp. Finanzlage ist wirklich fatal für Dich, doch solltest Du Dir keine Grillen & Sorgen darüber machen. Balmer & ich sind Dir doch so nahe, dass Du jederzeit auf uns greifen kannst, was uns möglich ist, werden wir thun … Vom ganzen Gemsberg speziel aber von mir herzliche Grüsse. Dein Baur.»[32]

In Hellsau freute man sich wieder einmal auf das Kommen der Basler, die sich im September mit einer Postkarte angemeldet hatten: «… Wir haben im Siñ, Hellsau einmal mit unserer Katzenmusik zu überraschen, das war fidel. …»[33]

Und sie kamen: Emil Schill, Franz Baur, Wilhelm Balmer. Vom Bahnhof Herzogenbuchsee her zu Fuss über die staubige Landstrasse. Durch den Wald am Burgäschisee vorbei über Seeberg und die lange Gerade nach Hellsau. Was

Bemalter Türfries aus dem «Freienhof», Hellsau um 1895. Foto: Urs Zaugg

gab das für ein Musizieren, Zeichnen, Malen, Erzählen, Lachen, Tanzen, Essen, Trinken und Lustigsein.

Die liebe Mutter Luder wartete auf mit ihrer goldgelben «Erdapfel-Rösti Hellsau»* oder empfahl den schmackhaft-zarten «Kohl Hellsau» mit Huhn. Manch einer hätte diese Gesellschaft beneidet, nur schon der umsichtigen Bedienung der Wirtstöchter wegen. Solche Besuchseinlagen voller Frohsinn, Feuer und Leidenschaft stärkten den Zusammenhalt der Künstlerfreunde, und dabei wurden wieder Kräfte gesammelt für künftige Taten.

Doch wenn auch in Hellsau dieses ländlich-unbeschwerte Leben sein Ende erreichte, glomm die Glut in den Herzen der Freunde noch lange weiter. Balmer erinnerte sich an den damaligen Abschiedsabend: «Amiet hatte die Mädchen (Wirtstöchter) schon seit Jahren gekannt und an der heranwachsenden Anna eine verständnisvolle Freundin gefunden, und wie sehr er sich mit ihr schon verständigt hatte, wurden wir bei einem Abschied gewahr, als ihre küssenden Schatten durch die offene Tür auf den Korridor fielen, wo wir unsere Mäntel eben anzogen.»[34]

Obschon Amiet früher in vorsichtiger Abwägung noch «ein Auge» auf der Flora hatte, erkannte er doch zunehmend in Anna, mit ihrem frischen Wesen und ihrer Frohnatur, seine künftige Lebensgefährtin.

Zu jener Zeit entstanden in Hellsau eine Anzahl bedeutender Werke. So die Bildnisse seiner Auserwählten als «Die Bernerin», 1896 (1931 verbrannt), oder dasjenige mit dem kecken Hütchen, umwunden vom grünschillernden Band und der aufstrebenden Masche (1897). Wer gerade dieses Bildnis eingehend betrachtet, vermag ihm einiges von Amiets Zuneigung zu seiner Zukünftigen zu entnehmen. Man wusste damals in der Gegend nicht viel über den Maler und beachtete ihn wenig. Doch wenn er nun mit Anna am Arm nach Herzogenbuchsee zog, gab's hie und da zu tuscheln unter den Leuten: «Lue, dä dört, mit em Luder Anni. Das isch do dä Moler vo Soledurn.»[35]

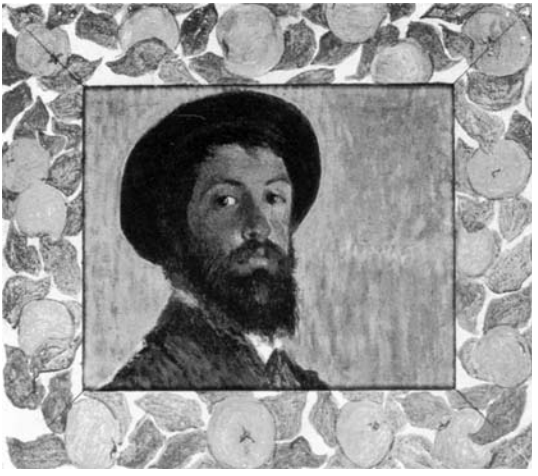
* Aus Mutter Luders Rezeptbüchlein. Erdapfel-Rösti Hellsau: «Geschwellte Erdäpfel werden am besten wenn noch warm geschält und auf dem Reiber gerüstet oder sonst fein geschnetzt. Gute ausgelassene Butter, gutes Schweinefett oder auch von beidem zur Hälfte vereinigt wird in der Omelettenpfanne dampfend heiss gemacht; es muss reichlich viel sein. Die gerüsteten Kartoffeln dazu mit dem nöthigen (vielleicht mit einem Hämpfeli Salz) sogleich einen Deckel drauf, den man oft lüften und die Erdäpfel untereinanderrühren muss; aber immer wieder decken. Man rechnet von Anfang bis zum Anrichten eine halbe Stunde auf massigem Feuer. Erst wenn sie recht durchzogen und durchhitzt sind, lässt man sie unumgekehrt unter öfterem Rütteln eine goldgelbe Kruste zum Anrichten bilden.»

*Einer gesicherten Zukunft entgegen*

Es scheint, erstmals liege eine grosse Erheiterung auf dem Gesicht des Malers, betrachtet man das Selbstbildnis mit dem Hut von 1895/96 (Bündner Kunstmuseum Chur). Als hätte er eine Vorahnung der Erleichterung von seinen damaligen materiellen Sorgen. Dieses Bild erscheint uns auch als eine erste gültige Aussage über das eigene Ich. Die Augen blicken etwas scheu, aber hoffnungsvoll aus dem umschliessenden Rund der Kopfbedeckung. Der mit Äpfeln bemalte Rahmen kann nicht nur als Bekenntnis zur Natur und ihrem Reichtum, sondern fast als eine Deutung auf gewonnenes Selbstvertrauen oder als vertrauensvoller Hinblick auf erste Ernte des bis anhin Erreichten verstanden werden. Die Schweizerische Landesausstellung 1896 in Genf nahm drei Bilder des Künstlers auf, eine Winterlandschaft, ein Porträt und «Sous les peupliers». Sie trugen Amiet eine Ehrenmeldung ein.

Oscar Miller, der Industrielle aus Biberist, wurde anlässlich eines Kurzbesuches dieser Ausstellung auf Amiet aufmerksam. Die Winterlandschaft mit den roten Bäumen und blauen Dächern waren die einzigen Werke, nebst Arbeiten von Hodler, welche sich aus dem Ganzen heraushoben. Geraume Zeit vorher erhielt Professor Adolf Frey durch Karl Hauptann Hinweise auf Amiets Schaffen, was in der Folge auch Miller zu Gehör bekam. Er lud Amiet auf den 15. September 1897[36] zu sich nach Biberist ein. Dies sollte der Anfang einer dauernden, fruchtbringenden Beziehung und Künstlerfreundschaft werden. Amiet hatte in ihm einen verständigen Gönner und grossen Mäzen gefunden. Kritisch, jedoch stets sachbezogen und auf höchste Werte bedacht, waren Millers Urteile und die Auswahl seiner Ankäufe. Der Maler überliess an jenem Tag seinem Gastgeber einige Aquarelle zur Auswahl. Der Grundstein einer Sammlung wurde damit gelegt. Weil Amiet in dieser Zeit gerade in Solothurn weilte, besuchte ihn Miller eine Woche später in Begleitung von Hodler und Fritz Widmann (Sohn J. V. Widmanns) in seinem Atelier.

«Wir hatten die oberste Stufe hinter uns, und die Falltüre, die zum Atelier führt, war wieder geschlossen. Immer wieder musste ich auf eine Arbeit schauen, die schon bei meinem ersten Blick, als ich noch auf der Treppe stand, mein ganzes Interesse beansprucht hatte. Woran mochte das liegen? An den wunderbaren Farben, dem Rot und Grün? Oder an dem Zusammenspiel der seltenen Linien? Ich fragte darnach nicht; ich wusste nur: So warm und dabei so rein künstlerisch wie bei diesem Paradies hatte ich noch nie gesehen. Ich glaubte mich einem alten Gobelin eines ganz ersten Meisters gegenüber. In



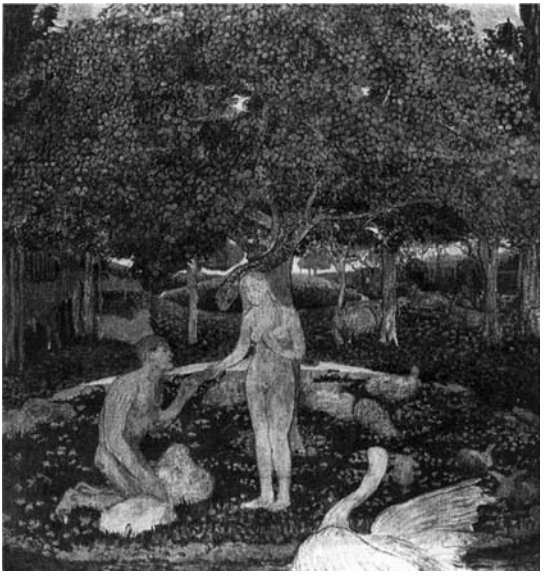
Selbstbildnis 1895/96.
Foto: Bündner
Kunstmuseum Chur

Wirklichkeit war es ein Entwurf für die Ausschmückung des Bundesgerichtsgebäudes in Lausanne. (Amiet hatte sich damit 1894 erfolglos am Preisausschreiben beteiligt.) Und da war ja auch der alte Bekannte von Genf, die Winterlandschaft in dem geschnitzten Rahmen mit den schwarzen Raben auf grünem Grund. Das Bild selbst: rostfarbene Bäume und blau beschattete Schneedächer inmitten weisser Schneefelder vor winterlich grünem Wald. In der Ferne in sehr charakteristischer Zeichnung rötlich weisser Schnee auf dem rötlich blauen Jura unter reinblauem Himmel. Das Ganze ein Farben- und Formenspiel, von dem ich nur bedauern kann, mich ihm in Genf nicht ruhiger und vorurteilsloser hingegeben zu haben. Doch mein Interesse wendet sich immer von neuem dem Paradiese zu. Das wäre ein Fortschritt, wenn wir einmal so etwas bei uns hätten! In verehrungsvoller Schüchternheit bitte ich Hodler um seine Vermittlung behufs Erforschung des Kostenpunktes. Umsonst. Ich muss es also selbst wagen. ‹Was denken Sie denn über die Sache, Herr Amiet?› ‹Was, das? Das kann ich doch nicht verkaufen, so ein Entwurf. Ein Bild wäre etwas anderes; aber so …, das geht doch nicht.› ‹Ich möchte es aber gerade so und nicht anders.› ‹Nungut, wenn es denn sein muss …›, und Amiet nannte eine sehr, sehr bescheidene Summe. Da fuhr Hodler auf: ‹Um den Preis nehme ich's auch.› … Ich fand einen Weg, mich mit Amiet zu einigen, und tat damit etwas, das Hodler mir heute noch nicht verziehen hat.»[37] Amiets «Paradies» hatte Miller mehr beeindruckt als irgendein ande-

Das Ehepaar Miller
mit Töchterchen sowie Hodler (links)
und Amiet um 1898 (Ausschnitt).
Foto: Amiet-Archiv

res, ihm bekanntes Gemälde. In der Folge änderte er seine bisherigen Ansichten über Malerei grundlegend.

Eine Woche verstrich, und das Ehepaar Miller suchte den Maler in seinem zweiten Atelier in Hellsau auf. Ein prächtiger Sonntagnachmittag lud geradezu zu diesem Ausflug ein. Am Ort angelangt, hatten sie jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Amiet weilte, in Unkenntnis des bevorstehenden Besuches, in Basel. Sie mussten jedoch nicht unverrichteter Dinge abziehen. Nach einer Erfrischung öffnete ihnen die Wirtstochter Anna des Künstlers Räume. Millers wagten einen kurzen Blick hinein. Der genügte,



«Paradies» 1895.
Foto: SIK Zürich

um sich zu überzeugen, dass auch hier der Abwesende gegenwärtig war. Ein grosses, unfertiges Breitformat stand auf der Staffelei. Ganz natürlich fand das Mädchen vom Lande die violette Farbe des Kalbes auf dem Bild und sprach mit verständnisvoller Beredsamkeit über Farbwirkungen in Kunst und in der Natur.

Auf eine Einladung aus Biberist antwortend, schrieb Amiet am 2. Oktober 1897 aus Hellsau: «Lieber Herr Miller! … Leider kann ich in den nächsten Tagen mir einen Besuch in der lieben Schnabelweide nicht gönnen, da ich hier mit einer fürchterlichen Arbeit beschäftigt bin: meine Kälber auf der Weide, die nie stillhalten wollen …»[38] Das Bild mit dem violetten Kalb sowie eine zweite Fassung kamen jedoch nie zur Vollendung.

Zur selben Zeit berieten Segantini und Giacometti in Maloja ein Projekt. Für die Pariser Weltausstellung 1900 sollte, nach Entwürfen Segantinis und unter seiner Leitung, ein Panorama entstehen. Als Mitarbeiter an der Ausführung dachte man an Giacometti und Amiet. Hodler wäre die Aufgabe zugefallen, über der Eingangspforte ein grosses Wandbild zu schaffen. Miller hegte Bedenken über solches Tun und riet seinem Schützling, in künst-

lerischen Dingen den eigenen Weg zu beschreiten. Er befürchtete eine zu starke Beeinflussung auf die reine Kunst Amiets und auch Giacomettis. Für Amiet stand natürlich nicht nur «das Lernen von den Grossen» zur Diskussion, sondern auch die materielle Seite. An Miller schrieb er am 22. Oktober 1897: «Über das Engadin habe ich nun von Giacometti auch ganz günstige Nachrichten erhalten. Ich müsste im nächsten Sommer erst hin gehen, hätte also unterdessen genügend Zeit, um meine ‹Kälber› & durch den Winter & im Frühling meine ‹Bernermeitschi› fertig zu bringen. Ich möchte also Segantinis Anerbieten annehmen, unter der Bedingung, wie Sie mir anraten, einen Theil der Zeit für meine eigenen Arbeiten verwenden zu dürfen. Auf diese Weise hoffe ich, nicht nur künstlerisch, sondern auch finanziell zu gewinnen.»[39]

Und Miller erwiderte am 23. Oktober: «… Dass Sie beim Engadiner Panorama zugreifen, verstehe ich sehr gut. Aber wenden Sie ja die Vorsicht an, die ich Ihnen gerathen habe! Herr Hodler könnte meiner Ansicht nach ohne weiteres zugreifen. Die ihm zugewiesene Aufgabe ist durch und durch künstlerisch. Er soll aber gehörig fordern! Die ganze Panoramaidee als solche behält freilich trotz der Mitarbeiterschaft bewährter Freunde für mich einen starken amerikanischen Beigeschmack, & das, was ich in der Samadener Zeitung gelesen habe, ist nicht geeignet, diesen Eindruck auf mich abzuschärfen. Der Amerikanismus hat eben schon manches starke Talent zu Grunde gerichtet…»[40] Der Mangel der Engadiner an finanziellen Mitteln bereitete jedoch diesem Unterfangen ein vorzeitiges Ende.

Statt dessen hätte Freund Miller Amiet gerne unter Hodlers Fittichen gesehen. Amiet selbst wusste jedoch schon damals aus eigenem Ermessen, wie weit er gehen durfte. War er doch ein ganz anders gearteter Mensch. Er tat dies Miller kund in zwei Zeichnungen. Auf der einen marschiert Hodler mit gezücktem Pinsel zwischen Bretterwänden auf sein Ziel los: einem schön konstruierten Bäumchen mit einigen Blüten. Auf der anderen stelle er sich selbst dar in einem Gärtlein, verschiedenste Blumen zu einem Strauss bindend.

Im Schreiben vom 22. Oktober 1897 erwähnte Amiet bereits seine «Bernermeitschi» (später: «Richesse du soir»). Er gedachte, das Bild bereits im Frühling 1898 zu vollenden. Doch fiel ihm zu Beginn dieses Jahres eine andere Aufgabe zu: Oscar Miller beauftragte ihn, das Bildnis Hodlers zu malen. Der Künstler durfte während der erforderlichen Zeit bei der Familie J. V. Widmanns in Bern wohnen. Hodler malte damals an seinen Marignano-

Bildern im Zeughaus auf dem Beundenfeld, wo ihm ein Saal zur Verfügung stand. Nach beendeter Tagesarbeit gewährte der Ältere dem Jüngeren jeweils noch eine Stunde zum Porträtieren.

Das Antlitz dem Beschauer zugewandt, vor den roten Kriegerbeinen im Hintergrund, posierte Hodler. Gerne hätte ihn Amiet in seinem blauen Militärkittel mit den roten Aufschlägen gemalt, den Hodler jeweils zum Malen angezogen hatte. Das aber wollte der partout nicht. Er zog seinen braunen Ausgehrock an und hielt die Mundharmonika in der Hand, auf der er immerfort «Rufst du mein Vaterland» zu spielen versuchte. Von Stillsitzen keine Rede. In acht Sitzungen entstand dieses Porträt. Die ungewöhnlich feine Darstellung sprach von Amiets hohem Können. Trotzdem beschlich den Besteller ein ungutes Gefühl. Miller war nicht recht zufrieden mit dem Bild. Bedenken über Amiets künstlerische Zukunft kamen bei ihm auf, denn ein starker Einfluss Hodlers war unverkennbar; aber auch Segantinis Technik, mit welcher sich der Maler in diesem Jahr beschäftigte, hinterliess ihre Spuren. Sogar Amiet selbst war vom Ergebnis nicht überzeugt. So äusserte er sich in einem Brief an Miller vom 16. September 1898: «Hodler musste zu schnell gemalt werden, ich konnte mir dort nicht erlauben, während der Arbeit Änderungen vorzunehmen etc.; man muss froh sein, wenn man in 8 Tagen ein Porträt herauskriegt, das ähnlich ist & sonst etwa noch gute Figur macht, tieferes Eindringen erfordert längere Beobachtung …»[41]

Die starke Persönlichkeit Hodlers sowie seine Arbeitsweise, die nichts dem Zufall überliess, sein Eigensinn und seine Unterwerfung unter einmal festgelegte Grundsätze beeindruckten Amiet sehr. Hodlers Wille des Sichgefügig-Machens kommt einmal mehr zum Ausdruck im Nichtbefolgen von Amiets Ansinnen, das Porträt mit blauem Kittel zu malen. Hier wurde er durch Hodlers starre Haltung in seiner künstlerischen Freiheit eingeengt und als farbig Denkender in Schranken gehalten, was nicht seinem Empfinden entsprach und einem Hemmnis gleichkam. Millers Bedenken als Unbefangener waren also nicht unbegründet. Und trotzdem kamen sich Amiet und Hodler immer näher. An Miller äusserte sich Amiet: «… Dass ich in ihm (Hodler) einen guten Freund und Beschützer habe, weiss ich allerdings. Ich bin auch stolz darauf. …»[42] Hodler lud seinen jüngeren Freund an einem Abend in seine damalige Berner Wohnung ein und stellte ihm seine junge Frau vor: Berthe Jaques aus Genf, die neunundzwanzigjährige, schöne, schlanke Frau mit blauen Augen und schwarzen Locken, mit welcher er sich kurz vorher verheiratet hatte. Und Amiet: «Ich erzählte auch von meinen

Heiratsplänen und dass ich mich ganz auf dem Lande niederlassen wolle. Er aber rückte mit der Idee heraus, ich solle doch nach Genf kommen, er wolle mir ein Atelier geben, und wir wollten zusammen arbeiten. Es tat mir so leid, ihm mit einem ungern ausgesprochenen, aber ebenso entschiedenen Nein antworten zu müssen. So gut wir uns auch verstanden, und so sehr ich ihn, den 15 Jahre Älteren, bewunderte und hochschätzte, mein Verlangen nach meiner ganzen Selbständigkeit konnte ich nicht aufgeben.»[43] Zu verschieden waren die Charaktere der beiden, und Amiets Liebe galt dem einfachen Dasein auf dem Lande.

Freund Giovanni Giacometti weilte damals für einige Zeit in Hellsau und logierte im «Freienhof». Hin und wieder, wenn es die Zeit erlaubte, machte er seine Aufwartung in Bern, wo er sich zu geselliger Runde bei seinen Künstlerfreunden einfand.

Zu jener Zeit musste die Basler Künstlergesellschaft ihr Stammlokal, das mittelalterliche Wettsteinhäuschen, verlassen. Man mietete sich beim Kunstverein ein, und das ehemalige Sandreutersche Atelier diente als neues Heim, welches ausgeschmückt werden musste. Amiet wurde angefragt, mit Emil Schill zusammen grosse dekorative Wandbilder zu malen.

## *Häusliches Glück*

Cuno Amiet war nun dreissig Jahre alt. Die ersten «Lorbeeren grünten», und etwas Erspartes hatte er auch schon. Seine treuen Freunde in Basel und in Biberist hatten ihm die Herzen und Türen junger Schweizer Kunst zugetaner Kreise geöffnet. In Wort und Schrift setzte man sich nun vermehrt mit seiner Kunst auseinander. Gedanken an eine eigene Behausung wurden erwogen.

Anna Luder vom «Freienhof», zu einer schlanken, schönen Tochter herangewachsen, stand vor ihrem 24. Geburtstag (15. Mai 1898). In einfacher, arbeitsgewohnter Lebensweise aufgewachsen, vereinte ihr Wesen sprudelnde Fröhlichkeit wie umsichtige Güte. Mit ihr, der Jüngsten der Wirtsfamilie, gedachte Amiet den Schritt zum Lebensbund zu wagen und sie in ein eigenes Heim zu führen. Sie hatte die nötigen Eigenschaften, ihm Wärme und Lebensmut zu spenden, und brachte die Anpassungsfähigkeit einer verständigen Künstlergattin mit. Man dachte ans Heiraten.

«Do han i dr Rucksack aghänkt u bi go sueche, wo mir üs chönnte sädle. I ne Stadt hei mir nid welle. I bi immer viel lieber ufern Land gsi.»[44] Zu Fuss

Anna Luder (1874-1953) um 1895.
Foto: Amiet-Archiv

führte ihn der Weg über Zürich nach Luzern, über den Brünig ins Berner Oberland. Ein deutscher Handwerksbursche begegnete ihm und marschierte mit. Dem Brienzer- und Thunersee entlang führte sie der Weg durchs Simmental ins Saanenland nach Lauenen bei Gstaad. Im Pfarrhaus fanden die beiden vorerst Unterkunft. Der Pfarrer sass auf der Bank und schlief. Unverhofft traf hier Amiet seinen einstigen Schulkameraden Hugi, den Uhrmachersohn aus Solothurn. Im Dorf war das Doktorhaus frei. Amiet gedachte, dieses schön bemalte, mit Schnitzereien verzierte und recht hübsch möblierte Haus zu mieten und hier zu bleiben. Die Berglandschaft gefiel ihm. Doch trübes Wetter hielt Einzug. Das Wildhorn und das Spitzhorn waren ständig in Wolken gehüllt. Regen setzte ein, und durch den Talkessel von Lauenen trieben Nebel ohne Ende. Die Natur zeigte ihr düsteres Gewand. Die schönen Aussichten wurden arg getrübt. Amiet hielt es nicht mehr aus. Nach acht Tagen gab er sein Vorhaben auf und nahm deprimiert den Heimweg unter die Füsse.

«Wi meh dass i gäge Hellsou zue cho bi, je meh han i pressiert – jede Mischthuufe het mi schöner düecht als z'Louene!»[45]

So kehrte ein Enttäuschter unverrichteter Dinge wieder in den Oberaargau zurück. Am Stammtisch im «Freienhof» vernahm er von einem eventuellen Verkauf des «Spittels», welcher geschlossen und später nach St. Niklaus verlegt werden sollte. Das würde ein Atelierhaus ergeben! Amiet interessierte

sich dafür, doch die Hellsauer hatten kein Gehör. Zu unsicher erschien ihnen des Malers Existenz, und sie hatten Angst, er könnte einem solchen Kauf nicht gewachsen sein und ihnen schlussendlich noch zur Gemeindelast fallen. Und zudem sei Kunstmaler ja sowieso ein brotloser Beruf!

Der Tierarzt Dr. Fritz Morgenthaler aus Herzogenbuchsee, Amiets späterer Schwager, nahm ihn als Begleiter mit nach Wäckerschwend, wohin er gerufen wurde. Durch ihn fand Amiet die Oschwand. Ein stilles Dörfchen, von einer anmutigen Landschaft umgeben mit weiten Feldern, Wäldern, Bauernhöfen und Gärten in sanft gewellten Hügeln. Diese Gegend entsprach ganz seinen Vorstellungen und durchdrang ihn bis ins Innerste.

«Mir si is Wirtshus und hei e Halbe bstellt – i ha zuegluegt, wi si gjasset hei. I ha dr Wirt, dr alt Schöni, gfrogt, ob ke Wohnig z ha wär. – Nei do sig nüt z ha. – Aber überobe wär e Wohnig frei. I ha sofort zuegseit.»[46]

Auch Anna fand Gefallen am künftigen Heim, und Giovanni Giacometti, welcher noch immer in Hellsau weilte, übernahm für das junge Paar die Aufsicht über die Renovation der Wohnung und die Anfertigung einiger Möbel beim ortsansässigen Schreiner. Amiet selber weilte in Zürich, wo er mit jener Ausstellung im Künstlerhaus beschäftigt war, welche er durch Beziehungen zur Zürcher Künstlergesellschaft zustande gebracht hatte und an der nebst ihm und auf seinen Wunsch auch Hodler und Giacometti teilnahmen.

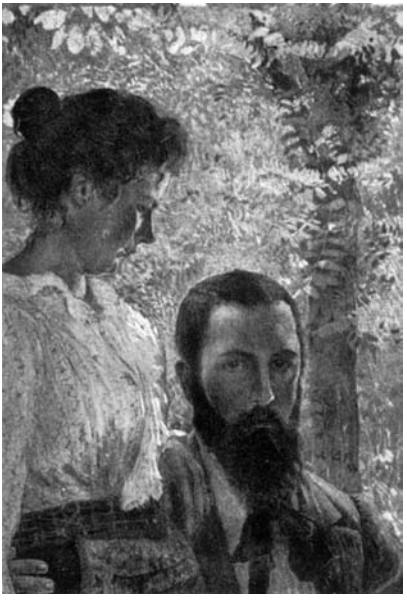
Den Stand der Dinge zu Hause tat ihm Freund Giovanni schriftlich kund: «Hellsau, Mittwoch 6 Uhr. Mein Lieber. Ich kom̄e gerade von der Oschwand. Es war ein trüber Tag, grau und stürmisch. Wenn Du aber mit Anna droben bist, werden solche Tage auch angenehm vorbeigehen. Wenn wir selber die Zim̄er angestrichen hätten, so hätten wir wahrscheinlich reinere Töne gefunden, sie sind aber hell und heimlich. Die Tapete im Atelier ist sehr treffend und das kleine hintere Zimer ist köstlich. Die Maler sind noch droben, die ganze Treppe und die Corridor werden neu angestrichen und geputzt zu Eurem Empfang. Alle Zim̄er sind hell und angenehm. Ich war auch beim Schreiner. Er hat Dir einen Tisch gemacht, an dem Du Deine Freude haben wirst. Es ist ein Prachtsmöbel. Nächsten Freitag oder Samstag nim̄t er das Büffet in Arbeit. Ich habe ihm noch einige Erklärungen geben müssen. Vielleicht bist Du Ende nächster Woche da, dass wir zusam̄en hinauf gehen könen. Das Holz ist auch bald fertig gespalten und der Salat kom̄t auch. Alles in allem ist das Logis famos, und ich wünsche Dir recht angenehme, productive Tage dort oben. …»[47]

Cuno Amiet um 1898.
Foto: Amiet-Archiv

Cuno Peter Amiet und Anna Mathilde Luder heirateten am 16. Juni 1898 in Solothurn. Als Trauzeugen trugen sich Giovanni Giacometti und Rosa Amiet, die Schwester des Künstlers, in den Zivilstandsrodel ein.

Eine Hochzeitsreise führte sie nach Stansstad, wo sie im Hotel Winkelried logierten, und welches just am selben Tag eröffnet wurde. Sie waren die ersten Gäste! Später besuchten Amiets noch öfters bei Ausflügen diese «Stätte am See» und belächelten vergnüglich jene Zeit, als sie noch mit zwei Franken fünfzig in der Tasche von ihrer Hochzeitsreise zurückkehrten. Es reichte gerade noch, um sich vom Wirt Schöni eine Flasche vom Besseren kredenzen zu lassen und mit ihm anzustossen auf die neue Wohnung sowie ein allzeit gutes Einvernehmen.

Das junge Paar nahm Abschied von Hellsau, und damit endeten auch die Hellsauer Jahre. Im trauten Landgasthaus «Freienhof» hatten sie frohe und trübe Tage verlebt, Tage der strengen Arbeit wie der Musse. Hier hatten sie sich gefunden zum Lebensbund. So manches Fest, das sie den Alltag vergessen liess, blieb nun in schöner Erinnerung. Auf der nahen Oschwand, im zweiten Stock des Wirtshauses, war alles bereit für den Einzug des jungen Paares. Ein einfaches Heim mit Sicht auf den Dorfplatz, gegenüber dem Schulhaus mit dem Glockentürmchen. Hier sollten sie sich wohl fühlen.



Doppelbildnis
(Der Maler und seine Gatrin) 1899.
Foto: Museo Civico di Belle Arti,
Lugano

Trotz des vermehrten Interesses an Amiets Kunst, wobei Ankäufe durch Liebhaber und Sammler nicht ausblieben, hatten die Neuvermählten in ihrer jungen Ehe noch öfters mit finanziellen Nöten zu kämpfen. Sie jammerten jedoch nie, sondern empfingen jeden Gast herzlich und teilten mit ihm, was sie hatten. Als Wilhelm Balmer einmal eine vielgeschmähte Landschaft von Amiet erwarb, sagte dieser, eben hätten sie keinen Rappen mehr gehabt und nicht mehr weiter gewusst.[48] So konnte es auch vorkommen, dass eine Nachnahme fällig war und sie fürchten mussten, der Briefträger tauche unverhofft auf. Da seien sie einfach im Bett geblieben und hätten nicht aufgemacht oder seien schon am frühen Morgen ausgezogen, um Beeren zu sammeln und zu malen. So konnten die beiden die Zeit noch etwas verstreichen lassen, in der Hoffnung, die kommenden Tage brächten das Nötige zur Aufbesserung ihrer leeren Kasse![49]

Stets war Amiet sich bewusst, was er an seinem Freund Oscar Miller hatte. In Dankbarkeit schrieb er ihm am 1. September 1898: «… Es fängt an ein bisschen besser zu gehen, nicht wahr. Und daran ist die Schnabelweide viel Schuld. – …»[50]

Bildnis Max Leu 1898.
Foto: SIK Zürich

Kurz vor der Jahrhundertwende wurden nach und nach auch die kleinern Dörfer mit elektrischem Licht versorgt (Herzogenbuchsee 1895), und die Elektriker mussten diese Lampen bedienen. Es waren Kohlenbogenlampen, die man zum Auswechseln der Kohlenstifte herunterzog. Amiet hatte seine Zuträger und erhielt öfters die ersetzten Kohlenstummel, welche er etwa zum Skizzieren gebrauchen konnte und auf diese Weise auch etwas Geld sparen konnte.[51]

Im Spätsommer 1898 entstand das Bildnis des Bildhauers Max Leu, einem lieben Freund Amiets, dem es gesundheitlich damals sehr schlecht ging und dessen Lebensende sich abzeichnete. Aus diesem Werk spricht die tiefe Freundschaft des Malers zu seinem Künstlerkollegen. Stilistisch steht dieses Bild recht nahe dem Porträt Ferdinand Hodlers, jedoch in technisch feinerer Durcharbeitung als dieses, besonders die Plastizität des Kopfes. Den Rahmen schnitzte und bemalte Amiet perspektivisch, und er wurde in die Gesamtkomposition einbezogen. So verleiht die Tiefenwirkung dem Beschauer das Gefühl des Einblicks in Leus Atelier. Das Bild ging später in den Besitz von Oscar Miller über.

Ein Besuch Leus bei Miller war angesagt, doch schien der Bildhauer auf einmal an seiner Aufwartung keine Lust mehr zu verspüren und bat Amiet um Mitteilung nach Biberist: «… Leu lässt sich entschuldigen, dass er nicht

selbst schreibt; er ist dazu eben nicht aufgelegt, da er fortwährend heftige Schmerzen hat. Es thut einem in der Seele weh, den armen Freund so leiden zu sehen. …»[52]

*Die Bernermeitschi in abendlicher Andacht*

Das Hauptwerk Amiets aus jener Zeit, im Frühjahr 1900 vollendet, hatte er, wie erwähnt, 1897 in Hellsau begonnen. Damals nannte er es noch schlicht «Die Bernermeitschi». (Fünf schlanke Mädchen zu zwei Gruppen in sonntäglicher Tracht über eine grüne, margeritenbesäte Wiese schreitend.) Dieses Gemälde verbildlicht, um Gotthard Jedlicka zu zitieren, «das Epos des bäuerlichen Sonntags und ist zugleich eine beseelte Schilderung bäuerlichen Brauchtums. Es ist darüber hinaus Symbol, Allegorie: Gleichnis des Lebens überhaupt».[53] Jedlicka setzt sich in seinem Buch «Amiet» (1948) umfassend mit diesem Bild auseinander und erläutert Inhalt, Sinn und Darstellung. Daraufsei an dieser Stelle ausdrücklich hingewiesen.

Zur Konzeption der Figuren standen dem Maler seine damalige Verlobte Anna sowie ihre Schwester Rosa (Figuren links) Modell. Anfänglich auch die Bauerntochter Bertha Aebi aus Hellsau für die rechte, sich abwendende Frau. Dass die sanft gewellten, ansteigenden Hügel gegenüber dem «Freienhof» den Maler damals zur Darstellung des Hintergrundes inspirierten, dürfen wir als Vermutung annehmen. Nach seinem Einzug auf der Oschwand setzte er die Arbeit am grossformatigen Bild fort und benutzte, wie schon in Hellsau, den Tanzsaal des Wirtshauses als Atelier. Nebst seiner Frau Anna und ihrer Schwester fand er drei weitere Mädchen als Modelle auf der Oschwand und in Riedtwil: Mina Flückiger, Ida Glanzmann sowie neu für die rechte Figur Bertha Gygax.

Auf einer Erinnerungsfotografie posieren die fünf Bernerinnen mit sichtlichem Stolz. Zur Winterszeit wurde es im ungeheizten Tanzsaal empfindlich kalt, und der Maler hielt sich durch Bewegungsübungen, wie ausgiebiges Peitschenschwingen und dergleichen, warm. Die Mädchen liess er nur für kurze Zeit, der Kälte wegen, Modell stehen und arbeitete hauptsächlich an der Landschaft.

Ende 1899 kam Hodler zu Besuch, und man besprach den Titel, da Amiet keinen passenden fand. Hodler fragte ihn nach dem Ausdruck des Bildes. Amiet: «Wenn am Sonntagabend die Mädchen in den grünen Wiesen sich

«Richesse du soir» 1899. Foto: SIK Zürich

Die Trachtenmädchen zu «Richesse du soir». Stehend v. l.: Mina Flückiger, Anna Amiet-Luder. Sitzend v. l.: Ida Glanzmann, Rosa Luder, Bertha Gygax. Oschwand, Dezember 1899. Foto: Amiet-Archiv

ergehen, dann sieht das alles so satt und reich aus.» – «Nun also, das ist ja einfach: ‹Richesse du soir›.»[54] Und so hiess das Gemälde von nun an. Amiet wurde für dieses Werk an der Pariser Weltausstellung 1900 mit der silbernen Medaille ausgezeichnet. Obschon sich in diesem Bild der Einfluss Hodlers und dessen Parallelismus stark manifestiert, erleben wir hier zweifelsohne rein amietsche Kunstauffassung: eine Huldigung an die Natur und das menschliche Dasein in seiner Verschiedenartigkeit. Eingebettet in natürliche Kraft, Schönheit und sanftem Glanz.

Betrachten wir dieses grossartige Werk als einen Höhepunkt und künstlerischen Abschluss der Hellsauer Jahre – aber auch gleichzeitig als den Beginn von Amiets kraftvoller, farbiger Schaffensepoche.

Eine letzte von Wilhelm Balmer erzählte Episode wollen wir unseren geneigten Lesern nicht vorenthalten. Sie greift bereits ins Jahr 1901. Basel stand vor der 400-Jahr-Feier des Eintritts in den Bund der Eidgenossenschaft. Wilhelm Balmer erhielt den Auftrag, einige dekorative Malereien auf Leinwand zu malen, welche während der Feiern das Basler Rathaus zieren sollten. Die kurz bemessene Zeit liess den Umfang dieser Arbeiten für einen einzelnen nicht bewältigen, und Balmer forderte Hilfe seines Freundes Amiet an. Dieser reiste nach Basel, um tatkräftig mitzuwirken. «Das war eine heitere Zeit. Wir hatten den Regierungsratsaal mit der alten geschnitzten Decke als Atelier, und da schlossen wir uns ein und hingen eine Tafel an die Türe, dass keine Besuche angenommen würden. Aber die Herren Vischer, Vater und Sohn (die leitenden Architekten und Auftraggeber), hatten bald eine Leiter angestellt und krochen zu den Fenstern hinein. Vom Markt kauften wir uns reichlich Kirschen und spuckten die Steine auf den Teppich, wohin sie eben fliegen wollten. Als dann ein neuer Teppich sollte angeschafft werden, bat Amiet um den alten, und dieser wurde ihm gerollt zugeschickt, und als er ihn in Oschwand auf der Wiese ausklopfen liess, war der Rasen so voll Kirschensteine und Stiele, dass das Gras nicht mehr wachsen wollte.»[55]

*Nachwort*

Zusammenfassend dürfen wir Amiets Hellsauer Zeit jene Bedeutung zumessen, welche einem Künstler als Entwicklungsjahre oder Zeitspanne der Stilfindung, aber auch Jahre der menschlichen und künstlerischen Reife widerfahren. Der Bogen in Amiets Schaffen während dieser Zeit (1886–1898) ist weit gespannt. Hellsau war ihm durch Frank Buchser bekannt geworden. Durch ihn lernte er die Freilichtmalerei kennen, in welcher impressionistische Momente mitklingen. Paris eröffnete ihm den Neoimpressionismus. Mit den Nabis und Symbolisten kam er in Pont-Aven in Kontakt. Er lernte auch die flammende, reine Farbigkeit des Fauvismus kennen.

Wichtige künstlerische Impulse, welche von Amiet später in die schweizerische und europäische Malerei einflossen, formten sich während seines Hellsauer Aufenthaltes. Was er aus Frankreich mitgebracht hatte, verschmolz in seiner Malerei zu einem individuellen, schöpferischen Spannungsverhältnis. Er hatte am Neoimpressionismus und dessen Gegenbewegungen gelernt und sie für seine eigene Gestaltung nutzbar gemacht.

Die herb-bäuerliche, lichterfüllte Gegend um Hellsau schien ihm ähnlich derjenigen im Finistère, und dies mag ein Grund gewesen sein, dass er sich nach seiner Rückkehr aus der Bretagne hier wieder ansiedelte.

Nach anfänglichem Abtasten und experimentellem Suchen in verschiedensten technischen Kombinationen folgte eine Phase der Annäherung an Segantinis Maltechnik mit differenzierten Komplementärkontrasten in fein gestricheltem Duktus. Sodann geriet Amiet während seiner Bekanntschaft mit Hodler unter dessen Einfluss, jedoch blieb seine Handschrift stets unübersehbar, sei es in der Motivwahl oder im malerischen Temperament. Um die Jahrhundertwende bewegte sich sein Schaffen sogar nahe einem altdeutschen Realismus, dem Jugendstil verpflichtet, inspiriert durch die Malerei Hans Thomas. Von diesem Abweg versuchte Amiet erst nach der Jahrhundertwende sein ganz anders geartetes Kunsttemperament in neue Bahnen zu lenken. Er löste sich aus dem Bannkreis Hodlers und wandte sich erneut Paris zu, den Fauve-Tendenzen und der jungen deutschen Malerei des Expressionismus. Die kühne, farbintensive Malweise führte zu freier Entfaltung und zum Zenit seiner Kunst. Wegbereitend für die nachfolgende junge Künstlergeneration.

*Anmerkungen*

1 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 2 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 3 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 4 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 5 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 6 Brief J. J. Amiet an Cuno Amiet 14. 7. 1891 – 7 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 8 Brief J. J. Amiet an Cuno Amiet (Pont-Aven) Februar 1892 – 9 Brief Cuno Amiet an seinen Vater 25. 5. 1893 – 10 Brief Cuno Amiet an seinen Vater 12. 6. 1893 – 11 Brief J. J. Amiet an Cuno Amiet 22. 6. 1893 – 12 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 13 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 14 George Mauner «Cuno Amiet» 1984 – 15 Emil Beurmann «Stimmen aus dem Souterrain» 1937 – 16 Brief Franz Baur an Cuno Amiet 22. 1. 1894 – 17 Brief J. J. Amiet an Cuno Amiet 15. 6. 1894 – 18 Brief Franz Baur an Cuno Amiet 18. 11. 1894 – 19 Ausschnitt aus «Basler Nachrichten» vom 6. 12. 1894 – 20 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924 – 21 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 22 Postkarte Franz Baur an Cuno Amiet 18. 1. 1895 – 23 Postkarte Franz Baur an Cuno Amiet 21. 1. 1895 – 24 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924 – 25 Telegramm Cuno Amiet an Künstlergesellschaft Basel vom 23. 2. 1895 – 26 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 27 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 28 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924 – 29 Emil Beurmann «Von Leuten und Sachen» – 30 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 31 Brief Franz Baur an Cuno Amiet 15. 11. 1895 – 32 Brief Franz Baur an Cuno Amiet 4. 5. 1896 – 33 Postkarte Franz Baur an Cuno Amiet 14.9. 1896 – 34 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924 – 35 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 36 Brief Oscar Miller an Cuno Amiet September 1897 – 37 Oscar Miller «Von Stoff zu Form» 1913 – 38 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller 2. 10. 1897 – 39 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller 22. 10. 1897 – 40 Brief Oscar Miller an Cuno Amiet 23. 10. 1897– 41 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller 16. 9. 1898 – 42 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller Oktober 1898 – 43 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 44 Tonbandaufzeichnung Radio Beromünster der Ehrenbürgerfeier in Herzogenbuchsee 1948 – 45 Binggeli/Zaugg «Oberaargau» 1976 – 46 Binggeli/Zaugg «Oberaargau» 1976 – 47 Brief Giovanni Giacometti an Cuno Amiet (Frühjahr) 1898 – 48 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924 – 49 Erinnerung Hans Henzi, Herzogenbuchsee 1986 – 50 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller 1. 9. 1898 – 51 Erinnerung Hans Henzi, Herzogenbuchsee 1986 – 52 Brief Cuno Amiet an Oscar Miller Oktober 1898 – 53 Gotthard Jedlicka «Amiet» 1948 – 54 Cuno Amiet Über Kunst und Künstler 1948 – 55 Wilhelm Balmer «Erinnerungen» 1924

*Quellennachweis*

Conrad von Mandach: Cuno Amiet. Bern 1925
Albert Baur: Cuno Amiet. Basel 1943
Gotthard Jedlicka: Amiet. Bern 1948
Adèle Tatarinoff: Cuno Amiet – ein Malerleben. Solothurn 1958
Max Huggler: Cuno Amiet. 1971
George Mauner: Cuno Amiet. Zürich 1984
Urs Zaugg: Cuno Amiet in fotografischen Dokumenten. Herzogenbuchsee 1985
Ausstellungskatalog: Cuno Amiet und die Maler der Brücke. Zürich 1979
Ausstellungskatalog: Cuno Amiet und seine Schüler. Bern 1928
Ausstellungskatalog: Cuno Amiet. Bern 1938
Ausstellungskatalog: Cuno Amiet/Giovanni Giacometti. Bern 1968
Oscar Miller: Von Stoff zu Form. Frauenfeld 1913
Cuno Amiet: Über Kunst und Künstler. Bern 1948
Katalog: Gauguin and the School of Pont-Aven. London 1989
Wilhelm Balmer in seinen Erinnerungen. Erlenbach ZH 1924
Emil Beurmann: Stimmen aus dem Souterrain. Basel 1937
Emil Beurmann: Von Leuten und Sachen. (Aus dem Tagebuch eines Malers) Basel
Ernst Morgenthaler: Ein Maler erzählt. Zürich 1957
Gottfried Wälchli: Frank Buchser, Mein Leben und Streben in Amerika. Zürich 1942
Gottfried Wälchli: Frank Buchser. Schweizer Heimatbücher 77/78. Bern 1956
Ausstellungskatalog: Frank Buchser. Solothurn 1928
Walter Überwasser: Frank Buchser der Maler. Basel/Olten 1940
Jahrbuch des Oberaargaus 1960
Binggeli/Zaugg: Oberaargau. Solothurn 1976
Interview mit Hans Henzi vom 26. 8. 1986
Radio Beromünster, Tonbandaufzeichnung der Ehrenbürgerfeier von Cuno Amiet in Herzogenbuchsee 1948
Brief-Ausschnitte Amiet-Nachlass
Mitteilung Musée de Pont-Aven, Mme C. Puget, Conservateur
Hinweise und Mitteilungen von Privatpersonen

*Dank*

Zu Dank verpflichtet bin ich: Margrit und Peter Thalmann für Dokumente aus Amiets Nachlass und die kritische Durchsicht des Manuskripts, der Gemeindeverwaltung Hellsau (Frau Wüthrich), der Gemeindeverwaltung Koppigen (Herr Hess), Frau Frieda Suter, Bern, Fräulein Lina Suter, Basel (Rezeptbüchlein), Marcel Scheidegger, Basel (Zirkulationsalbum der Basler Künstlergesellschaft 1898), Musée de Pont-Aven Mme Cathérine Puget,

Conservateur, Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich (Herr Müller), Kantonales Museum Altes Zeughaus, Solothurn, Dr. M. Leutenegger, Konservator, Kurt Stanz, Herisau, Bündner Kunstmuseum Chur, Kunstmuseum Bern, Museo Civico di Belle Arti, Lugano.

# DAS OBERAARGAUERLIED

## Zum Andenken an Willy Burkhardt-Freiburghaus (1906–1989)

HANS RUDOLF SALVISBERG

In der Radiosendung «Diräkt us Bleiebach» des letzten Jahres trug die Trachtengruppe Bleienbach das «Oberaargauerlied» von Willy Burkhardt vor. Die Präsentatorin Kathrin Hasler befragte in einem kurzen Interview den Komponisten zur Entstehung dieses Liedes.

Das «Oberaargauerlied» entstand 1946. Der Gemischte Trachtenchor Herzogenbuchsee und Umgebung, unter der Leitung von Willy Burkhardt, sollte am Bernischen Kantonalschützenfest in Herzogenbuchsee mit einem Singspiel auftreten, das gemäss dem Lied «Sächs Stube sy im Bärnerhus» die verschiedenen Gegenden unseres Kantons vorstellen wollte. Der Dirigent fand für jeden Kantonsteil ein passendes Lied, so etwa das «Grindelwaldnerlied» für das Oberland, die «Gilberte de Courgenay» für den Jura und «Bärn, du edle Schwyzerstärn» für das Mittelland. Nur über den Oberaargau gab es kein entsprechendes Lied. Kurz entschlossen wandte sich Willy Burkhardt an den befreundeten Schriftsteller Ernst Balzli, damals Lehrer in Grafenried. «Chasch de am Mittwuche cho luege!», beschied ihn dieser. Selbstverständlich per Velo von Inkwil nach Grafenried und zurück holte sich Willy Burkhardt den Text ab:

*Uf der Hochwacht bin i gstande*
*zytig scho vor Tag und Tou.*
*Ha verlore abe gstuunet*
*uf my schöne Heimetgou.*
*I de stille Dörfer nide*
*han i d'Glogge ghöre goh;*
*d'Amsle hei i ds Lüte gliedet*
*u du hets mi übernoh:*
*Heimet zwüsche Rot und Aar,*
*du bisch lieb und wunderbar.*

*Uf der Hochwacht bin i gstande*
*zmitts im höche Summertag*
*über mir der bländig Himmel*
*Sunneglanz u Lercheschlag.*
*Unter mir sy guldig Wälle*
*über d'Fälder z'trybe cho,*
*Meitschilache, Schnitterlieder:*
*wieder hets mi übernoh:*
*Heimet zwüsche Rot und Aar,*
*du bisch lieb und wunderbar.*

*Uf der Hochwacht bin i gstande*
*won es still vernachtet het*
*u no einisch het my Heimet*
*wie ne Muetter zue mer gredt.*
*So ne guete, töife Friede*
*cha mym Härz süsch niemer gäh,*
*immer wieder darf is gspüre,*
*immer wird s mi übernäh:*
*Heimet zwüsche Rot und Aar,*
*du bisch lieb und wunderbar.*

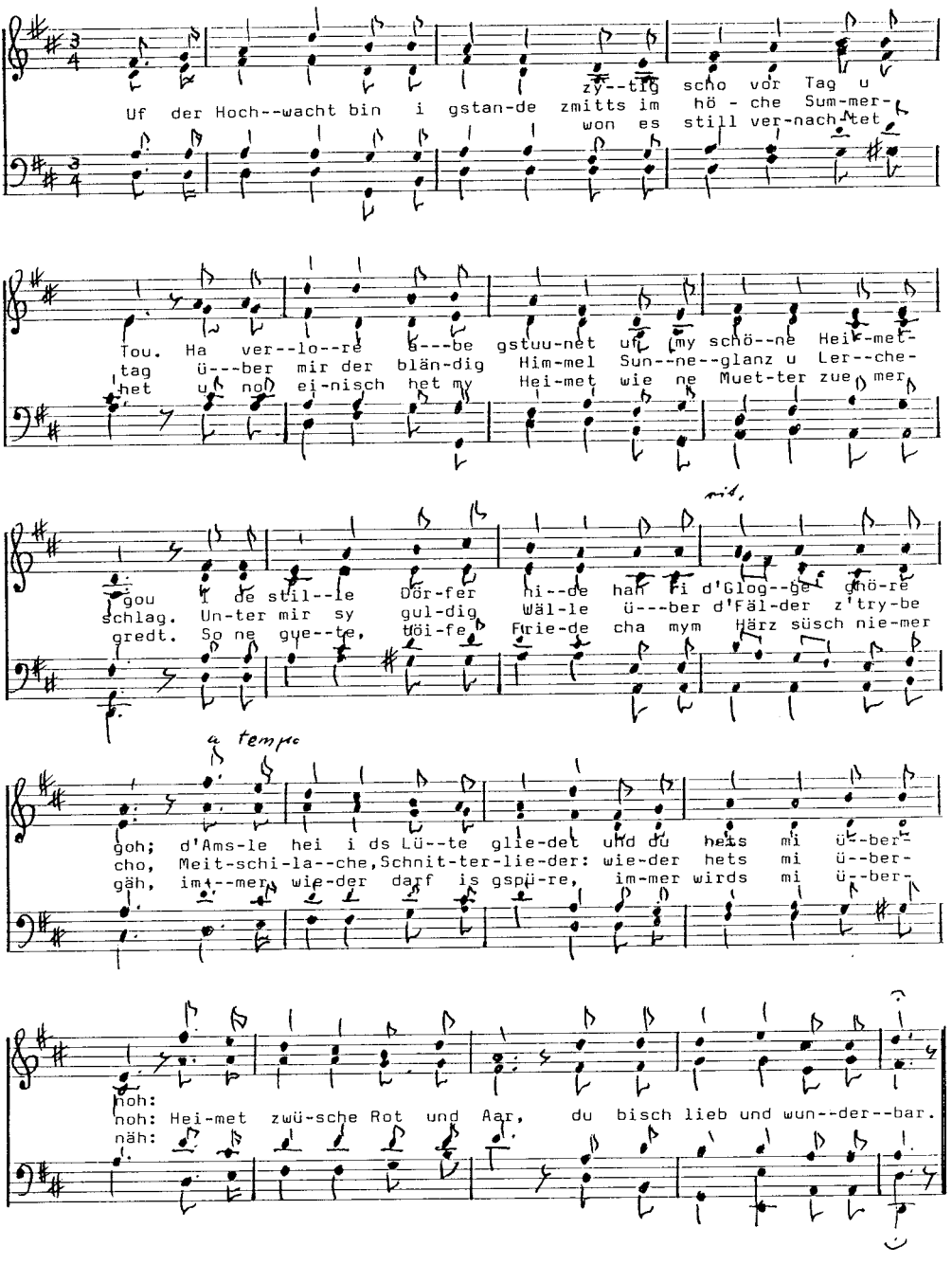
Am Donnerstag wurde das Lied in Noten gesetzt und am Freitagabend bereits geprobt. «Es isch scho chly e Schnällbleiki gsy!», gestand Willy Burkhardt Kathrin Hasler ein. Jedenfalls wusste das Lied zu gefallen und ordnete sich treffend in das Singspiel ein. Im entsprechenden Dialekt leiteten Sprecherinnen und Sprecher über von Landesteil zu Landesteil, von Lied zu Lied.

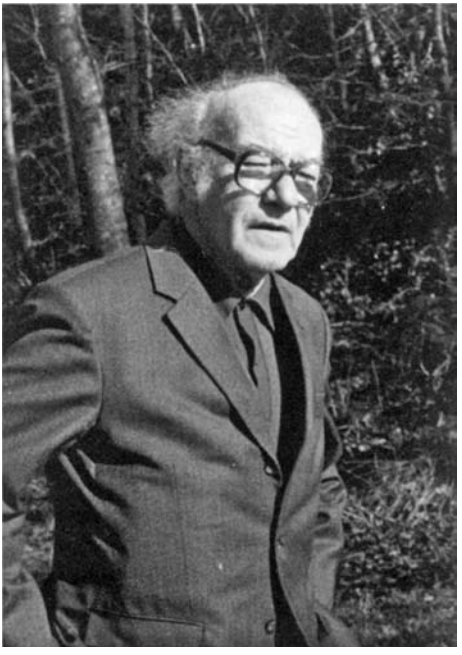
Ende der sechziger, anfangs der siebziger Jahre erlebte das Lied eine Renaissance und wird heute wieder häufiger gesungen. Jedenfalls hat Willy Burkhardt das Lied im letzten Jahr neu niedergeschrieben aus Anlass des Sängertreffens im Amt Aarwangen. Willy Burkhardt hat auch andere Balzli-Gedichte aus dem Band «Us em Meyebandeli» vertont. Diese Lieder sind leider verschollen.

Wer war Willy Burkhardt? Geboren wurde er 1906 in Zeyer vor der Kampen in Ostpreussen als Sohn eines Schweizer Käsers. Als Folge des Ersten Weltkrieges befand sich die Familie mehrere Jahre auf der Flucht, immer weiter westwärts. Willy Burkhardt kam 1919 in die Schweiz, wo er bei einem

# O b e r a a r g a u e r l i e d

Ernst Balzli — Willy Burkhardt





Willy Burkhardt 1906–1989

Onkel in Wangen a.A. Aufnahme fand. Nach dem Besuch der Sekundarschule in Wangen trat er 1922 in die 64. Promotion des Seminars Muristalden ein. 1926 wurde er patentiert und versah vorerst eine halbjährige Stellvertretung für einen Verwandten auf der Neuegg. Im Herbst 1926 wurde er an die Oberschule Inkwil gewählt. Hier leitete er den Frauen- und den Männerchor und dirigierte auch aushilfsweise auswärtige Chöre. Daneben nahm er noch Geigenstunden und wirkte im Stadtorchester Solothurn mit. 1955 liess sich Willy Burkhardt an die Primarschule Köniz wählen. Auch dort blieb er der Musik verbunden. Er leitete das Schülerorchester und hat die Orchestervereinigung «Pro musica» gegründet und dirigiert.

Nach seiner Pensionierung zog Willy Burkhardt wieder in den Oberaargau zurück und lebte im Haus seines Sohnes in Bettenhausen. Am Stephanstag 1989 verstarb er nach kurzer Krankheit.

Nach mündlichen Angaben seines Sohnes, Peter Burkhardt, Lehrer in Bettenhausen.

# HANS OBRECHT
# MENSCHENMALER MIT WEITEM HERZEN

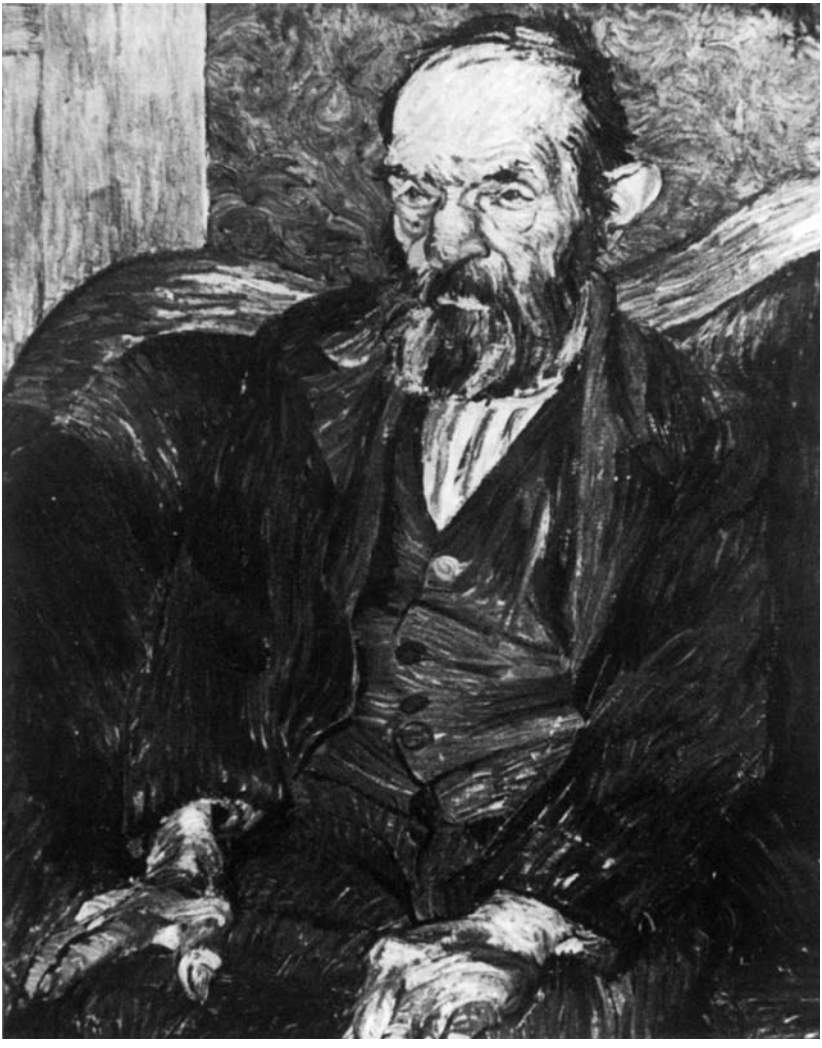
PETER KILLER

*Vorbemerkung der Redaktion*

Der vorliegende Text Peter Killers ist das Manuskript seiner Ansprache vom 26. November 1988, gehalten anlässlich der Vernissage zur Hans Obrecht-Ausstellung im Seminar Langenthal. Parallel dazu fand eine durch Dorothe Freiburghaus ermöglichte Verkaufsausstellung im Chrämerhuus Langenthal statt.
Wir verweisen auf die wertvolle Darstellung, die unser langjähriger Mitarbeiter, Obrechts Jugendfreund Hans Mühlethaler im «Jahrbuch Oberaargau» 1980 veröffentlicht hat, vorwiegend aufgrund persönlicher Erinnerung und anhand von Briefen des Malers erarbeitet. Hans Obrecht lebt seit einigen Jahren wieder in der Schweiz; Unbillen des Alters sind zu erleiden. Wir grüssen Hans Obrecht im Schlössliheim Pieterlen und senden ihm unsere herzlichsten Wünsche.

Hans Obrecht, 1908 in Wangen an der Aare geboren, hatte früh den Wunsch, Maler zu werden. Seine Eltern erlaubten ihm nach dem Besuch der Handelsschule Lausanne, bei Ernst Georg Rüegg in Zürich Privatschüler zu werden. Anschliessend bildete er sich bei Ernst Würtemberger in Karlsruhe weiter. Aber Hans Obrechts Werke verrieten und verraten nichts von der Last der kunstakademischen Bildung. Sie wirken so frisch und direkt wie die Äusserungen eines von nichts beschwerten Autodidakten. Zur eigentlichen Schule wurde ihm Paris, die Begegnung mit dem Landsmann Alfred Bernegger an der Académie Julian und mit der neuen und älteren französischen Kunst.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz entstanden aber nicht etwa kubistische, fauvistische oder surrealistische Bilder; Hans Obrecht malte wie Vincent van Gogh, beziehungsweise wie Obrecht, der von Van Gogh das Sehen und – vor allem – die Wahl der Sujets gelernt hatte. Wangenried war ihm Vorbild für Arles, der Fischerjoggi, ein landstreichendes Dorforiginal, war ihm der Postbote Roulin. Hans Obrecht hat die Verehrung für den grossen Einsamen, für Vincent van Gogh, nie aufgegeben, ist aber rasch zu einer eigenen Kunstsprache gelangt. 1933 kam Hans Obrecht nach Holland, aus einem Studienaufenthalt wurde eine lebenslange Niederlassung.



Fischerjoggi, 1932 Öl. Ein Original aus Wangen a.d.A. (siehe dazu «Jahrbuch Oberaargau» 1980, Seire 142)

Röhren, 1934 (Bleistiftzeichnung)

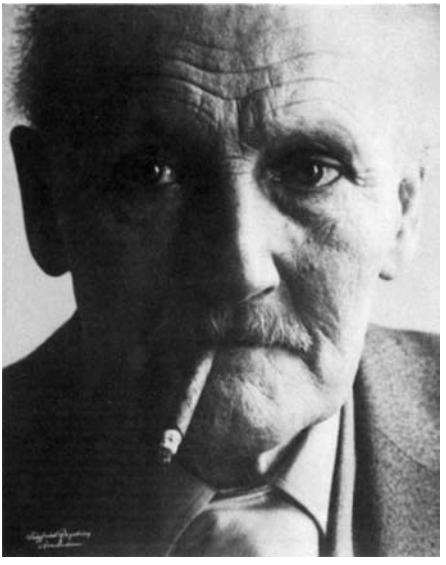
*Die Zeichnungen stammen aus dem Anfang meines Hollandaufenthaltes (Mitte dreissiger Jahre). Eine Art Tagebuchblätter von zufälligen Motiven, die ich mit Bleistift oder meiner Schreibfeder zeichnete. Ich trug dann ein Gütterli Tusche im Sack.*

*Ein zufälliger Blumenstrauss – am liebsten schon welkend – ein Blick vom Fenster oder vom Hausdach, oder einfach unterwegs. Ein Karrsteg mit morschen Holzbalken – Telegraphenstange – Lagerplatz für Baumaterial – und aufgestapelte «Röhren», der Blick gegen das «Leere» der Südersee.*

*Die Umgebung des Röhren-Sujets ist jene im äussersten Osten von Amsterdam, wo sich nachträglich auch die kleine Legende «Die blaue Blume» abspielte.* H.O.

Totentanz, 1952 (Pastell/Gouache/Tusche)

*Wiederum ein Motiv, das ich ausschliesslich für mich selbst gezeichnet hatte.*
*Mein «Vater im Sarg.*
*Oben links: Onkel Albert, Bruder von Vaters Mutter, er starb kurz vor meinem Vater.*
*Oben rechts: Tante Emma, Schwester meines Vaters, beinah gleichzeitig gestorben.*
*Dazwischen: Bürohilfe meines Vaters.*
*Unten links: Robert Studer, mein ehemaliger Sekundarlehrer, hielt die Ansprache in der Kirche.*
*Verschleiert, hinter dem Toten: Haushälterin meines Vaters.*
*Rechts unten: «Däti Fritz», Schulkamerad meines Vaters; war längere Zeit gelähmt. Vater brachte ihm täglich die Zeitung, als Vorwand zu einem Plauderstündchen. – Als er hörte, dass Vater tot war, hatte er auf nichts mehr zu warten und löschte auch aus.* *H. 0.*



Hans Obrecht

Es mag überraschen, dass aus den ersten 15 Hollandjahren fast keine Werke erhalten geblieben sind. Das Fehlen hat verschiedene Gründe. Hans Obrecht hatte sich 1933 mit einer holländischen Malerin inoffiziell verheiratet (den Trauschein holten sie sich erst Jahrzehnte später), stand nun einem kleinen Haushalt vor oder bei, was in der Vorkriegs- und Kriegszeit besonders viel Energie kostete.

1937 eröffnete das Ehepaar, um das Nötigste zu verdienen, eine kleine Leihbibliothek, in der übrigens regelmässig Botschaften der Widerstandskämpfer ausgetauscht wurden.

Möglicherweise war es aber nicht nur der äussere Druck, der ihn am Schaffen hinderte, es waren vielleicht im fast selben Mass innere Barrieren. Ich meine folgendes: Die meisten Künstler heute malen primär, weil sie ihre Werke ausstellen wollen oder – sagen wir es etwas milder – gebeten werden, irgendwo auszustellen. Hans Obrecht hingegen hat immer für sich selber gemalt und gezeichnet.

Hätte nicht seine Frau Miep eines Tages bei Willem Sandberg, dem weltberühmten Leiter des Städtischen Museums Amsterdam angeklopft und ihn gebeten, bei ihrem Mann vorbeizukommen, hätten nicht Eduard Wol-

Rock'n'Roll, 1964/65 (Öl/Pastell/Gouache/Kohle)

fensberger und später Martin Ziegelmüller dem Künstler die Bilder abverlangt, dann hätten weder Holland noch die Schweiz je Werke Obrechts gesehen.

Das tönt nun nach krankhaft kleinem Selbstbewusstsein, nach falscher Eigentaxation; Hans Obrecht indessen hatte ein durch und durch gesundes Selbstbewusstsein, doch er durchschaute das grosse Theater der Eitelkeit und Selbstbespiegelung rasch und liess sich entsprechend durch nichts und niemanden drängen. Als Oberaargauer, als Abkömmling aus einer Landwirtschaftsgegend, hatte er Vertrauen ins Wachstum. Er wusste wie die Bauern, dass die Ernte nicht zu früh eingebracht werden kann, und dass man dann, wenn sie unter Dach ist, getrost Sichlete feiern darf. So entstand Hans Obrechts Werk hauptsächlich zwischen 1948 und 1978; diese drei Jahrzehnte wurden die Zeit seiner Reife. Hans Obrecht konnte warten und schliesslich wieder aufhören, bedacht und weise.

Meine Damen und Herren, ich kann es sehr wohl verstehen, wenn nicht allen unter Ihnen alle Werke von Hans Obrecht gefallen. Meine vorbehaltlose Zuneigung zu diesem Schaffen geht nämlich auch nicht auf die erste Begegnung mit den Bildern zurück, sondern aufs erste Zusammentreffen mit Hans

Hotel Hamdorf Laaren, 1971 (Gouache/Pastell)

Obrecht im Jahr 1983. Hans Obrecht liebt die Untertreibung, the Understatement, wie ein englischer Landlord. Es ist deshalb unbedingt nötig, seine Nähe zu suchen, um ihm nahezukommen.

Die Besuche in seiner Kammer, von Atelier konnte man nicht sprechen, und die späteren Kontakte haben mich mit einer einzigartigen Künstlerpersönlichkeit konfrontiert. Das Einzigartige, dem ich vor- und nachher nicht begegnet bin, ist Obrechts Herzensweite. Hans Obrecht ist im eigenen Haus überfallen worden, wurde im Zug ausgeraubt, erfuhr als Künstler keine Förderung, bekam nie einen Kunstpreis oder ähnliches, hätte noch und noch Grund zum Klagen und zur Verbitterung gehabt. Ich habe ihn nie klagen gehört: Hans Obrecht hat vielmehr die armen Geschöpfe bedauert, die ihm Leid antun mussten, und er ging beim Erzählen jeweils gleich zur nächsten Geschichte über, in der er mit seinen einfachen und ehrlichen Worten die Welt pries und die grosse Comédie humaine, die die Menschen auf ihr aufführen. Ich habe nie einen Künstler kennengelernt, der mit ähnlicher Neugierde und Faszination die Welt betrachtet und dem gleichzeitig so sehr bewusst ist, dass das eigene Tun nur dem Schnabelwetzen des Vögelchens am grossen Berg der Ewigkeit entspricht.

Heilsarmee, 1965 (Gouache/Pastell)

*Heilsarmeebesuch in einer Kneipe, wo Strassenhürchen sich zu wärmen pflegten. Privat: als mein Bruder Ruedi es sah, sang er mit Fistelstimme: «Lasst den Sonnenschein herein!»* *H. 0.*

Anfangs der fünfziger Jahre, so etwas wie eine Künstlerkarriere hatte eben begonnen, kauften Miep und Hans Obrecht ein kleines Hotel mitten in Amsterdam. Man könnte nun die Jeremiade vom materiell schlecht getragenen Künstler anstimmen, also bedauern, dass ein begabter Maler seine Energien beim Wäschewechseln, Spiegeleierbraten und beim Portierdienst verzehren musste. Das Hotel Amstelrust hatte in Hans Obrechts Leben eher fördernde als behindernde Funktion. Es machte ihn nicht, wie dies oft irrtümlich gemeint wird, zum Feierabend- und Freizeitkünstler. Es brachte ihm vielmehr die Welt, die ihn so sehr interessierte, ins eigene Haus, und es bot ihm die Möglichkeit, Künstler zu sein, ohne als Künstler auftreten zu müssen.

«Hay!» 1967. Pastell/Gouache auf Papier. Foto H. Stucki, Lithos Dorothe Freiburghaus, Bern

Nichts peinlicheres als jene Porträts, die entstehen, wenn Künstler irgendwelche Originale, also Personen, die normalerweise nichts mit Kunst zu tun haben, ins Atelier rufen und abpinseln. Hans Obrecht hat von wenigen Ausnahmen in der ersten Schaffenshälfte abgesehen, nie nach Modell gearbeitet. Sein Modell war der eigene, im Kopf gespeicherte Erinnerungsfilm, den er tagsüber belichtet und nach Mitternacht, wenn die Gäste schliefen, für sich auf Zeichenpapier umgesetzt, «entwickelt» hat.

Hans Obrecht liebt die Welt. Die Tarot-Karte Nummer 6 heisst meist «Der Liebende», manchmal aber bei gleichem Sujet auch die «Entscheidung». Was sagen will, dass, abgesehen vom christlichen Modell einer Generalliebe, das aber schon seit 2000 Jahren nicht so recht funktionieren will, die Liebe auf Entscheidung, also Bejahung und Verneinung basiert.

Wie Vincent van Gogh hat Hans Obrecht die einfachen Menschen ins Herz geschlossen, Proletarier, Hippies, ja sogar die kleinen Gesetzesbrecher. Für sie hat er sich, wie man aus den Bildern spürt, entschieden. Kritischer hat er hingegen beobachtet, wenn er sich mit den sogenannten Stützen der Gesellschaft konfrontiert sah. Bissig konnte er da werden. Nicht im Drogenmilieu, nicht bei den Blumenkindern hat Obrecht das Elend entdeckt, sondern bei den wohlgenährten, in jeder Beziehung gut gepolsterten Selbstzufriedenen. Entsprechend wechseln da die Vorzeichen seiner Liebe zur Menschheit, kommt für Augenblicke die Verneinung in seine Kunst.

Hans Obrecht ist ein Liebhaber des Lebens. Amsterdam als kleinstädtischste aller Weltstädte musste Hans Obrecht bannen. Hans Obrecht ist Realist. Einer der bedeutendsten Realisten der Schweizer Kunst. Der Reichtum seines Werkes hängt mit der vitalen Fülle des Amsterdamer Lebens unmittelbar zusammen.

Ein Liebhaber des Lebens, durch und durch dem Leben, dem Lebendigen, dem Wachsenden zugeneigt. Biophil nennt Erich Fromm diesen Typus. Einen zweiten Begriff Fromms muss man noch anfügen. Hans Obrecht ist ein Mensch, der dem Sein und nicht dem Haben verpflichtet ist. Ich kenne nur wenige, die ähnlich positiv und vertrauensstark sind.

Ein Künstler, der das Sein über das Haben stellt, misst den fertigen Kunstprodukten nicht allzugrosse Bedeutung bei. Aus riesigen Stapeln, aus dicken Rollen, eher achtlos gelagert, sind seine Werke ausgewählt worden. Gerahmt, an die Wand gehängt, zum Verkauf frei, gehören diese Bilder nun aber zur Haben-Seite. Betrachten Sie in diesen Bildern nicht nur das Dargestellte, entdecken Sie auch jenen, der das dargestellt hat.

# DER INKWILERSEE
# EINE VEGETATIONSGESCHICHTLICHE STUDIE

UELI EICHER
*Zeichnungen von Ernst Moser*

Mit seinem malerischen Ufer, ausmündend in einen farbenfrohen Seerosengürtel, mit den beiden Inselchen und eingebettet in eine weite, fast ebene Kulturlandschaft gehört der Inkwilersee, ähnlich wie der eine Geländekammer höher gelegene Burgäschisee, heute zu einem beliebten Wander- und Erholungsgebiet. – Nebst einer artenreichen Pflanzenvielfalt bietet das Gewässer zahlreichen Tierarten, so vor allem Wasservögeln, einen höchst begehrten und auch benötigten Lebensraum. Eine Wanderung um den See ist zu jeder Jahreszeit ein Erlebnis und lässt den Beobachter immer wieder Neues entdecken. Die Vielfalt der Stimmungen und Farben, der Töne und Gerüche scheint unbegrenzt.

## *Der See im Jahreslauf*

Im Frühjahr, zur Zeit der Hasel- und Weidenblüte, wenn der See das lichte Blau des Himmels widerspiegelt, herrscht schon überall emsiges Leben. Von den duftenden Weidenkätzchen holen sich die Bienen ihre erste Nahrung. Die Luft ist erfüllt von einem metallischen Summen. Dieser Grundton wird untermalt durch das Musizieren der Meisen, durch die Rufe der Enten, Blässhühner und Haubentaucher. Aus dem unbelaubten Gehölz des Ufergebüsches leuchten Buschwindröschen und Feigwurz. – Von den Feldern ertönt Motorenlärm; die Bauern bestellen ihre Felder mit Kartoffeln, Mais und Getreide.

Der Sommer rückt mit kräftigen, satten Farbtönen auf. Hasel, Weiden, Erle, Pfaffenhütchen, sie alle erscheinen jetzt in einem vollen Grün. Holunder, Liguster und Schneeball setzen helle Farbtupfen in das Ufergebüsch. Blendend weisse Wolkentürme kontrastieren mit dem dunklen Himmelsblau. Die Spiegelung einer solchen Gewitterstimmung auf der Seefläche beeindruckt den Beobachter immer wieder. – Von der Landzunge am Ostufer

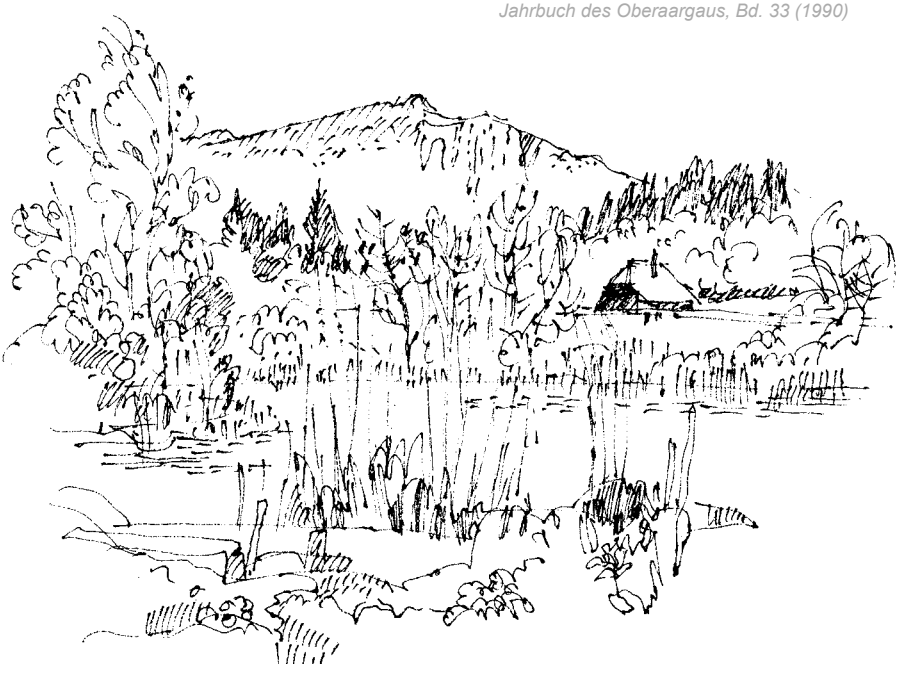


*Abb. 1* Frühlingsstimmung am Inkwilersee.

klingt frohes Stimmengewirr. Bratenduft und Rauchgeruch dringen in unsere Nase.

Zu einem besonderen Erlebnis kann ein Rundgang um das Gewässer etwa an einem Herbstmorgen werden. In einem undurchdringbaren Nebel, vielleicht etwas fröstelnd, versuchen wir uns immer wieder zu orientieren. Wie Schatten verliert sich das Buschwerk seewärts. Um so aufmerksamer vernimmt unser Ohr alle Geräusche in der verborgenen Umgebung: das Läuten der Kuhglocken, der vorbeifahrende Zug im Süden, die Bahnglocke in Inkwil oder der aufbegehrerische Ruf streitender Erpel auf dem See. Unvermittelt vermag ein Sonnenstrahl die graue Mauer zu durchdringen, und dann beginnt eine Verwandlung, ein Kampf zwischen wogenden Nebelfetzen und dem warmen, wohltuenden Sonnenlicht, welcher gewöhnlich mit dem Bild leuchtender Herbstfarben endet.

Aber auch der Winter lädt zu besonderen Entdeckungen ein. Der See mit seiner geringen Tiefe gefriert an kalten Tagen recht schnell und wird dann zu einem Paradies für Schlittschuhläufer. Die munteren Rufe froher Menschen sind weithin zu vernehmen. Doch bald wieder liegt das Gewässer in grosser

Einsamkeit verlassen da. – Schwarz-Weiss und Grautöne verbreiten eine trostlose, bange Stimmung. Finken, Sperlinge und Dompfaffen durchstöbern das Ufergebüsch nach etwas Essbarem. Inzwischen bereitet sich die Natur im Verborgenen schon wieder auf den kommenden Frühling, auf das kommende Jahr vor. In den Knospen der Zweige schwellen die Blätter und Blütenstände. In Erdhöhlen träumen Tiere von Wärme, Sonne und einem reich gedeckten Tisch.

### *Der See im Wandel der Jahrtausende*

Wohl schon unzählige Male hat sich das Wiedererwachen der Natur im Frühjahr, hat sich die Wiederkehr der Jahreszeiten wiederholt, wird sie sich auch in Zukunft wiederholen. Die alten Eichen am Seeufer haben schon Generationen überdauert. Wenn sie erzählen könnten, was sie alles erlebt haben? – Der Baum kann das menschliche Leben um ein Vielfaches überdauern. Von Eichen und Linden ist verbürgt, dass sie mehr als tausend Jahre alt werden können. So verbinden uns die Gehölze mit der Vergangenheit, aber auch mit der Zukunft. Viele der um den See herum gedeihenden Bäume werden noch stehen und weiterwachsen, wenn unser Lebensfaden längst unterbrochen sein wird.

Vorerst wollen wir uns jetzt mit der Frage nach der Vergangenheit befassen. Wir stellen uns vor, dass sich der Jahresablauf in der uns vertrauten Umgebung des Inkwilersees Jahr für Jahr in einer gewissen Gleichförmigkeit wiederholt hat, seit Menschengedenken. Jedenfalls wissen wir nichts anderes. Seit Menschengedenken, das heisst, soweit uns unsere Eltern und Grosseltern Erinnerungen überliefert haben. Doch das Menschenleben, das menschliche Erinnerungsvermögen ist nur kurz und lückenhaft, wenn es sich um längerfristiges Naturgeschehen handelt. Zeit ist Geld, heisst es immer wieder, und zu diesem Wahlspruch hasten wir den Zielen unserer kurzlebig gewordenen Gesellschaft nach. Wichtig sind Stunden, Minuten, Sekunden und gar Bruchteile davon. Bei dieser einseitigen Lebenshaltung vergessen wir ganz, dass die uns umgebende Natur sich an ganz anderen Zeitmassstäben orientiert. Ihr Werden und Vergehen spielt sich in Jahrhunderten und Jahrtausenden ab. Die uralten Bäume in unserer Landschaft könnten uns davon erzählen. – So kehren wir in Gedanken jetzt weit in die Vergangenheit zurück, rund 15 000 Jahre. Wie mag es wohl damals am Inkwilersee ausgesehen haben?

*Abb. 2* Das Seengelände während der ausklingenden Eiszeit.

Nach einem langen, kalten Winter ist es wieder einmal Sommer geworden. Eine blasse Sonne steht am hellblauen Himmel. Von der Anhöhe des heutigen Längachers schweift unser Blick ostwärts. Vergeblich suchen wir nach Bekanntem, nach uns vertrauten Landschaftsmarken, nach den Wiesen, Wäldern und Äckern. An ihrer Stelle erkennen wir eine grossartige Seen- und Sumpflandschaft, eine weite, stark gegliederte Seefläche mit zahlreichen Inseln und Inselchen, daneben ausgedehnte sumpfartige Ebenen. Diese Landschaft ist im Osten, in etwa einem Kilometer Entfernung, begrenzt durch einen Moränenwall, der im Südosten und Süden noch etwas stärker ansteigt. Die Inselchen sind locker mit Krautvegetation bewachsen, hier und dort erhebt sich etwas Buschwerk, Weiden, Zwergbirkensträucher und auf den Erhebungen im Hintergrund Wacholder und Sanddorn, dazwischen findet sich wieder steppenartige Graslandschaft mit Flechten. Auf den Höhen dieses Hintergrundes erkennen wir zudem weidende Rentiere, dazwischen einmal ein Wollhaarnashorn oder, wenn wir Glück haben, ein Mammut. Gelegentlich hören wir den Pfeifruf eines warnenden Murmeltieres.

Sogar der Mensch, noch herumziehender steinzeitlicher Jäger und Sammler, ist in der Umgebung der Seenlandschaft etwa auf der Rentierjagd anzutreffen. Seitdem sich die eiszeitlichen Gletscher aus der Gegend zurückgezogen haben, ist es wärmer geworden. Doch lassen sich die Temperaturen noch lange nicht mit den heutigen vergleichen, noch liegen sie im Jahresmittel um etwa 10° C tiefer. Das bestätigen auch die Schneefelder, welche blendend weiss von den Jurahängen herüberschimmern.

Man mag sich die Frage stellen, woher denn unser Wissen über diese ferne Vergangenheit stamme. In keinem Geschichtsarchiv finden sich Berichte,

Inkwilersee, 9. Oktober 1988. Foto Verfasser

welche so weit zurückreichen; die steinzeitlichen Jäger und Sammler jedenfalls haben uns keine Kunde hinterlassen. Der Naturgeschichtsforscher jedoch kennt andersartige Archive oder Geschichtsbücher, welche die Natur selber geschrieben und uns erhalten hat. Wir meinen hier damit hauptsächlich unsere Seeufer und Moore.

### *Seeufer und Moore als Archive*

Geformt wurde die Landschaft um den Inkwilersee während der letzten Eiszeit durch den Rhonegletscher, welcher zeitweise bis nach Wangen an der Aare und Bützberg vorstiess. Als vor über 15 000 Jahren das Eisstromnetz zu

zerfallen begann und sich die Gletscher wieder in die Alpentäler zurückzogen, blieben zahlreiche Kies- und lehmausgekleidete Mulden zurück, welche durch die ebenfalls neuentstandenen Bäche und Flüsse mit Wasser versorgt wurden. Viele Seen und Seelein unseres Mittellandes sind so nach dem Rückzug der Gletscher entstanden oder wiederentstanden. Sie sind das Werk gewaltiger Eis-und Wassermassen.

Mit dem Werden setzt aber sogleich auch der Prozess des Vergehens ein. Kaum dass sich die Gewässer gebildet haben, beginnen sie auch schon zu verlanden.

Da sind einmal die Zuflüsse zu nennen, welche im See ihr Geschiebe ablagern; vor allem während Unwettern werden beträchtliche Mengen an Geröll, Sand und Schlamm angeschwemmt. Aber auch die Ufer- und Wasservegetation kann stark zum Verlandungsprozess beitragen. Vornehmlich gilt das für wenig tiefe Seen, wozu der Inkwilersee gehört. Nach *von Büren* beträgt seine maximale Tiefe heute noch fünf Meter. Diese vegetationsbedingte Verlandung ist in Abb. 3 dargestellt.

Die untergetauchten Wasserpflanzen, vor allem sind es Armleuchteralgen, sowie die im Wasser schwebenden Algen, das Pflanzenplankton, bewirken zudem, dass im Wasser Kalk ausfällt:

Diese biogene Wasserentkalkung ist dadurch bedingt, dass die untergetauchten Pflanzen dem Wasser $CO_2$ zur Photosynthese entziehen. Der Entzug dieser Gleichgewichtskohlensäure bewirkt aufgrund des Massenwirkungsgesetzes den Zerfall des gelösten $Ca(HCO_3)_2$ zu unlöslichem $CaCO_3$, welches ausfällt. Dabei wird erneut $CO_2$ frei:

$$Ca(HCO_3)_2 \rightarrow CaCO_3 + CO_2 + H_2O$$

Als weissliches Pulver, *Seekreide* genannt, lagert sich dieser Kalk auf dem Seegrund ab und kann schliesslich viele Meter dicke Seekreideschichten bilden. Überall in der Umgebung des Sees, wo die Bauern heute beim Pflügen diese helle Kalkmasse hervorkehren, befand sich vor Zeiten einmal ein offenes Gewässer.

Aber auch die absterbenden Pflanzen lagern sich fortwährend auf dem Seeboden ab und verringern so allmählich die Tiefe des Gewässers. Die Pflanzengürtel mit den Armleuchteralgen, Laichkräutern, Seerosen, dem Schilf und den Sauergräsern bewegen sich so langsam seewärts. Dieser Prozess spielt sich für den Menschen fast unmerklich langsam ab. Pro Jahr mag die Ablagerungsschichtdicke etwa um einen Millimeter zunehmen. Das ergibt im

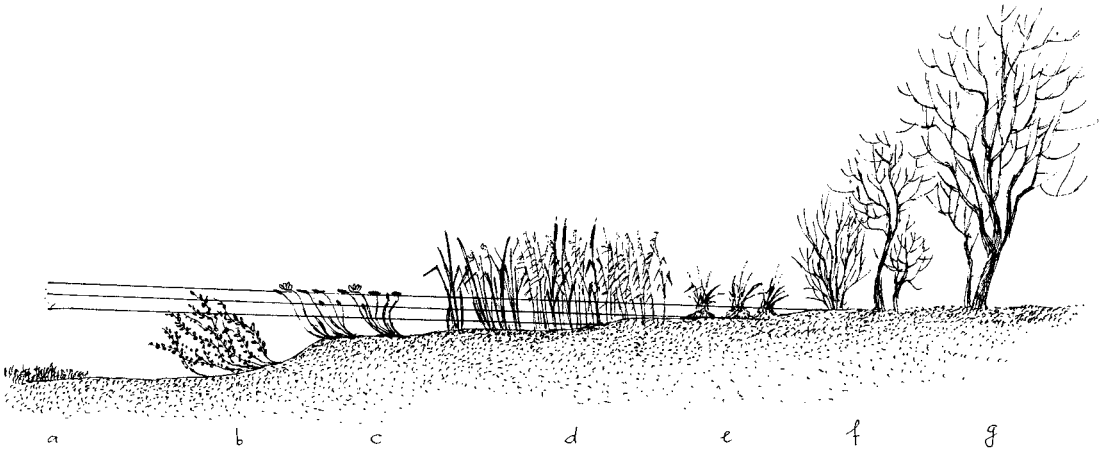



*Abb. 3* Alljährlich lagern sich die absterbenden Wasserpflanzen auf dem Seegrund ab, so dass das Gewässer allmählich an Tiefe verliert; damit verschoben sich die Verlandungsgesellschaften seewärts. Es bedeuten: a Armleuchteralgengürtel, b Laichkrautgürtel, c Seerosengürtel, d Schilfgürtel, e Seggengürtel, f Ufergebüsch, g Wald. Linien deuten Niedrig-, Normal und Hochwasserstand an.

Jahrtausend einen Meter und in 15 000 Jahren 15 Meter Ablagerung oder Sediment.

Viele Seelein auch im Umfeld des Inkwilersees sind so im Laufe der Jahrhunderte vollständig ausgefüllt worden und verschwunden. Über dem ehemaligen Seegrund kann dann als nächstes ein artenreiches Flachmoor entstehen. Später, bei genügend Niederschlägen und hoher Luftfeuchtigkeit, wird dann ein Hochmoor daraus, welches sich in der Mitte wie eine Torte im Ofen aufzuwölben beginnt. Das Torfmoos findet sich ein, Heidelbeeren, Preiselbeeren, die Moosbeere, das flockige Wollgras, der Sonnentau und weitere Spezialisten breiten sich auf der gewölbten Moordecke aus. Auch am Inkwilersee bildeten sich über den verlandeten Wasserflächen Flachmoore und zeigten sich Ansätze zum Hochmoor. Der Mensch hat jedoch diese Landschaft begradigt, die Moore entwässert und den Seespiegel abgesenkt.

Jahr für Jahr lagert sich also in der Seeuferregion eine frische dünne Sedimentschicht ab. Alles, was sich im Laufe der Jahre dort ansammelt, alles, was das Zuflusswasser, der Wind, der Zufall herantransportiert, wird in diese Schichtungen eingelagert und schliesslich überdeck. Unter Wasser, das heisst ohne Luft- und Sauerstoffzutritt, bewahren die Pflanzenteile wie Holz, Blät-

ter, Samen, Früchte, aber auch Tierleichen usw. ihre Form, sie zerfallen nicht, bleiben uns erhalten. Solcherart wird das Gewässer oder auch das nasse Moor mit seinen Ablagerungen zu einem Archiv oder Geschichtsbuch für vergangenes Geschehen in der umgebenden Natur. Der Mensch, vor allem unseres Jahrhunderts, hat gelernt, in diesem Archiv herumzustöbern und zu lesen. Wie sich das abspielt, soll im nächsten Kapitel erörtert werden.

### *Untersuchungsmethoden an See- und Moorsedimenten*

Bevor wir mit dem Untersuchen beginnen können, müssen wir uns das Untersuchungsmaterial sorgfältig beschaffen. Das geschieht in den meisten Fällen durch eine Bohrung, seltener durch eine Grabung. Nach umfang-

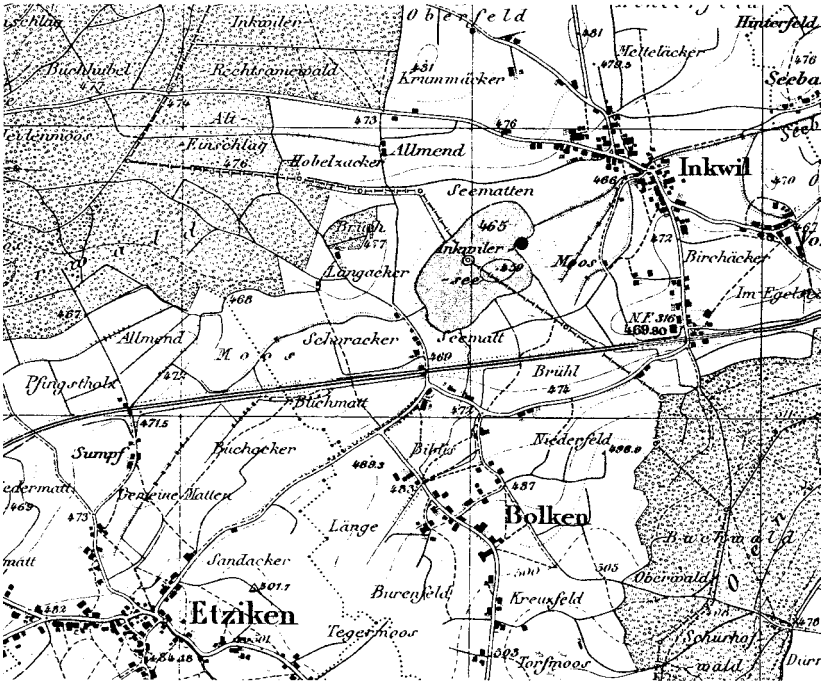



*Abb. 4* Punkt am östlichen Seeufer: Lage der Bohrstelle (21. März 1988). Kartengrundlage: Siegfried-Atlas 1:25 000.

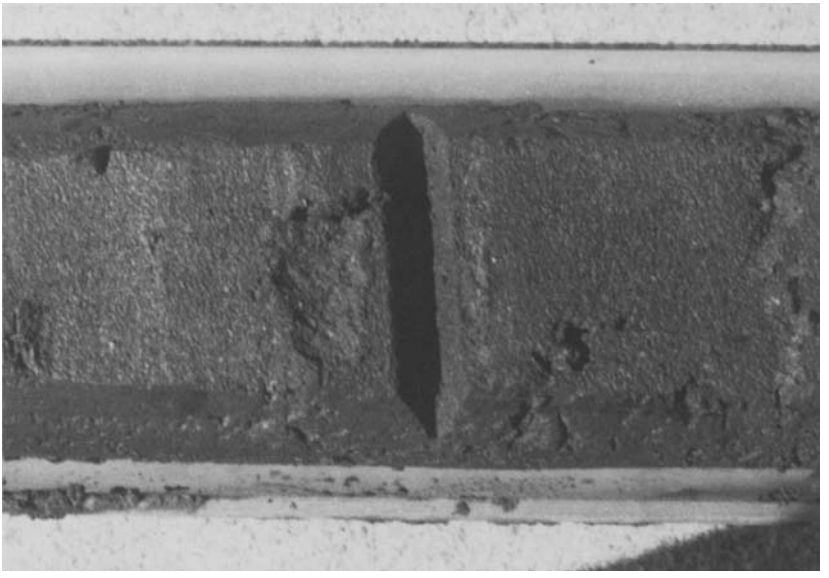


*Abb. 5* Bohrkern: Ausschnitt aus 6 m Tiefe

reichen Tiefensondierungen haben wir diese Bohrung am Inkwilersee an dessen Ostufer, im Schilfröhricht hinter der Feuerstelle und den Sitzplätzen durchgeführt.

Am 21. März 1988 hoben wir dort zwei neun Meter lange Bohrkerne. Der Bohrvorgang spielt sich so ab, dass ein vorne vorerst verschlossenes Metallrohr von etwa acht Zentimeter Durchmesser durch einen Schlaghammer in die Tiefe getrieben wird. In der gewünschten Tiefe lässt sich der vordere Verschluss vermittels einer Zugvorrichtung öffnen, worauf sich das Rohr beim Tieferdringen mit Sediment füllt. Zu Hause werden die wurstförmigen Proben schliesslich mit einem Stöpsel ausgestossen, worauf man an den gewünschten Stellen bequem Proben herausschneiden kann. Der Rest des Kernes wird darauf in Folien verpackt und zur späteren Verwendung kühl gelagert.

Je nach seiner Herkunft und Tiefe kann das Sediment nun sehr verschieden beschaffen sein. Am Inkwilersee beginnt die Bohrung an der Erdoberfläche mit Torfablagerungen, wie wir sie alle vom Moor her kennen. Mit zuneh-

mender Tiefe geht das Sediment in eine dunkle, etwas stärker zersetzte Masse über, die wir in der Fachsprache *Gyttia* nennen. Etwa ab sechs Meter Tiefe ist der Gyttia kräftig Kalk oder Seekreide beigemischt, und noch etwas tiefer beginnen die späteiszeitlichen Einschwemmungen von Schotter, Sand und Schlamm. Die Bohrung musste hier abgebrochen werden, weil uns grössere Steine das weitere Vordringen in die Tiefe versperrten.

Wenn wir nun einmal eine Torfprobe sorgfältig zerpflücken und aufmerksam betrachten, so fallen uns schon von blossem Auge Pflanzenteile wie Samen, Früchte, Blätter oder Blattreste auf.

Die Wissenschaft, welche sich mit der Bestimmung und Deutung von derartigen Pflanzenresten befasst, heisst Grossrest- oder Makrorestanalyse. Die Ergebnisse derartiger Untersuchungen erlauben es, sich ein Bild über die Vegetationsentwicklung am Seeufer zu machen; das heisst, wir können daraus schliessen, was zu verschiedenen Zeiten an Pflanzen am See gediehen.

## *Die Pollenanalyse*

Aussagekäftiger und umfassender über die Vegetationsgeschichte informiert uns jedoch die *Pollenanalyse*. Diese Wissenschaft ist den Betrachtungen unserer Arbeit hier hauptsächlich zugrunde gelegt.

Pollenanalyse, das heisst: Untersuchung von Blütenstaub oder eben Pollen. Dieser wird von den Pflanzen alljährlich in unvorstellbar grosser Zahl produziert und teilweise durch den Wind weit verfrachtet. Menschen, welche auf Blütenstaub allergisch reagieren, wissen davon zu berichten. Wie die eben erwähnten Pflanzenreste, so werden auch die angewehten Blütenstaubkörner auf dem Seegrund abgelagert. Sie lassen sich auch noch nach Jahrtausenden, wie die Pflanzenreste, bestimmen. Ihrer grossen Menge und gleichmässigeren Verbreitung wegen erzeugen sie ein gutes Abbild der Vegetation vergangener Jahrhunderte in der Umgebung des Inkwilersees. Wir wollen diese Untersuchungsmethode jetzt etwas ausführlicher vorstellen.

Erzeugt wird der Pollen in den männlichen Geschlechtsorganen von Blütenpflanzen, den Pollensäcken oder Staubbeuteln. Es handelt sich dabei meist um rundliche, mikroskopisch kleine Körner von charakteristischer Gestalt.

Jede Pflanzenart, zum Beispiel eine Buche, Eiche, der Löwenzahn, die Gerste, erzeugt ihr eigenes, typisches Pollengehäuse. Diese Gehäuse beinhal-

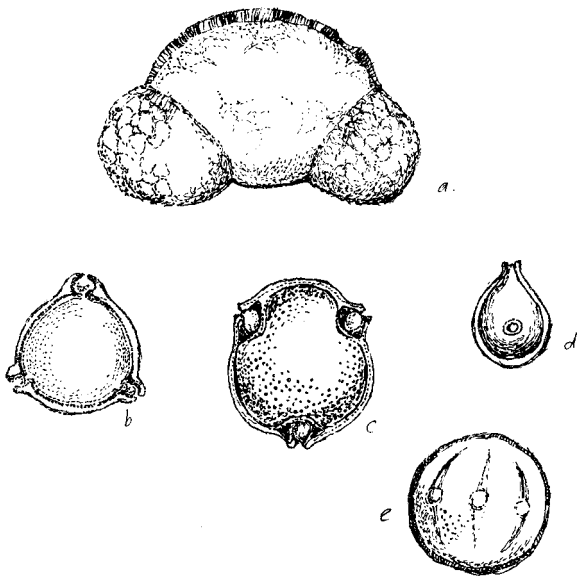



*Abb. 6* Pollenkörner verschiedener Gehölze: a) Weisstanne, b) Birke, c) Linde, d) Hasel, e) Buche

ten *die männlichen Geschlechtskerne*. Zur Fortpflanzung müssen sie auf die Narben der weiblichen Geschlechtsorgane, der Fruchtblätter, übertragen werden. Wenn der Blütenstaub reif ist, so quillt er aus den geöffneten Staubbeuteln heraus. Durch den Wind oder durch Insekten gelangt er schliesslich an sein Ziel. Windbestäuber sind zum Beispiel die Gräser, die Buchen und unsere Nadelgehölze; zu den Insektenbestäubern zählen die Obstbäume, viele Wiesenblumen wie der Löwenzahn, der Rotklee oder auch die Weiden.

Pollen vor allem der Windbestäuber wird in sehr grosser Zahl erzeugt, da die Wahrscheinlichkeit eines Pollenkorns, zur Bestäubung zu gelangen, vom Zufall abhängt und damit sehr gering ist. Ein Haselstrauch vermag im Frühjahr gut und gerne seine 500 Millionen Pollenkörner zu erzeugen. Manchmal erscheint die Luft richtiggehend durchtränkt mit Blütenstaub. Über den Wäldern erkennen wir dann gelegentlich, vor allem bei Föhnlage, schmutziggelbe Wolken.

Man hat errechnet, dass pro Quadratmeter Bodenfläche und Jahr Millionen Pollenkörner auftreffen. Nach einem Gewitter finden wir gelegentlich

gelbe Säume um Wasserlachen und Pfützen. Der Volksmund nennt dieses gelbliche Pulver Schwefelregen. Unter dem Mikroskop entpuppt es sich dann aus abertausend verschiedener kunstvoller Blütenstaubkörner bestehend. Auch auf den Seen finden wir dann die gelben Säume. Dieser Blütenstaub saugt sich allmählich mit Wasser voll und sinkt auf den Grund, wo er schliesslich in das sich neu bildende Sediment einlagert, und so vor Zersetzung bewahrt, erhalten und gespeichert wird.

Die Erkenntnis, dass See- und Moorsedimente auch alten oder *fossilen* Blütenstaub gespeichert haben können, geht unter anderem auf den schwedischen Staatsgeologen *Lennart von Post* zurück, der im Jahre 1916 erste Pollendiagramme veröffentlichte. Allmählich hat sich dann die Pollenanalyse zu einer fundierten Wissenschaft entwickelt. Etwa seit den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts haben wir aufgrund dieses Forschungszweiges einen guten Überblick über die Vegetationsentwicklung im Alpenraum vor allem seit dem Ende der letzten Eiszeit. Zahlreiche Objekte verschiedenster Standorte sind erbohrt und untersucht worden, und man ist heute auch daran, frühere Wärmezeiten zu studieren, welche weit über 100 000 Jahre zurückreichen mögen.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, stellt die Untersuchung am Inkwilersee eine Arbeit unter vielen ähnlichen dar. Andererseits ist sie jedoch mit den lokalen Eigenheiten gerade dieses Sees und seiner Umgebung behaftet und stellt daher, zusammen mit den Ergebnissen prähistorischer und historischer Untersuchungen, einen Beitrag zur Lokalgeschichte im Oberaargau dar; dies eingebettet in das grossräumige Geschehen unseres Mittellandes, der Alpen und gar Mitteleuropas.

Man mag sich die Frage stellen, wie die in den Sedimenten eingelagerten Pollenkörner sichtbar gemacht werden können. Das ist gar nicht so einfach. Wenn wir ein Stücklein unbehandeltes Sediment unter dem Mikroskop betrachten, so erkennen wir vor lauter Pflanzenresten und Gesteinssplittern nur selten ein Pollenkorn. Die Wissenschaftler haben jedoch ein aufwendiges Verfahren entwickelt, welches den Pollen stark anzureichern vermag. Es beruht darauf, dass man viel Störendes durch Säuren und Basen auflöst und ausschwemmt.

Unter Luftabschluss, eingelagert in See- und Moorsedimente, bleibt das Pollengehäuse praktisch unbegrenzt erhalten. Aber auch gegenüber den Säuren und Basen im Laboratorium erweist es sich als äusserst widerstandsfähig. Nach Straka besteht es zu einem guten Teil aus Sporopolleninen. Das sind hochpolymere Ester von Fettsäuren oder Carotinoiden;

sie gehören zu den widerstandsfähigsten Substanzen bei Organismen, welche wir kennen. Die Summenformel des Sporopollenins von Lilien (Lilium henryii) lautet $C_{90}H_{142}O_{44}$ und die der Föhre (Pinus sylvestris) $C_{90}H_{158}O_{44}$. Durch Kochen in konzentrierter Kalilauge, Salzsäure, Flussäure und in einem Eisessig-Schwefelsäuregemisch werden in einem vielstufigen Arbeitsprozess die beigemischten störenden Mineralien sowie viele organische Reste aufgelöst und ausgeschwemmt.

Währenddem sich in den eiszeitlichen Sedimenten meist nur wenige Pollenkörner finden lassen, in einem Kubikzentimeter oder Fingerhut sind es gelegentlich nur einige hundert, nimmt ihre Zahl in der Nacheiszeit stark zu, gelegentlich bis zu vielen hunderttausend pro Kubikzentimeter.

Unter dem Mikroskop wird der angereicherte Blütenstaub in einer mühsamen Zählarbeit auf seine Artzugehörigkeit hin bestimmt. Wie das im speziellen geschieht und wie die Bestimmungsergebnisse schliesslich ausgewertet werden, findet sich im Kapitel «Landschafts- und Vegetationsgeschichte» beschrieben.

### *Weitere Untersuchungsmethoden*

Im Verlaufe der letzten Jahrzehnte ist es geglückt, den Archiven an den Seeufern und den Mooren noch ganz andersartige Auskünfte zu entreissen. Je länger man sich mit diesem interessanten Lebensraum befasst, um so mehr lernt man zu entziffern und zu verstehen. Es ist fast wie bei einem Buch, das in alten, unverständlichen Sprachen und Schriftzeichen geschrieben ist. Eines Tages entdeckt man den Schlüssel zu einer dieser Schriften, und dann eröffnet sich einem eine neue Welt; oft voller Überraschungen. Wir erachten es nicht als unsere Aufgabe, möglichst alle derzeit bekannten Untersuchungsmethoden aufzulisten und zu erläutern. Wir besprechen im folgenden nur noch diejenigen, welche in der nachfolgenden Vegetationsgeschichte von Bedeutung sein werden.

#### Die Sauerstoff-Isotopenanalyse

Seit nicht allzulanger Zeit sind wir imstande, an Kalksedimenten die Temperaturverhältnisse seit dem Ende der letzten Eiszeit zu bestimmen. Dies geschieht vermittels der Sauerstoff-Isotopenanalyse: Sauerstoff hat gewöhnlich das Atomgewicht 16. Doch kennen wir auch ein schwereres stabiles Isotop mit dem Atomgewicht 18. Wasser mit der chemischen Formel $H_2O$

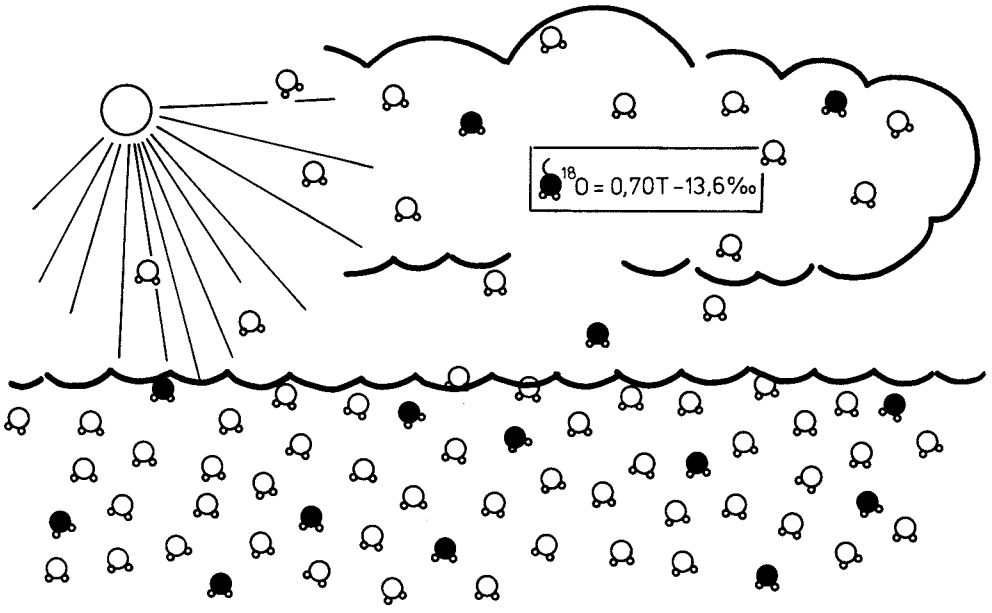



*Abb. 7* Verdunstung von Wasser über dem Meer: Moleküle mit dem schweren Sauerstoffisotop $^{18}O$ sind schwarz dargestellt. Ihre Menge in den Wolkenmassen ist temperaturabhängig. Wenn die Lufttemperatur um 1°C ansteigt, so nimmt die Konzentration von $^{18}O$ um 0,7‰ zu.

besitzt gelegentlich an Stelle der beiden Sauerstoffatome $^{16}O$ eines mit dem Atom $^{18}O$. In Meerwasser sind etwa zwei von tausend Wassermolekülen mit einem solchen schwereren Sauerstoffatom versehen. Doch was haben nun diese schwereren Sauerstoff-Isotopen mit der Temperatur und mit den Kalksedimenten zu tun? Um das zu verstehen, müssen wir uns etwas mit dem Kreislauf des Wassers auseinandersetzen. Quelle und Ursprung unserer Niederschläge ist letztlich der Atlantische Ozean. Wasser verdunstet über dieser gewaltigen Meeresfläche, und die feuchten Luftmassen bewegen sich als Wolken landwärts. Irgendwo über dem Kontinent geben sie dann ihre Feuchtigkeit in Form von Niederschlägen wieder ab.

Bei der Verdunstung über dem Meer wie bei der Kondensation in den Wolken, wenn sich Niederschläge bilden, gelangen immer auch einige der schwereren Wassermoleküle mit. Nun ist die Menge dieser schwereren Mole-

*Abb. 8* Winterstimmung am Inkwilersee

küle, welche über dem Meer verdunsten und später auch wieder kondensieren, streng temperaturabhängig. Je höher die Lufttemperatur im allgemeinen ist, um so mehr schwerere Wassermoleküle hat es im Niederschlag. Diese genannten Prozesse lassen sich rechnerisch erfassen.

Halten wir also fest: Die Menge des schwereren Sauerstoffs $^{18}O$ im Niederschlag oder sein Verhältnis zum gewöhnlichen $^{16}O$, wir sprechen ganz allgemein vom $^{18}O/^{16}O$-Isotopenverhältnis, widerspiegelt die Lufttemperaturverhältnisse, welche in den regenbringenden Luftmassen vorherrschten; höheren Temperaturen entspricht auch ein höheres $^{18}O/^{16}O$-Isotopenverhältnis.

Über Bäche und Grundwasser gelangt das Niederschlagswasser schliesslich in den See. Der Speicher, welcher das Isotopenverhältnis dann festhält, wurde Ende der vierziger Jahre vom Amerikaner *H. C. Urey* entdeckt. Es

handelt sich dabei um den in den Gewässern ausfallenden Kalk, die Seekreide. Während dieses im Kapitel «Moore und Seeufer als Archive» beschriebenen Ausfällungsprozesses wird das $^{18}O/^{16}O$-Isotopenverhältnis des Seewassers und damit auch dasjenige der Niederschläge im ausfallenden Karbonat eingelagert und damit in den sich ablagernden Sedimentschichten auf dem Seegrund gespeichert.

Zur Isotopenbestimmung wandeln wir die Seekreideproben im Laboratorium in $CO_2$-Gas um, an welchem wir dann massenspektrometrisch das $^{18}O/^{16}O$-Isotopenverhältnis bestimmen. Unserem Pollendiagramm haben wir eine Sauerstoff-Isotopenkurve der Späteiszeit beigefügt, welche zusammen mit dem Pollendiagramm besprochen werden wird.

## Methoden der Altersbestimmung

Von besonderem Interesse ist zweifellos immer die Frage nach dem Alter der verschiedenen Ablagerungen. Wenn wir beispielweise das Alter der untersten Schichten kennen, so können wir daraus zeitlich das Ende der letzten Eiszeit abschätzen, oder wenn es uns gelingt, das Auftreten der ersten Kulturpflanzen zu datieren, so wissen wir auch, wann die ersten Menschen sesshaft geworden sind.

Gelegentlich lässt sich das Alter der verschiedenen Schichten abschätzen. Wenn wir annehmen, dass die Sedimentdicke jährlich im Mittel um einen Millimeter zunimmt, so sind dementsprechend Proben aus einem Meter Tiefe tausend- und aus zehn Meter Tiefe zehntausendjährig. In einigen seltenen Glücksfällen entdeckt man bei einer Bohrung Jahresschichtungen und kann dann in einer mühsamen Zählarbeit Altersbestimmungen vornehmen.

Den Durchbruch in der Altersbestimmung brachte in den fünfziger Jahren die Entwicklung der $^{14}C$-Altersbestimmung (sprich C 14), auch Radiokohlenstoffmethode genannt, durch den Physiker *W. F. Libby.*

Bei der $^{14}C$-Altersdatierung handelt es sich um eine natürliche radioaktive Zeituhr, welche allen Organismen zu ihren Lebzeiten einverleibt wird. Diese Uhr besteht aus dem radioaktiven Kohlenstoffatom $^{14}C$, welches mit einer Halbwertszeit von rund 5700 Jahren zerfällt; das heisst von 1000 $^{14}C$-Atomen sind nach 5700 Jahren nur noch die Hälfte, das heisst 500 zu erwarten, der Rest ist zerfallen; und nach weiteren 5700 Jahren sind es nur noch die Hälfte der Hälfte, also 250, usw. Der radioaktive Kohlenstoff wird in hohen Schichten unserer Atmosphäre durch Strahlung aus dem Weltenraum immer wieder neu gebildet und nachgeliefert, so dass die in der Atmosphäre vorhandene

Menge an $^{14}C$ stets mehr oder weniger konstant ist. In der Atmosphäre findet sich der Kohlenstoff stets als $CO_2$-Gas. Anteilmässig macht das $CO_2$ sehr wenig aus. Nur etwa 0,3 Promille unserer Lufthülle bestehen gegenwärtig aus $CO_2$.

Das $^{14}C$ entsteht infolge der Höhenstrahlung in der Stratosphäre. Neutronen mit thermischer Energie werden vom Luftstickstoff in einer exothermen Reaktion unter Bildung des Kohlenstoffisotopes $^{14}C$ eingefangen:

$$^{14}N + n \rightarrow {}^{14}C + p + 0{,}62\ MeV$$

Die $^{14}C$-Atome verbinden sich nach ihrer Bildung mit dem Luftsauerstoff zu $^{14}CO_2$-Gas, welches sich darauf mit der gesamten Atmosphäre und dem darin schon vorhandenen $^{12}CO_2$ vermischt. Die Konzentration von $^{14}C$ ist mit $1{,}18 \times 10^{-10}$ Prozent sehr gering.

In einem β-Zerfall wird der Radiokohlenstoff wieder zerlegt, und zwar nach der folgenden Gleichung:

$$N = N_0 \times 2^{-\frac{t}{t_{1/2}}}$$

N bedeutet die Zahl der noch vorhandenen $^{14}C$-Atome zum Zeitpunkt t.
$N_0$ bedeutet die Zahl der $^{14}C$-Atome zu Beginn oder die Anfangskonzentration.
t ist somit die seit dem Beginn der Bildung verstrichene Zeit, und $t_{1/2}$ bedeutet die Halbwertszeit. Sie wird heute mit 5730 ± 40 Jahren gerechnet.

Wie die Menschen und Tiere zum Atmen Sauerstoff aus der Atmosphäre benötigen, verbrauchen die Pflanzen das darin enthaltene $CO_2$-Gas. Wir nennen den sich dabei abspielenden Prozess *Photosynthese*. Massgeblich daran beteiligt sind die Blattgrünkörner. Den Kohlenstoff aus der Atmosphäre bauen die Pflanzen dabei in ihren Körper ein, und damit nehmen sie auch immer wieder frisch gebildeten Radiokohlenstoff oder $^{14}C$ auf. Wenn nun die Pflanze stirbt, so hört dieser Aufnahmeprozess auf, und damit beginnt die Radiokohlenstoffuhr zu ticken. Das $^{14}C$ zerfällt nach den erläuterten Gesetzmässigkeiten.

Falls wir nun in einem Moor oder in den Ablagerungen an einem See Pflanzenreste, Holzstücke finden, so lässt sich an ihnen die Zeit bestimmen, welche seit ihrem Absterben verstrichen ist. Im Laboratorium wird die noch vorhandene Menge $^{14}C$ festgestellt, und daraus können wir dann auf das Alter zurückschliessen. Wenn beispielsweise ein Holzstücklein aus dem Inkwilersee noch gerade die Hälfte des anfänglichen $^{14}C$ aufweist, so beträgt sein Alter eben eine Halbwertszeit, das heisst, 5700 Jahre sind seit seinem Tod verstrichen.

*Abb. 9* Weisstannenstamm aus Wasen im Emmental. Vor rund 5700 Jahren wurde dieser Stamm bei einem Unwetter durch eine Schuttlawine vergraben.

Die Bestimmung dieser $^{14}C$-Gehalte ist sehr aufwendig und geschieht an dafür spezialisierten Laboratorien. Heute kennt man dazu zwei verschiedene Verfahren. Entweder misst man mit besonderen Zählrohren an den Proben die noch vorhandene Radioaktivität, oder aber man trennt und bestimmt vermittels eines Beschleunigers die Menge des schwereren $^{14}C$ im Vergleich zum leichteren $^{12}C$.

Die Liste der heute möglichen Untersuchungsmethoden liesse sich fortführen. Wissenschaftler suchen in den Ablagerungen nach Muschelschalen, Schneckengehäusen, nach Überresten von Insekten, vornehmlich Flügeldecken und Panzerteilen von Käfern, nach Kieselalgenschalen und vielen anderen Zeugen vergangener Lebensgemeinschaften. Alle diese Überreste, das Wissen über die Lebensgewohnheiten dieser Lebewesen vermittelt uns Mosaiksteinchen zu einem Bild, das uns allmählich die Vergangenheit der Vergessenheit entreisst. Scheinbar Entschwundenes wird damit in unserem Geiste wieder lebendig, erwacht zu neuem Leben.

Auch dem Laien ist es jederzeit möglich, einen Blick in dieses faszinierende Archiv der Vergangenheit zu tun. Wir brauchen dazu nur ein möglichst feinmaschiges Sieb, in welchem wir Sedimentprobestücklein mit lauwarmem Wasser möglichst schonend aufschlämmen. Nach einiger Zeit geduldigen Wässerns bleiben im Sieb oft interessante Bruchstücke von Pflanzen und Tieren zurück, welche wir teils von blossem Auge, teils mit einer Lupe oder einem Binokular erkennen und bestimmen können. So finden wir dann eben, je nach Beschaffenheit des Sedimentes, zuunterst oft noch Steinchen und Sandkörner, welche die Gletscher zurückgelassen haben, darauf folgen oft Muschelschalen und Schneckengehäuse, schillernde Käferflügeldecken und schliesslich Blattreste oder ganze Blätter von Sträuchern und Bäumen, Körner und weitere Teile von irgendwelchen Früchten.

Spektakulär und entsprechend selten sind natürlich immer wieder grössere Funde, ganze Bäume oder Baumstrünke, grössere Tiere oder gar Menschen, welche in einem Gewässer oder Moor versunken oder bei einem Unwetter von Erdreich überdeckt worden sind und so der Nachwelt erhalten blieben. Als Beispiel zeigen wir hier einen Weisstannenstamm, welcher in Wasen bei Bauarbeiten zum Vorschein kam und bei welchem die $^{14}C$-Bestimmung ein Alter von rund 5700 Jahren ergab (Abb. 9).

### *Landschafts- und Vegetationsgeschichte der letzten 15 000 Jahre*

Nach den Erörterungen des vorangegangenen Kapitels dürften wir nun eine Vorstellung davon haben, auf welche Art und Weise die Forscher sich Auskünfte über das Geschehen und die Entwicklungen in der Vergangenheit beschaffen. Aufgrund umfangreicher derartiger Untersuchungen konnten wir die Äusserungen über die Situation am Inkwilersee vor rund 15 000 Jahren tun, welche im Kapitel «Der See im Wandel der Zeit» zu finden sind.

Wir wollen jetzt eine Reise durch die vergangenen Jahrtausende hin bis zur Gegenwart tun. Das mag zur Hauptsache gestützt auf die Ergebnisse der Pollenanalyse geschehen. Die Vegetationsentwicklung steht somit im Vordergrund. Wir wollen es aber nicht unterlassen, auch andersgeartete Untersuchungsergebnisse in den Bericht einzuschliessen; zum Beispiel eine Sauerstoffisotopenkurve über die Temperaturverhältnisse in der Späteiszeit, Veränderungen in der Zusammensetzung der Tierwelt und vor allem auch die Entwicklung in der Menschheitsgeschichte. Die 15 000 Jahre beinhalten ja

schliesslich auch die Wandlung des Menschen vom nomadisierenden Jäger und Sammler zum sesshaften Bauern, die Entwicklung der Metallverarbeitung, das Werden der menschlichen Kultur. Wie wir noch sehen werden, nimmt die Entwicklung der Technik in unserem gewählten Zeitmassstab nur einen sehr kurzen Zeitabschnitt ein.

Damit der Leser unsere Aussagen über die Vegetationsentwicklung auch nachvollziehen kann, haben wir unseren Schilderungen auch die Auswertungen der Pollenuntersuchungen beigelegt. (Siehe Beilagen 1 und 2 hinten im Buch sowie Abb. 24.) Die graphische Gestaltung dieser Ergebnisse nennen wir Pollendiagramm. Zum richtigen Lesen der Beilagen seien noch die folgenden Erläuterungen beachtet:

Das *Pollendiagramm* setzt am unteren Ende in einer Tiefe von 850 cm ein und endet an der Erdoberfläche bei 0 cm. Da das Wachstum der Ablagerungen oder Sedimente am Inkwilersee sehr unregelmässig erfolgte, haben wir zur Entzerrung des Bildes den Tiefenmassstab gelegentlich etwas geändert. Die schwarz-weisse Würfelskala am linken Rand der Grafik zeigt an, wo der Massstab gestreckt oder gestaucht worden ist.

Am Physikalischen Institut in Bern wurden insgesamt sechs Radiokarbondatierungen an Sedimenten aus der Nacheiszeit vorgenommen (Beilage 2). Die Messresultate sind am rechten Diagrammende in einer Skala eingetragen, die Streubreite ist in Klammer beigefügt. Weitere, nur abgeschätzte Altersangaben besitzen keine Streubreitenangabe.

Die farbigen, schwarzen und zum Teil weissen Flächen stellen die Ergebnisse der Blütenstaubbestimmungen dar. Für das vorliegende Diagramm haben wir Pollenbestimmungen an gut hundert Tiefenproben oder Horizonten vorgenommen. Dabei wurden mindestens 80 000 Blütenstaubkörner und auch Farnsporen bestimmt.

Das Pollendiagramm ist eine Darstellung der Prozentwerte der verschiedenen Pollenanteile. Es ist so gestaltet, dass es, mit gewisser Vorsicht betrachtet, die Vegetationsverhältnisse in der Umgebung des Inkwilersees widerspiegelt. Als Berechnungsgrundlage oder 100 Prozent wurde die Gesamtpollenzahl aller Landpflanzen ohne Erlenpollen und Farnsporen gewählt. Zusammen mit den Blütenstaubkörnern der Wasserpflanzen widerspiegeln die von der 100-Prozent-Summe ausgeschlossenen Pollen fast ausschliesslich die Vegetationsverhältnisse in der unmittelbaren Seenähe, nicht aber diejenigen einer weiteren Umgebung. Die Verbindung der Prozentwerte der einzelnen Arten (oder Artengruppen und Familien) von Horizont zu Horizont ergibt die Linienzüge des Pollendiagramms. Zur besseren Veranschaulichung haben wir die Prozentwertfläche in diesem Diagramm zum Teil farbig gestaltet. Wichtige Pflanzenarten, von welchen nur wenige Pollenkörner

gefunden wurden, sind in speziellen Kolonnen mit Kteislein dargestellt. Ist das Kreislein schwarz ausgefüllt, so überschreitet die Zahl der Pollenkörner die 1-Prozent-Grenze. Das Pollendiagramm wurde zudem etwas vereinfacht. Um eine bessere Übersichtlichkeit zu gewähren, haben wir einige Pflanzenarten, welche nicht von seht grosser Bedeutung sind, im Diagramm nicht aufgeführt, so zum Beispiel die Erlen oder die Familien der Nelkengewächse, der Kreuzblütler.

Durch Strichmarken wurde am linken Diagrammrand angezeigt, in welcher Tiefe jeweilen eine Pollenauszählung vorgenommen worden ist. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, wurden pro Horizont immer mindestens 800 Pollenkörner, manchmal auch wesentlich mehr, bestimmt. Das Pollendiagramm ist zudem in zwei Teile gegliedert. Der tiefere und damit auch ältere Abschnitt (Beilage 1) umfasst im wesentlichen die Späteiszeit und die frühe Nacheiszeit, das heisst etwa die Zeitspanne zwischen 15 000 und 9000 vor heute. Der jüngere Abschnitt (Beilage 2), überlappend mit dem älteren, umfasst die gesamte Nacheiszeit bis heute, also rund 10 000 Jahre. Damit sich der Leser ein Bild von einem vollständigen Pollendiagramm machen kann, ist in Abbildung 24 ein Ausschnitt davon wiedergegeben; ein solches Diagramm enthält für den Wissenschaftler zusätzliche Informationen.

Betrachten wir nun das Pollendiagramm in seinem untersten Abschnitt. Über sehr pollenarmen Sand- und Lehmablagerungen, welche hinter dem sich zurückziehenden Gletscher in die Seelandschaft eingeschwemmt wurden, beginnen unsere Archivaufzeichnungen mit dem Bild einer ungefestigten, waldlosen Steppen- und Tundrenvegetation, welche auf dem Gletscherschutt zu gedeihen beginnt. Um 850 cm Tiefe zeigt uns ein Blick auf den mit Hauptdiagramm bezeichneten Abschnitt etwa 20 Prozent Gehölzpollenwerte (weisse Fläche) und dafür 80 Prozent Blütenstaubanteil von unverholzenden Kräutern und Stauden (schwarze Fläche). Das werten wir grundsätzlich einmal als Zeichen für absolute Waldlosigkeit. Der Birkenanteil (rot) beträgt knappe 10 Prozent, derjenige der Föhre (blau) rund 4 Prozent, weiter finden sich Pollenkörner von Weiden, von Wacholder und bald auch von Sanddorn. Aufgrund von Grossrestuntersuchungen können wir den Birkenpollen der Zwergbirke zuordnen, einer heute in der Schweiz äusserst seltenen Strauchbirkenart. Wir vermuten ferner, dass die Föhre zu dieser frühen Zeit noch nicht in der näheren Umgebung des Inkwilersees anzutreffen ist, da von ihr keine Grossreste gefunden werden konnten. Sehr wahrscheinlich hat der Wind die aufgefundenen Föhrenpollenkörner aus weiter Ferne herangeweht. An Krautpollen (rechts vom Hauptdiagramm aufgeschlüsselt) finden sich

neben den Gräsern (diese sind im Hauptdiagramm vom rechten Rand her als kleine weisse Kreislein aufgetragen) weitere Steppen- und Schuttbewohner wie Edelrauten, Sonnenröschen, Ampferarten, Nelken- und Gänsefussgewächse, Wiesenraute und die wasserbegleitende Rüsterstaude.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Pollendiagramm uns hier die Wiederbesiedlung der vom Gletscher freigegebenen Ebenen und Hügel des Mittellandes wiedererleben lässt. Auf den wasserfreien Landflächen findet sich eine wenig dichte Krautvegetation, welche sich auch über die angrenzenden Hänge emporzieht. Durchsetzt ist diese Landschaft von lockerer Buschvegetation, von Zwergbirken, Weiden, Sanddorn und langsam zunehmend von Wacholder. Das Bild erinnert uns etwas an die Verhältnisse in den Gletschervorfeldern des Gebirges. Auch heute finden wir hier zuerst nur ein zögerndes und allmählich deutlicher werdendes Besitzergreifen der Pflanzenwelt. Die Beschaffenheit des Sedimentes mit den Sand- und Toneinschwemmungen deutet darauf hin, dass wohl von den südlichen Anhöhen des Önzberges her während Unwetter immer wieder Geschiebe ins Seengebiet eingeschwemmt wird.

Niedrige Temperaturen werden uns in diesem untersten Diagrammabschnitt durch die Sauerstoff-Isotopenkurve angezeigt:

Die an Süsswasserkalksedimenten gewonnenen Sauerstoff-Isotopenwerte sind stets in Promille als relative Abweichung vom internationalen Standard PDB ausgedrückt. Stark negative Werte bedeuten niedrige, weniger negative Werte dagegen höhere Temperaturwette.

Zur Veranschaulichung sind tiefe Temperaturen in blauer, höhere Temperaturen in roter Farbe dargestellt. Wir schätzen, dass die Sommertemperaturen in diesem ältesten Abschnitt um 8–12° C tiefer liegen als in der Gegenwart. Entsprechend tiefe Temperaturen finden sich heute zum Beispiel im hohen Norden Europas.

Werfen wir als nächstes einen Blick auf die Abbildung, welche die Menschheitsgenerationen der 15 000 Jahre darstellt. Eine für uns unvorstellbar lange Zeit trennt uns von den fernen Nomaden der ausklingenden Eiszeit. Wo befinden sich darunter wohl unsere Vorfahren? Wir haben in dieser Darstellung jede Generation mit einer Menschenfigur symbolisiert. Unter der Annahme, dass eine Geschlechterfolge im Mittel nach zwanzig Jahren erneut Nachfahren zeugt, ergibt das 750 Generationen, welche in den 15 000 Jahren gelebt haben mögen. Immer, wenn wir in unserer Landschafts- und Vegeta-

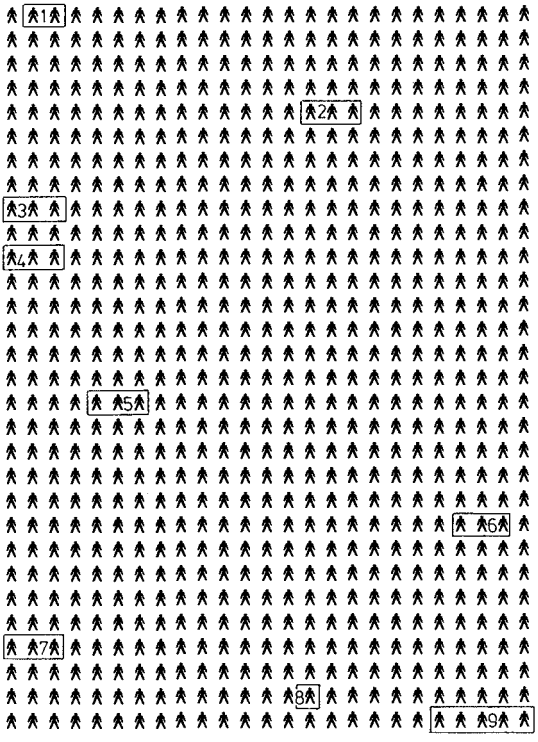



*Abb. 10* 15 000 Jahre – 750 Generationen. 1) baumlose Späteiszeit 2) drastischer Temperaturanstieg 3) Vulkanausbrüche in der Eifel, letzte eiszeitliche Gletschervorstösse 4) Ende der Eiszeit 5) Eichenmischwaldzeit mit Urwäldern 6) Der Mensch wird sesshaft 7) Christi Geburt – Römerzeit 8) Gründung der Eidgenossenschaft 9) das 20. Jahrhundert

tionsgeschichte einen Halt zu näheren Betrachtungen einschalten, sind die entsprechenden Geschlechterfolgen in der Darstellung herausgehoben.

### *Die ausklingende Eiszeit*

In Gedanken wollen wir jetzt unsere Reise durch die Zeit, 15 000 Jahre vor heute, beginnen (Abb. 2). Die eiszeitlichen Gletscher haben das Gelände um den Inkwilersee verlassen. Noch immer ist es sehr kalt. Der Nordatlantik

gleicht einem Eismeer, kein warmes Golfstromwasser bespült die Küsten West- und Nordeuropas, auf dem Kontinent ein mildes Klima verbreitend. Kurze, kühle und oft trockene Sommer wechseln mit eisig kalten und langen Wintern ab, dies über viele Jahrhunderte hinweg. Überall finden sich noch Schmelzwasserrinnen mit Gletscherwasser, und erst allmählich schaffen sich Bäche und Flüsse einen neuen endgültigen Lauf. Die Sauerstoff-Isotopenkurve zeigt uns langsam eine klimatische Besserung an, welche zwischen 800 cm und 790 cm Tiefe einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Auch die Vegetationsdecke schliesst sich allmählich etwas dichter. Die Pollenkonzentration nimmt etwas zu, die Birke vermag sich etwas stärker auszubreiten. Die Krautschicht wird langsam artenreicher. Es finden sich Einzelpollenfunde der Kornblume, des Schlangenknöterichs, des Studentenröschens oder auch des Alpenwegerichs. Diese Kräuter bringen zusätzlich Farbtupfer in das eher noch fremdartige, verhaltene Landschaftsbild. Gelegentlich deuten Sporenfunde zudem auf reiches Flechtenvorkommen hin.

In dieser Landschaft müssen wir uns jetzt noch eine einzigartige späteiszeitliche Tiergemeinschaft vorstellen, mit Rentierherden, dem Wollhaarnashorn, Mammut, Moschusochsen, Eisfuchs, Schneehasen, Murmeltier, der Gemse, dem Steinbock und vielen anderen. Funde aus der Rislisberghöhle in der Klus von Oensingen, aus dem Kesslerloch bei Thayngen oder vom Schweizersbild bei Schaffhausen bezeugen uns, dass der Mensch dem Inkwilerseengebiet nicht fern sein kann. Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir uns vorstellen, dass Jäger der Magdalenienkultur in der Umgebung des Inkwilerseegebietes gelegentlich dem Wild nachstellen.

### *Ein dramatischer Temperaturanstieg – der Wald kehrt zurück*

Um 13 000 vor heute zeichnet sich vorerst wieder eine kleine Temperaturverschlechterung ab, worauf eine ausserordentliche Entwicklung einsetzt, welche das Landschaftsbild um den Inkwilersee tiefgreifend und nachhaltig verändert. Ein steiler Anstieg der Isotopenkurve zeigt uns eine sprunghafte, starke Temperaturzunahme an. Wir schätzen, dass die mittleren Sommertemperaturen innerhalb eines Jahrhunderts um 6–8° C ansteigen. Übertragen auf unsere heutigen Verhältnisse müsste eine solche Temperaturveränderung verheerende Auswirkungen haben, die wir uns in ihren Konsequenzen kaum vorstellen können. Die Ursache für dieses Ereignis ist im Eisfreiwerden des

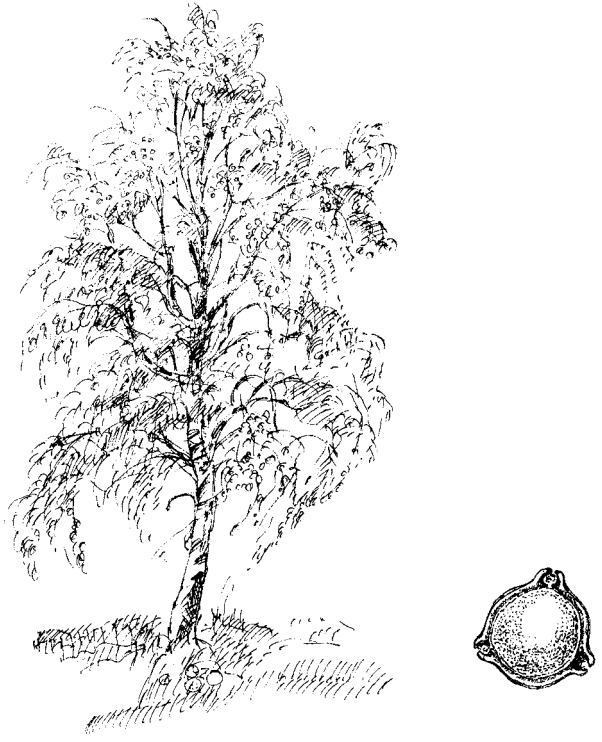


*Abb. 11* Die Birke kehrt als erstes Gehölz ins Mittelland zurück.

Nordatlantiks zu suchen. Warmes Golfstromwasser kann von nun an nach Nordeuropa vordringen. Ein Klimaumschwung in ganz Europa ist die Folge. Auf diese Erwärmung reagiert die Vegetation sehr rasch. Zuerst setzt eine starke Verbuschung ein. Vor allem fällt dabei die ausserordentlich starke Pollenzunahme beim Wacholderstrauch auf (im Hauptdiagramm grau gefärbt). In einer Tiefe von 775 cm erreicht der Strauch 65 Prozent der Pollensumme. Aber auch Weiden sowie Sanddorn und die Birken machen sich verstärkt bemerkbar. Entsprechend zurückgedrängt werden daher die Pollen der Gräser, Kräuter und Stauden. Stellen wir uns nun dicht mit diesem Buschwerk besetzte Erhebungen und Hügel im Umfeld des Seengebietes vor. Stellenweise ist die Buschsteppe undurchdringbar, dann wieder finden sich grössere Lichtungen, vernässte Schotterebenen und dazwischen die Wasserflächen mit einsetzender Ufervegetation.

Ein weiteres, bemerkenswertes Ereignis beginnt sich daraufhin abzuzeichnen. Mit den zurückgehenden Wacholderprozentwerten wird die Birkenausbreitung immer stärker (rote Fläche). Grossrestuntersuchungen lassen uns jetzt schliessen, dass es sich um die uns allen bekannte Baumbirke handelt. Damit hat sich der erste Baum wieder in der Umgebung des Inkwilersees eingefunden.

Wohl nicht von ungefähr ist die Birke als erster Baum wieder ins schweizerische Mittelland zurückgekehrt. Mit ihren winzigen, leichten Flügelfrüchtchen, welche sie zu Hunderttausenden produzieren kann, ist sie geradezu vorausbestimmt, rasch über weite Strecken verbreitet zu werden und so Neuland zu besiedeln. Zudem ist das Gehölz nicht anspruchsvoll in bezug auf die Bodenverhältnisse und nimmt auch mit wenig entwickelten kiesigen Rohböden vorlieb. Woher der Baum einwanderte, ist nicht eindeutig zu entscheiden. Möglicherweise hat er, wie vielleicht auch die Föhre, an besonders geschützten Stellen hier und dort nördlich der Alpen die Eiszeit überdauert und sich von diesen Refugien aus wieder auszubreiten vermocht, oder dann sind seine Samen aus dem Osten oder aus südlichen Gegenden angeweht worden. Jedenfalls dürfen wir uns in der Umgebung des Inkwilersees bis hinauf zu den angrenzenden Jurahöhen bald einmal lichte Birkenwälder, durchsetzt mit Buschwerk, vorstellen.

Die Vorherrschaft der Birke dauert einige Jahrhunderte, dies bei insgesamt sehr günstigen Temperaturen. Etwa um 12 000 vor heute erleben wir eine starke Ausbreitung der Föhre, der zweiten Baumart, die gegen Ende der Eiszeit wieder bei uns heimisch geworden ist (blaue Fläche). Im Pollendiagramm zeichnet sich der Dominanzwechsel zwischen der Birke und der Föhre in einer Tiefe von 760 cm ab. Innerhalb etwa eines Jahrhunderts vermag der Baum die Vorherrschaft zu erringen. Die Pollenprozentwerte steigen auf über 70 Prozent an.

Für über zwei Jahrtausende stellt daraufhin die Föhre den bestandesbildenden Baum in der Umgebung des Inkwilersees dar. Die Birken werden stark zurückgedrängt. Allmählich schliessen sich die späteiszeitlichen Föhren-Birken-Wälder dichter. Den Kräutern und Stauden der einstmaligen Steppe, aber auch dem Buschwerk im Unterholz werden so die Lebensgrundlagen entzogen; sie werden an Spezialstandorte verdrängt, an die Seeufer und wohl auch auf felsige Jurahangflächen.

Die Temperaturwerte nehmen allmählich etwas ab, bleiben jedoch immer noch deutlich über den früheren kaltzeitlichen Werten. Der dichte Wald, die

*Abb. 12* Die Föhre löst die Birke in ihrer Vorherrschaft ab.

höheren Temperaturen, die fernen, in die Bergtäler zurückgekehrten Gletscher, das alles kontrastiert ausgesprochen stark mit vergangenen eiszeitlichen Verhältnissen, den weiten, baumlosen Steppen und Gletschermassen, den frostigen Temperaturen.

Auch im Tierreich bewirkt der Umschwung eine grosse Umstellung. Die Anpassungen an veränderte Lebensräume schaffen nicht alle Vertreter der eiszeitlichen Tierwelt. So verschwinden mehrere auffällige Grosssäuger wie das Mammut, das Wollnashorn, der Höhlenbär und eine Riesenhirschart mit bis zu vier Meter Geweihspannweite allmählich aus dem Landschaftsbild. Diesen Tieren werden die zurückkehrenden Wälder zum Verhängnis. Durch Bejagung trägt möglicherweise auch schon der Mensch zu ihrem Verschwinden bei. Andere Tierarten hingegen weichen dem vordringenden Wald aus. Die Rentierherden oder auch der Moschusochse und der Eisfuchs wandern nordwärts in die polaren Refugien ab, wo sie auch heute noch ihr Auskommen finden. Die Gemse, der Steinbock und das Murmeltier hingegen steigen in die alpinen Täler, in die alpine Höhenstufe auf.

Nicht zuletzt stellen all die Umwälzungen auch den Menschen vor neuartige Probleme, vor allem des Nahrungserwerbs. Die Jäger und Sammler sehen sich vor den Entscheid des Auswanderns oder der allmählichen Umstellung auf neue Nahrungsquellen gestellt; beides findet wohl statt. Werkzeugfunde deuten zudem auf das Einwandern andersartiger Menschengruppen hin.

### *Zwei eindrückliebe Ereignisse – das Ende der Eiszeit*

Wir sind jetzt kurz vor der Wende zum elften Jahrtausend vor heute angelangt. In der Vulkaneifel, in Deutschland (beim heutigen Laacher See, nahe Koblenz), explodiert mehrfach ein Vulkan und verbreitet Asche, Staub, wohl auch Schrecken und Staunen über weite Teile Europas. Dieses ferne Ereignis – das Vulkangebiet ist rund 400 Kilometer von uns entfernt – hinterlässt auch am Inkwilersee seine Spuren in Form einer dünnen, olivfarbenen Sedimentschicht (in 743 cm Tiefe), welche sich bei näherer Betrachtung als Vulkanaschestaub erweist. Dieser *«Laacher Bimstuff»* kann heute in vielen weiteren Seesedimenten vor allem nördlich der Alpen gefunden werden.

Wenn wir jetzt die Isotopenkurve um 11 000 vor heute betrachten, so stellen wir fest, dass die klimatischen Verhältnisse instabil zu werden begin-

nen und dass nach einer kleineren negativen Werteschwankung ein steiler Abfall zu nahezu wieder eiszeitlichen Temperatur-Verhältnissen stattfindet. Erneut beginnen die Gletscher in die Alpentäler vorzustossen. Die Waldgrenze, welche nördlich der Alpen bis auf 1500 Meter über Meer angestiegen war, fällt um gute 400 Meter zurück. – Die Ursache für diesen letzten eiszeitlichen Schub in Europa ist in einer erneuten Vereisung des Nordatlantiks zu suchen. Das hat ein Ausbleiben des Golfstromes mit seiner mildernden Klimawirkung zur Folge. Die dadurch bedingte Abkühlung reicht jedoch nicht aus, den Wald im Mittelland zum Verschwinden zu bringen. Im Pollendiagramm zeichnet sich, kaum erkennbar, ein geringer Rückgang der Baumpollenprozente ab (zwischen 740 und 730 cm Tiefe). Das einzige, deutliche Zeichen der Klimaverschlechterung gibt uns die Sauerstoffisotopenkurve mit ihren stark negativen Werten. In Pollendiagrammen höherer Standorte der Alpen hingegen ist meist ein starker Rückgang der Baumpollenprozentwerte und eine erneute Ausbreitung einer steppenähnlichen Vegetation zu erkennen. Die Kaltzeit dauert sieben bis acht Jahrhunderte. Gegen das Ende des elften Jahrtausends vor heute findet aber auch diese letzte späteiszeitliche Episode ihr Ende. Ein neuerlicher steiler Anstieg der Isotopenkurve, wir schätzen 6–8° C Temperaturanstieg, läutet jetzt gewissermassen das Ende der letzten Eiszeit ein.

Die letzte Eiszeit, auch Würmeiszeit genannt, wies wahrscheinlich zwischen 20 000 und 18 000 vor heute einen Maximaleisstand auf. Die Gegend um das heutige Thun mag damals rund 900 Meter unter Aaregletschereis gelegen haben. In den folgenden Jahrtausenden zogen sich die Gletscher allmählich, unterbrochen von Zwischenhalten und Wiedervorstössen, in die Alpentäler zurück. Um 10 000 vor heute (genauer vor 10 200 Radiokarbonjahren) erkennt man jetzt in Europa ganz allgemein das Ende der Eiszeit; damit beginnt die bis heute anhaltende 10 000jährige Nacheiszeit oder das Postglazial.

### *Die frühe Nacheiszeit – Rückkehr zahlreicher Gehölzarten*

Es dürfte uns schwerfallen, uns all die Veränderungen und Umwälzungen in ihrer Gesamtheit zu veranschaulichen, welche dieser erneute Temperaturanstieg um 10 000 vor heute zur Folge hat. Erneut beginnen sich die Föhren- und Birkenwälder dicht zu schliessen. Aus dem Pollendiagramm ersehen wir, dass die Kräuter und Stauden (schwarze Fläche beim Hauptdiagramm) bald nur noch wenige Prozent ausmachen. Währenddem sich die jahrtausendealte Vorherrschaft der Föhre allmählich abzubauen beginnt, kommt die Birke

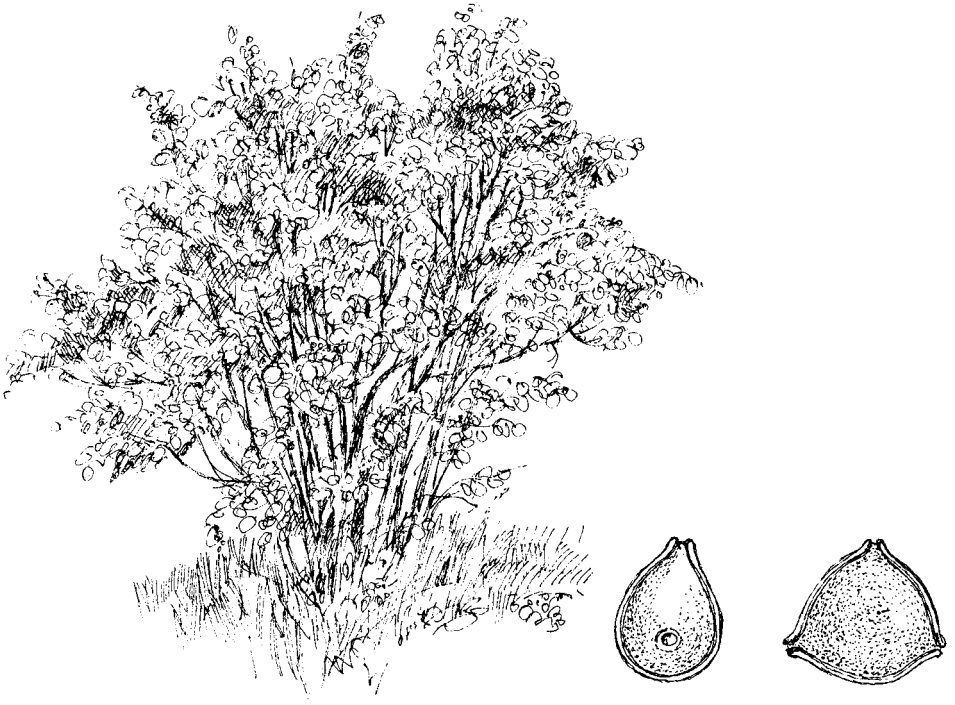


*Abb. 13* Um 9000 vor heute beginnt sich der Haselstrauch stark auszubreiten.

vorübergehend noch einmal zu einer stärkeren Ausbreitung. Nach dem Abwandern der arktisch-alpinen Tierwelt finden sich in der Umgebung des Inkwilersees neue Tierarten ein, zum Beispiel das Wildschwein, der Edelhirsch, der Biber, unter den Vögeln der Waldrapp. Trotz des stellenweise fast undurchdringbar dichten Waldes dürfen wir nicht annehmen, dass die Landschaft um unser Seengebiet nun menschenleer geworden ist. Funde vom nahen Burgäschisee belegen zumindest die Nähe von Menschen der *mesolithischen Fürsteinerkultur*.

Die günstigen Temperaturverhältnisse, die fortgeschrittenen Bodenbildungsprozesse des schon Jahrtausende währenden Föhren-Birken-Waldes haben jetzt die Landschaft um den Inkwilersee auf eine Wiederbesiedlung durch anspruchsvollere Gehölzarten vorbereitet. Die Hasel sowie Vertreter des Eichenmischwaldes, die Ulme, Eiche und die Linde sind schon lange Zeit

im Osten wie im Westen nahe an das schweizerische Mittelland und an den Inkwilersee herangelangt. Erste Pollenkörner der drei genannten Arten finden sich schon bald nach dem Temperaturanstieg zur Nacheiszeit im Sediment. Diese Gehölze lösen um 9000 vor heute das spätglaziale Waldgefüge um den See ab. Mit Pollenprozentwerten von über 60 Prozent wird die Hasel rasch zum beherrschenden Gehölz (im Hauptdiagramm in gelber Farbe dargestellt).

Etwa gleichzeitig macht sich der Eichenmischwald (EMW) bemerkbar (im Pollendiagramm orange dargestellt). Für die weitere Besprechung des Diagramms wechseln wir jetzt zum nacheiszeitlichen Profil (Beilage 2): Ulme, Eiche und Linde sind drei Hauptvertreter des EMW, welche zu Beginn im Pollendiagramm in Erscheinung treten. Sie benötigen alle drei nährstoffreiche Böden und ein mildes Klima; dies gilt besonders für die Linde, welche sich heute alpennordseits vor allem in den warmen Föhntälern wohlfühlt. Die Eiche wiederum ist ein ausgesprochener Lichtbaum, wir finden sie daher häufig an Waldrändern oder aus Hecken hervorragend.

Etwas später treten der Ahorn und die Esche in Erscheinung und breiten sich bald einmal stärker aus.

Währenddem die Vertreter der erstgenannten Dreiergruppe eher ein trockenes, warmes Klima bevorzugen, findet man die Esche und den Ahorn mehr in Lagen mit hoher Luftfeuchtigkeit. Die Esche ist zudem ein häufiger Flussbegleiter. Das bedeutet, dass das Klima zu Beginn der Eichenmischwaldzeit eher kontinental trocken ist und allmählich dann atlantisch feucht wird.

Die Weiss- oder Hagebuche als letzter Hauptvertreter des Eichenmischwaldes erscheint im Pollendiagramm erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung, wohl besonders gehegt und gefördert durch die Römer.

### *Die Zeit der Urwälder*

Über zwei Jahrtausende dauert nun die Herrschaft der Hasel und des EMW (im Pollendiagramm zwischen 720 und 500 Zentimeter Tiefe). Stellen wir uns einen lichten, vom Menschen kaum beeinflussten Urwald vor. Mit der Zeit ragen hier und dort tausendjährige Eichen und Linden aus dem Wald empor. Wuchtige Urwaldriesen, welche einen weiten Lebensraum erkämpft und für sich beansprucht haben.

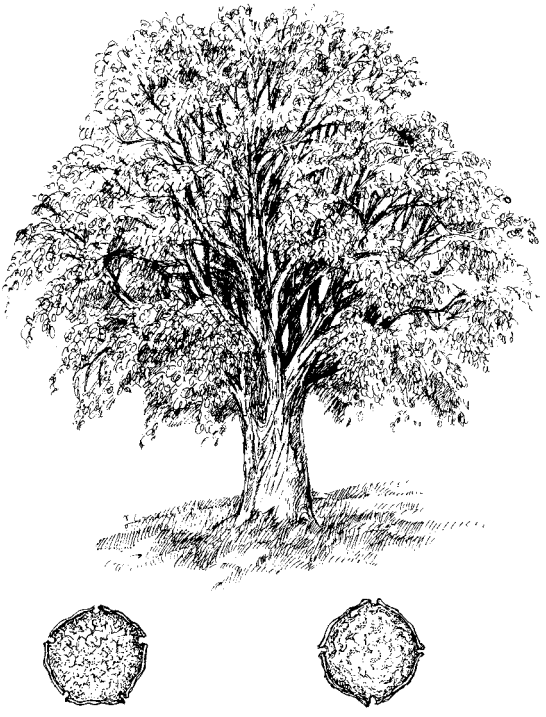
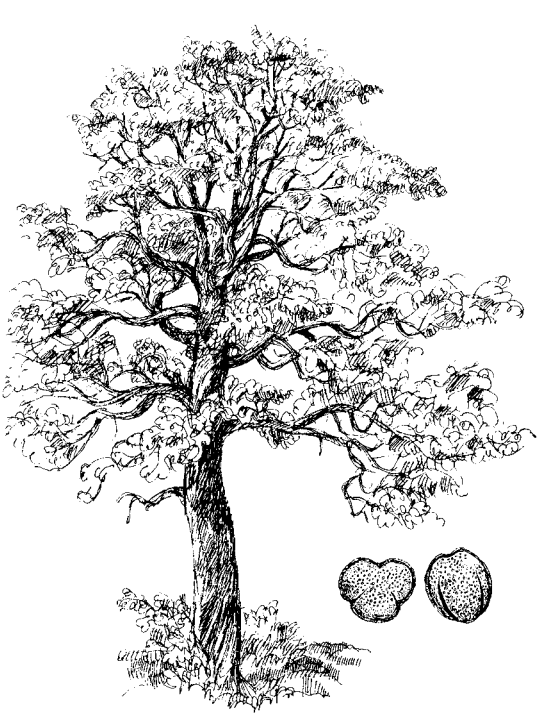


*Abb. 14, 15 und 16*
Ulme, Eiche und Linde gehören zu den frühen Vertretern des Eichenmischwaldes.

Im Unterholz und in lichten Zwischenräumen findet sich als wichtigstes Gehölz die Hasel. Doch inzwischen ist der Wald artenteicher geworden. An den Bäumen klettert Efeu empor; Stechpalmen beleben im Herbst und Winter das Waldbild mit ihren roten Beeren. In den Kronen der Bäume schmarotzt die Mistel. Schneeball und Holunder gedeihen hier und dort an bevorzugten Stellen.

Um das Seengelände verbreitet sich die Erle (im Pollendiagramm nicht dargestellt), daneben finden sich Weiden. Sauergräser, Rüsterstauden, Schwertlilien und wasserwärts Schilf und Rohrkolben säumen das Seeufer, währenddem die untiefe Seefläche einen reichen See- und Teichrosenbewuchs aufweist. Allmählich versumpfen und verlanden die zahlreichen kleineren Tümpel und Teiche um das Hauptgewässer; es entsteht langsam der Inkwilersee mit seinen heutigen Konturen.

In diesem, an Tieren und Pflanzen reichen Waldgebiet herumstreifend stellen wir uns Menschen vor: Frauen und Kinder, die Beeren, Nüsse, Wur-

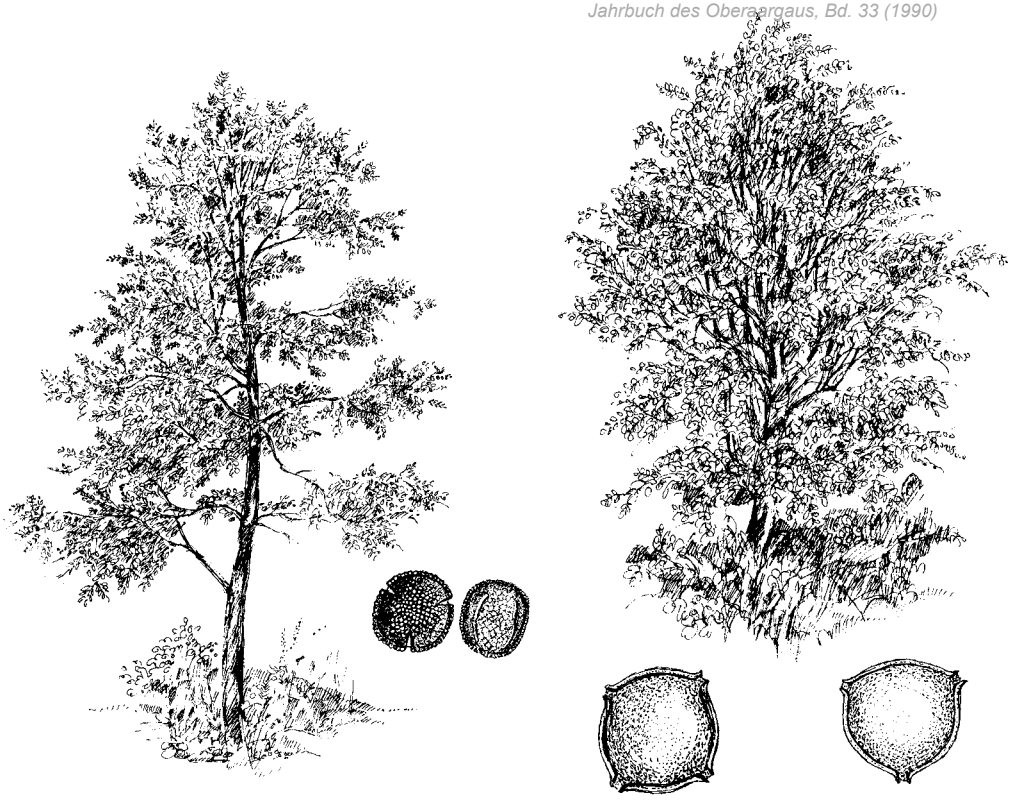


zeln und Kräuter sammeln. Wir denken an Himbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, an Pilze und wohl auch schon an Wildäpfel und Wildbirnen. Die Männer dagegen finden wir auf der Jagd nach Wildschweinen, nach dem Hirsch oder auf Vogelfang und beim Fischen. Wie schon erwähnt, finden sich heute noch Spuren von Lagerplätzen am nahen Burgäschisee, dann aber auch bei Günsberg am Weissenstein oder im Räume zwischen Biel und Solothurn. Abgesehen von den zahlreichen Mooren und den Flüssen und Seeflächen, müssen wir uns das schweizerische Mittelland vollständig mit diesem geschilderten Urwald bewachsen vorstellen. Jahrhunderte verstreichen so in grosser Gleichförmigkeit, vielleicht zuweilen einmal durch ein starkes Unwetter, durch eine Reihe heisser und trockener Sommer oder kalter und heftiger Winter etwas gestaltet. Die Beschaffenheit des Sedimentes, insbesondere gelegentliche Sandeinschwemmungen lassen uns derartige Ereignisse erahnen. Im Pollendiagramm zeichnet sich zum Beispiel eine eher ungünstige Klimaperiode um 650 cm Tiefe ab.

*Abb. 11, 18 und 19*
Ahorn, Esche und Weissbuche bereichern allmählich den Eichenmischwald.

Im siebenten Jahrtausend vor heute spielen sich erneut vegetationsgeschichtlich bedeutsame Ereignisse ab. Drei weitere, für uns wichtige Baumarten machen sich allmählich bemerkbar und wandern in die Gegend um das Seengelände ein. Es sind dies zuerst die Weisstanne (im Pollendiagramm hellgrün dargestellt) sowie die Rotbuche (braun dargestellt) und etwas später die Rottanne oder Fichte (dunkelgrün dargestellt). Aufgrund der Pollenkurven können wir abschätzen, dass die Buche und, etwas weniger ausgeprägt, die Weisstanne das Waldbild bald einmal entscheidend mitzugestalten beginnen (um 400 cm Tiefe). Dadurch werden der Eichenmischwald und auch die Hasel zurückgedrängt, nicht aber zum Verschwinden gebracht.

Die Buche wie die Weisstanne meiden lufttrockene, kontinentale Standorte, und vor allem die Tanne benötigt eine relativ hohe Luftfeuchtigkeit. Das deutet wieder auf atlantische Klimaverhältnisse hin. Im Unterschied zu den beiden erstgenannten Baumarten gelangt die Fichte in der Umgebung des Inkwilersees nie zu einer starken, natürlichen Ausbreitung. Der Baum findet



seine günstigsten Standortbedingungen in der subalpinen Höhenstufe mit vermehrter Nebelbildung und bildet so alpennordseits häufig die Wald- oder Baumgrenze.

Damit kann wohl die als vom Menschen unbeeinflusst geltende Rückwanderung waldbestimmender Gehölzarten als abgeschlossen gelten. Um den Inkwilersee breiten sich endlose, artenreiche Eichen- und Buchenmischwälder aus. Die günstigen Klimaverhältnisse vor allem im sechsten Jahrtausend vor heute lassen die Waldgrenze auf der Alpennordseite vorübergehend um 200 bis 300 Meter über den heutigen Stand ansteigen.

### *Die neolithische Revolution – der Mensch wird sesshaft*

In diese Zeit fällt eine für die Natur folgenschwere Entwicklung, welche allgemein als neolithische Revolution des Menschen bezeichnet wird. Von

*Abb. 20* Um den Inkwilersee breitet sich ein endloser Urwald aus.

Westen her dringen Menschengruppen in unser Land und auch an den Inkwilersee, welche Kenntnisse über Ackerbau und Viehzucht mitbringen. Diese Menschen roden erstmals den Urwald, sie bauen sich einfache Hütten, sie kennen die Vorratshaltung. Das alles erlaubt ihnen, zu einer sesshaften Lebensweise überzugehen.

Unser Inkwilerseeprofil enthält jetzt erste konkrete Zeugnisse menschlicher Anwesenheit. Zwischen 440 und 420 cm Tiefe mag uns ein leichter Anstieg in den Krautpollenprozentwerten auffallen (siehe auch Abb. 24). Das deutet auf eine Auflichtung in den Baumbeständen hin. Nun wäre man versucht, eine solche Auflichtung durch Unwetter oder schlechte klimatische Verhältnisse bedingt zu deuten, wenn nicht gleichzeitig noch einzelne Pollenkörner von Getreide sowie des Spitzwegerichs und der Weinrebe gefunden worden wären. Diese Pollentypen können als menschliche Kulturzeiger gedeutet werden. Funde solch frühster menschlicher Siedlungstätigkeit wurden zudem auf der flachen kleinen Insel im Inkwilersee getätigt. Zeitlich fallen sie in die Phase der eben geschilderten Ausbreitung von Tanne und Buche, nach dem gemessenen $^{14}C$-Datum sind sie gut 4000 Jahre alt. An die 200 Generationen trennen uns zeitlich von diesen früheren Siedlern am Inkwilersee. (Abb. 25).

Verweilen wir hier einen Augenblick und versuchen, uns ein denkbares Bild von dieser steinzeitlichen menschlichen Niederlassung zu machen. Die Insel mit ihrer geringen Fläche bietet nur einigen wenigen auf Pfählen ruhenden, schilfbedeckten Hütten Platz. Vermittels eines Einbaumes kehren eben Menschen von den gerodeten, leicht erhöhten Feldern am Nordufer zurück; sie führen abgeerntetes Getreide, Gerste und Hirse mit sich. Auf einem Brachfeld am Waldrand erkennen wir weidende Ziegen. Daneben, abgezäunt, finden sich Erbsen- und Linsenfelder, in welche offensichtlich Wildschweine eingebrochen sind. Die Menschen im Boot diskutieren laut und gestikulierend. Der gemeinsame Sippenrat beschliesst nachher, noch gleichentags die Verfolgung und Jagd nach den Tieren aufzunehmen. Mit Pfeil und Bogen und weiteren Steinwaffen bewehrt, begeben sich die Männer auf die Suche, Hunde sind ihnen dabei behilflich. – Am Ufer der Insel erkennen wir zudem spielende und badende Kinder. Aus der einen Hütte entweicht Rauch. Über der Lehmherdstelle kochen Frauen in einem Tongefäss eine Mahlzeit: einen Brei, bestehend aus Hirse und Waldfrüchten.

Wir tun allerdings gut daran, uns das Leben dieser neolithischen Siedler nicht romantisch verbrämt vorzustellen. Die Beziehung zur Natur ist noch direkt und unmittelbar, das Leben hart und rauh. Währenddem wir heutigen Menschen uns bemühen, die letzten noch vorhandenen naturnahen Landschaftsinseln vor unserer übermächtigen Zivilisation zu schützen, bilden diese ersten menschlichen Siedlungen umgekehrt Inseln zivilisatorischer Tätigkeit in einer intakten, übermächtigen Wildnis. Der Steinzeitbauer hat

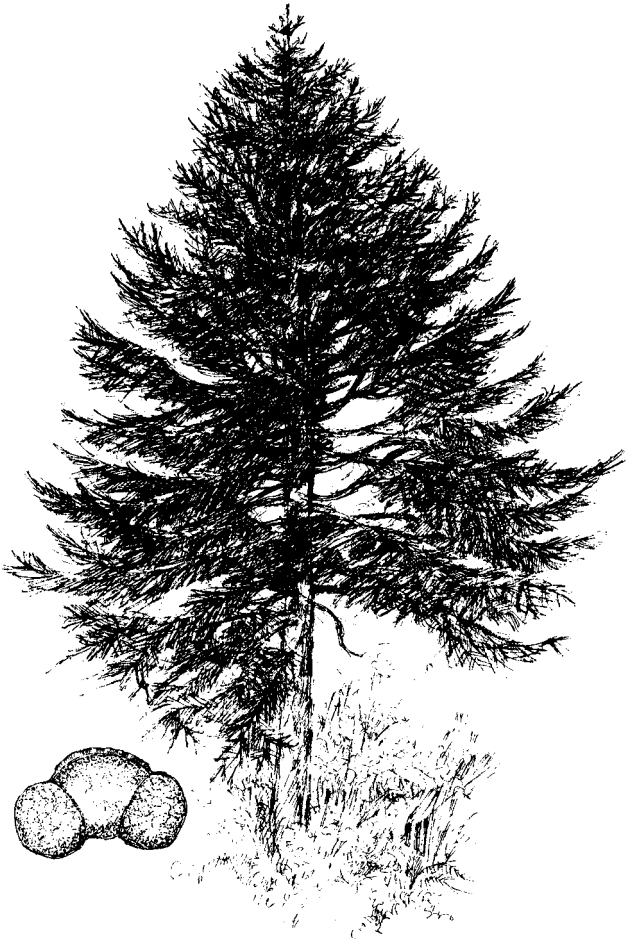
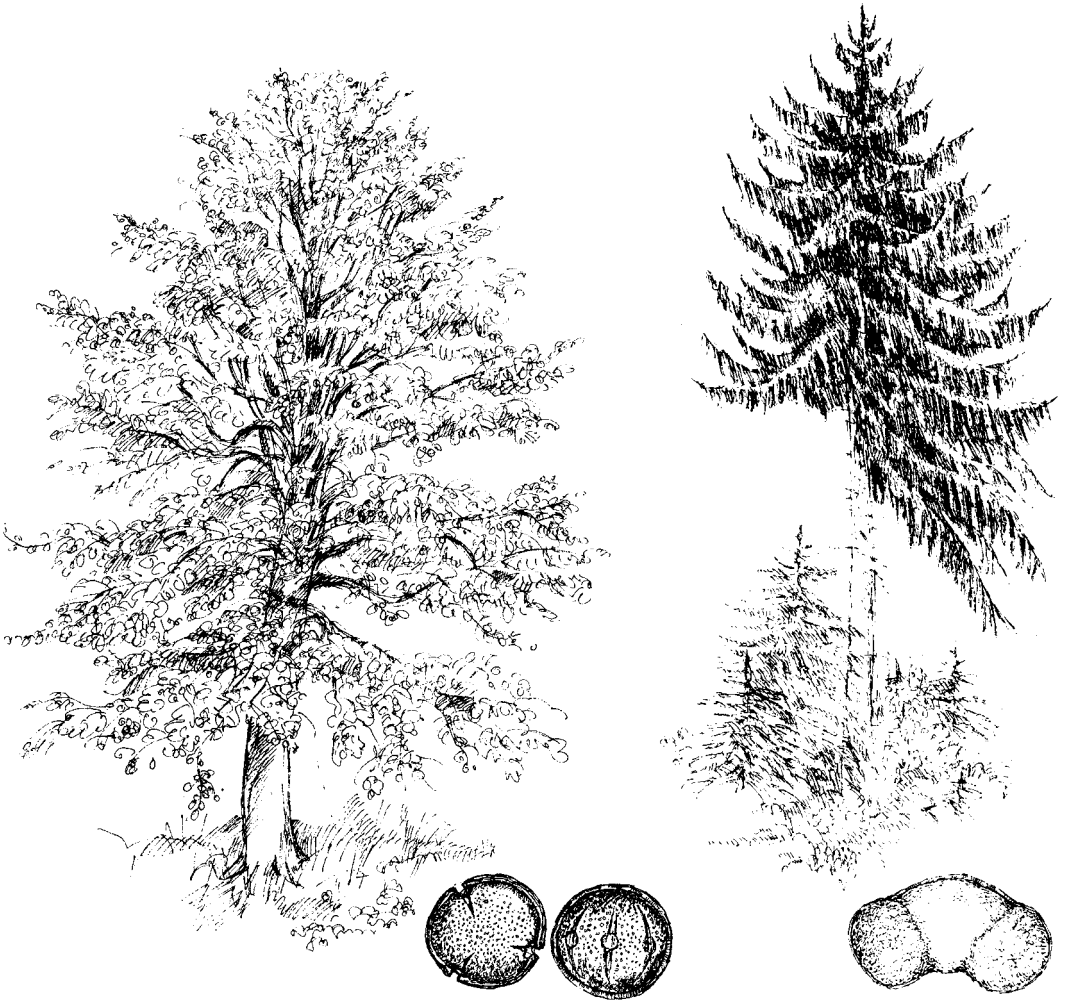


*Abb. 21, 22 und 23*
Weisstannen, Buche und Rottanne wandern im 6. Jahrtausend vor heute ein.

sich täglich diesen Naturkräften zu stellen, ihnen seinen Unterhalt abzuringen, sich vor ihnen zu schützen, sich allenfalls zu verteidigen. Neben diesen ersten Bauern durchstreiften auch noch eine Zeitlang nomadisierende Jäger und Sammler die Landschaft. Die Gegend um den Inkwilersee kennt noch keinen festen Besitzer.

Die Beeinträchtigung der Urwälder durch den Menschen infolge Rodungstätigkeit ist noch gering und nur von lokaler Bedeutung. So beschränkt sich der Waldschlag zuerst wohl auf die engere Umgebung des Sees. Unser



Pollendiagramm deutet insgesamt noch immer auf ausgedehnte Waldflächen hin. Zudem müssen wir uns im Umfeld des Sees auch noch eine weite Sumpflandschaft vorstellen, welche östlich des Sees beispielsweise bis zum nordsüdwärts verlaufenden Moränenzug reicht, auf welchem heute das Strassendorf steht. Nur die Erhebungen um das Seegelände stellen dauerhaft trockenes Land dar. Ähnliche Siedlungen finden sich jetzt auch an anderen Gewässern des Mittellandes, zum Beispiel am Pfäffikersee, am Bielersee oder am Neuenburgersee.

*Der Mensch und die Natur – das Verhältnis wandelt sich*

Auch wenn die menschliche Einflussnahme auf die umgebende Natur am Anfang gewissermassen nur zaghaft, punktuell erfolgt und erst allmählich an Umfang und Bedeutung gewinnt, so ist doch festzuhalten, dass die Vegetationsgeschichte von nun an nicht mehr ihren natürlichen Lauf nehmen kann. Diese Entwicklung beginnt jetzt anders zu verlaufen, als sie es ohne menschliches Wirken tun würde.

Nach dieser grundsätzlichen Überlegung werfen wir nun wieder einen Blick auf das Pollendiagramm. Wir erkennen, dass oberhalb 440 cm Tiefe der Waldschluss wieder dichter wird und dass zudem die Kulturzeigerpollen ausbleiben. Diese dichtere Bewaldungsphase zeichnet sich bis in eine Tiefe von 360 cm ab. Es stellt sich die Frage, ob während dieser Zeit die menschliche Siedlung aufgegeben worden ist. Zumindest ist eine solche Vermutung nicht von der Hand zu weisen, und es ist unseres Erachtens sogar denkbar, dass, klimatisch bedingt, ein Anstieg des Seespiegels auf der Insel eine Siedlungstätigkeit zeitweise beeinträchtigt oder verunmöglicht. So gibt es Hinweise dafür, dass die zweite Hälfte des vierten Jahrtausends vor heute durch eine sehr ungünstige und zum Teil niederschlagsreiche Klimaperiode gekennzeichnet ist.

Rücken wir auf dem Pollendiagramm jetzt noch etwas weiter nach oben. Wir erkennen erneut eine jetzt anhaltende und fortgesetzt stärker werdende Zunahme der Nichtbaumpollenprozentwerte, welche in 280 cm Tiefe mit 34 Prozent ein Maximum erreicht. Wir schliessen daraus, dass die menschliche Rodungstätigkeit jetzt zunehmend ausgeprägtere Formen annimmt. Zudem können wir vermuten, dass der Mensch die Artenzusammensetzung im Waldgefüge jetzt zu verändern beginnt, etwa indem er bevorzugte Baumarten einseitig fällt, indem er unerwünschte Bäume durch Ringelung zum Verschwinden bringt oder indem er Bäume schneitelt und das Vieh im Walde weidet.

Der Diagrammabschnitt, begonnen bei den ersten Siedlungszeigern um 440 cm Tiefe, vielleicht sogar noch etwas tiefer, bis zum Nichtbaumpollenmaximum in 280 cm Tiefe, umfasst zeitlich die Menschheitsgeschichte vom Neolithikum über die Bronze- und Eisenzeit bis zur frühen Römerzeit am Inkwilersee. Ab 360 cm Tiefe setzen wieder die Kulturzeiger ein: Getreidepollen, Pollen von Spitzwegerich und Brennessel. Es ist zudem interessant, zu verfolgen, wie mit verstärkter Siedlungstätigkeit um den Inkwilersee eine

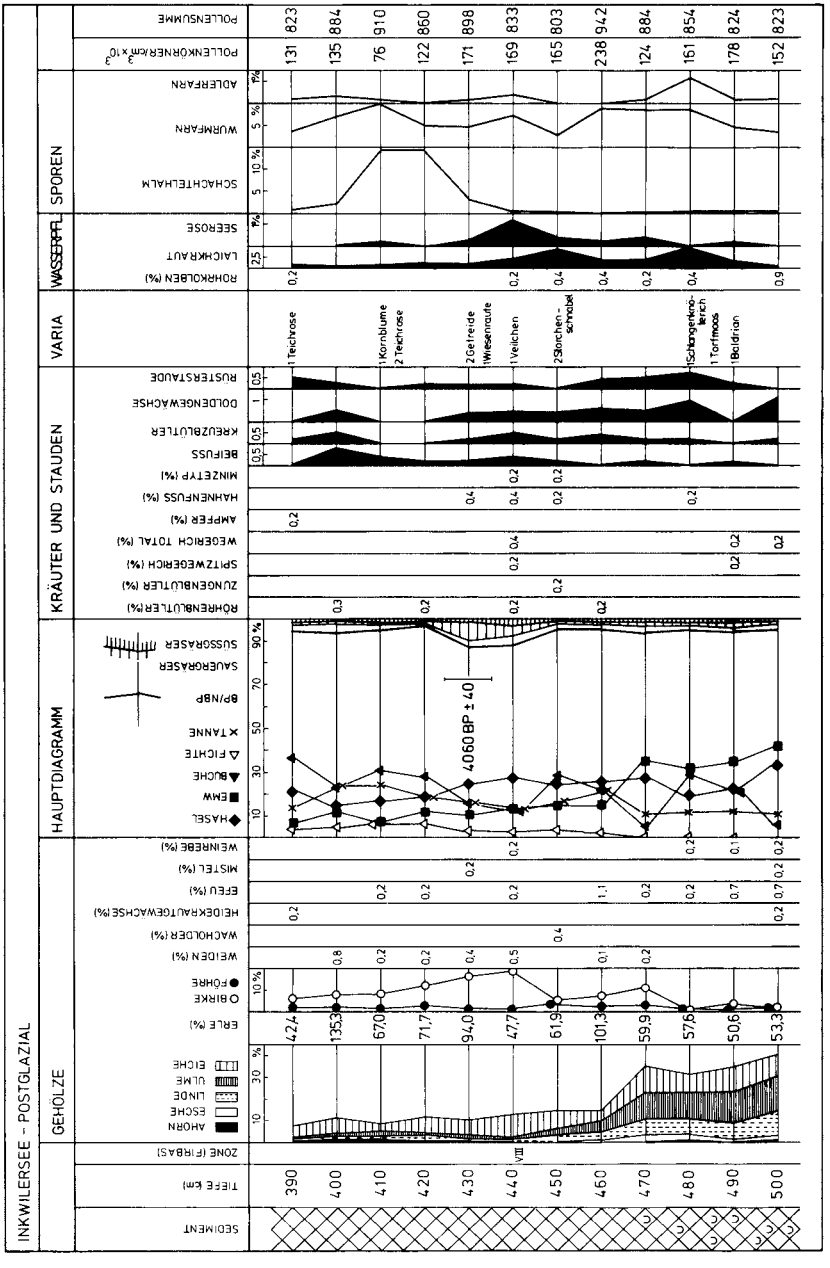



*Abb. 24* Ausschnitt aus dem vollständigen Pollendiagramm zur Zeit der jungsteinzeitlichen Siedlung.

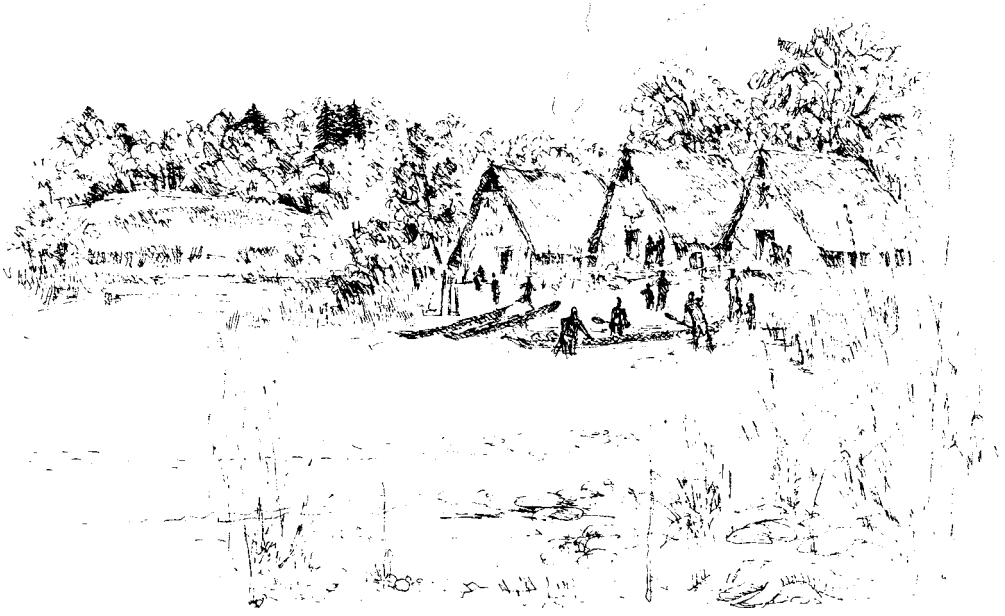


*Abb. 25* Jungsteinzeitliche Siedlung auf dem Inselchen des Inkwilersees.

erneute Zunahme der Birken und dann eine starke Verkrautung durch Farne zu erkennen ist.

Das $^{14}$C-Datum 3540 ± 50 Jahre vor heute, gewonnen an Sediment aus 285 bis 275 cm Tiefe, muss mit grosser Wahrscheinlichkeit als um mehr als tausend Jahre zu alt erachtet werden. Mit solchen «Ausreissern» muss man gelegentlich rechnen. Möglicherweise waren diesem Sedimentstück, für uns nicht erkennbar, ältere Pflanzenreste beigemengt.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung, also um Christi Geburt, wohl in 280 cm Profiltiefe, ist mit dem Nichtbaumpollenmaximum der römerzeitliche Einfluss in der Umgebung des Sees sehr schön abgebildet. Nach der Niederlage der Helvetier bei Bibracte im Jahre 58 vor Christus setzt allmählich die römische Kolonialisierung unseres Landes ein. Garnisonen entstehen und damit im Zusammenhang Strassen, neue Siedlungen, Kulturland. Zahlreiche neue oder auch verbesserte Kulturpflanzen, vor allem aus dem Mittelmeerraum, tauchen auf: der Nussbaum, im Pollendiagramm ab 290 cm Tiefe, die Süsskirsche, Apfel- und Birnensorten, Aprikosen, Pfirsiche, neue Getreidesorten,

Abb. 26 Das Seegelände zur Römerzeit.

veredelte Weinreben, Gemüse und andere mehr. Unter der römischen Ordnung erlebt die Gegend eine kulturelle und wirtschaftliche Blütezeit, wie sie bisher noch nicht existierte. Alle diese Ereignisse, vor allem die Schaffung von waldfreiem Kulturland, sind im Pollendiagramm zu erkennen.

Zwischen 260 und 190 cm Tiefe stellen wir auf unserem Pollendiagramm eine letzte stärkere Erholungsphase des Waldes fest. Die Baumpollenprozente erreichen noch einmal zwischen 80 und 90 Prozent, allerdings, ohne dass dabei die Kulturzeiger Getreide, Spitzwegerich und andere verschwinden. Auch diese erneute Waldausbreitung, die Buche scheint dabei eine wichtige Rolle gespielt zu haben, lässt sich schön mit der Tätigkeit des Menschen in Einklang bringen. Im Zusammenhang mit dem Zerfall ihres Weltreiches bauen die Römer zu Beginn des fünften Jahrhunderts nach Christus ihre Grenzverteidigung im Rhein-Donau-Gebiet ab. Im schweizerischen Mittelland entsteht durch den Rückzug der römischen Truppen allmählich ein Machtvakuum, und so gerät es schliesslich in den Strudel und in die Wirren der Völkerwanderungszeit. Auf Grund von Sauerstoff-Isotopenresultaten schliessen wir während der Völkerwanderungszeit auf ungünstige Klimaverhältnisse. Das alles bringt die kulturelle Blüte der Römerzeit allmählich zum Erlöschen. Römische Siedlungen, das Strassennetz, die grossen Gutshöfe mit dem Kulturland, das alles zerfällt zunehmend. Die in der Gegend ver-

bleibende Bevölkerung lebt aber in bescheidenen landwirtschaftlichen Verhältnissen weiter.

Damit nähern wir uns der Zeit, in der unsere direkten Vorfahren im Oberaargau und damit auch am Inkwilersee sesshaft werden. Dazu gibt uns das Pollendiagramm erneut gewichtige Fingerzeige. Oberhalb von 190 cm Tiefe zeichnet sich ein neuerlich starker Rückgang der Gehölzpollenwerte ab, welchen wir mit grosser Sicherheit in Zusammenhang mit der frühmittelalterlichen Rodungstätigkeit und den Ortschaftsgründungen unserer alemannischen Vorfahren sehen müssen. Obschon die Ortschaft Inkwil (Ingwile) erstmals 1262 in einer Urkunde genannt ist, nehmen wir die Ortsgründung lange vor der ersten nachchristlichen Jahrtausendwende als wahrscheinlich an.

Wie zu erwarten ist, geht mit diesen mittelalterlichen Rodungen erneut eine starke Zunahme der Kulturzeiger einher: Getreide, Spitzwegerich, Brennessel, Nussbaum sowie, im Diagramm nicht dargestellt, Edelkastanie und Weinrebe zeugen jetzt unübersehbar von menschlicher Aktivität. Auffällig ist zudem das Auftreten und darauf die überaus starke Zunahme der Hopfen-/Hanfpollenkörner, welche sich leider unter dem Mikroskop nicht auseinanderhalten lassen. Mit über 30 Prozent liegt das Maximum bei 160 cm Tiefe. Inwieweit Hopfe im Ufergebüsch des Sees eine Rolle spielt, ist schwer auszumachen, jedenfalls fehlt diese Pflanze heute dort vollständig, und auch von Büren erwähnt sie in seiner Arbeit über den Inkwilersee nicht. Als Faserpflanze spielt jedoch der Hanf im Mittelalter eine grosse Rolle. Die Stengel werden dabei oft im Wasser, wohl am See, eingeweicht. Wir erachten es daher nicht als unwahrscheinlich, dass sich im genannten starken Pollengipfel das mittelalterliche Gewerbe der Hanfpflanzung und -verarbeitung widerspiegelt.

Aufgrund von Sauerstoffisotopenuntersuchungen können wir annehmen, dass die Jahrhunderte um die erste nachchristliche Jahrtausendwende wiederum ein günstiges, warmgetöntes Klima aufweisen. Es ist zu bedenken, dass die Wikinger zu dieser Zeit in Grönland blühende Siedlungen unterhalten und wahrscheinlich schon Nordamerika entdeckt haben. Gegen die historische Neuzeit, zu Beginn des 16. Jahrhunderts nach Christus, setzt dann wiederum eine klimatische Verschlechterung ein, welche bis ins 19. Jahrhundert anhält.

In diese Zeit fällt schliesslich die Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus und damit in Zusammenhang, und für unsere Vegetationsgeschichte von Bedeutung, die Einführung und zum Teil auch die Einschlep-

*Abb. 27* Sommer am Inkwilersee.

pung zahlreicher bisher unbekannter Pflanzensorten aus der Neuen Welt. Damit nimmt die Artenvielfalt, die Zahl der verschiedenen Pollentypen im Pollendiagramm erneut stark zu. Leider sind viele dieser Pollenkörner nur schwer oder gar nicht zu bestimmen. Erwähnen möchten wir jedoch wichtige Kulturpflanzen wie die Kartoffel, die Tomate, den Mais oder auch den Tabak und die Sonnenblume. Der Rückgang der Getreidepollenprozente am Profilende ist wohl im Zusammenhang mit der Umstellung von der Dreifelderwirtschaft zur modernen Bewirtschaftung mit Düngung im 18. Jahrhundert zu sehen. Als letzte identifizierbare Kulturpflanze wäre der Mais zu nennen, welcher erst in der obersten untersuchten Probe vorkommt (im Diagramm nicht dargestellt).

Die Zunahme der Fichtenwerte, ebenfalls gegen das obere Profilende, entspricht auch menschlichem Einfluss. Die Fichte ist ein Nadelbaum, welcher heute seinen natürlichen Standort hauptsächlich in der subalpinen Stufe hat. Der Baum bildet dort alpennordseits meistens auch die Waldgrenze zu den Alpweiden. Im Mittelland ist er meistens standortfremd. Infolge Aufforstung ist er jedoch hier häufig anzutreffen. Er ist raschwüchsig und liefert ein begehrtes Nutzholz.

Seine zumindest vorläufig letzte Veränderung mit nachhaltigem Einfluss auf die umgebende Vegetation erfährt das Seengebiet im 19. Jahrhundert. Durch eine Entsumpfungsgenossenschaft wird die Sohle des Abflusskanals und damit auch der Seespiegel abgetieft. Mit dem damit verbundenen Kulturlandgewinn geht natürlich ein Verlust an charakteristischer Moor- und Seeufervegetation einher. Typische Hochmoorzeiger wie das Torfmoos, der Sonnentau oder die Moosbeere, welche im Profil etwa seit dem Mittelalter sporadisch auftreten, sind in der obersten Probe nicht mehr nachzuweisen. Es

ist interessant, dass von Büren den Sonnentau in seiner Seebiographie (1951) noch als inzwischen erloschene Art erwähnt.

Mit der Erstellung des Fussweges, welcher das Gewässer heute umrundet, den lokalen Aufschüttungen und Auffüllungen und der Herrichtung eines Lager- und Beobachtungsplatzes am Ostufer nimmt das Seegelände allmählich seine heutige, uns vertraute Gestalt an, und wir können für unsere Schlussbetrachtungen zur Wanderung um das Seelein zurückkehren, mit welcher wir unsere Reise durch die Zeit begonnen haben.

## *Schlussbetrachtungen*

Wenn wir in Gedanken die gut 15 000 Jahre, die seit dem Rückzug der Gletscher aus dem Mittelland verstrichen sind, noch einmal an uns vorüberziehen lassen, so wollen wir uns immer wieder der Kürze unseres menschlichen Daseins im Vergleich zu diesen grossen Zeiträumen bewusst zu werden versuchen. In der Darstellung der Generationenkette (Abb. 10) ist dies graphisch veranschaulicht. Unser Lebensfaden am äussersten Ende der Kette nimmt sich zeitlich sehr bescheiden aus gegenüber 749 weiteren Generationen, welche die langfristigen Entwicklungen im Naturgeschehen miterlebt haben.

Nach dem Rückzug der Gletscher dauerte es noch Jahrtausende, über hundert Generationen, bis sich schliesslich wieder ein lichter Birken- beziehungsweise Föhren-Birken-Wald um das Seegelände zurückgefunden und ausgebreitet hatte. Während etwa 4000 Jahren oder 200 Generationen bestimmten diese beiden Baumarten das Waldbild in unserem Mittelland. In dieser Zeit erlebte ganz Europa klimatische Umwälzungen mit Temperaturschwankungen von einem uns heute schwer vorstellbaren Ausmass. Die Eiszeit wurde daraufhin durch eine neue Wärmezeit abgelöst. Um 9000 vor heute oder vor 450 Generationen waren schliesslich die Bedingungen so beschaffen, dass sich anspruchsvollere Gehölze zurückfinden und wieder ausbreiten konnten: der Eichenmischwald und, rund 2000 Jahre oder hundert Generationen später, die Weisstanne, die Buche und schliesslich die Rottanne. Während Jahrtausenden war nun unser Mittelland von Urwäldern bedeckt, welche sich nahezu ungestört ausbreiten konnten. Die Natur hatte damit ein neues nacheiszeitliches Gleichgewicht erreicht.

Der urzeitliche Mensch beeinflusste oder veränderte diese Wälder kaum wesentlich stärker als die wildlebenden Tiergesellschaften. Eine grosse Wende

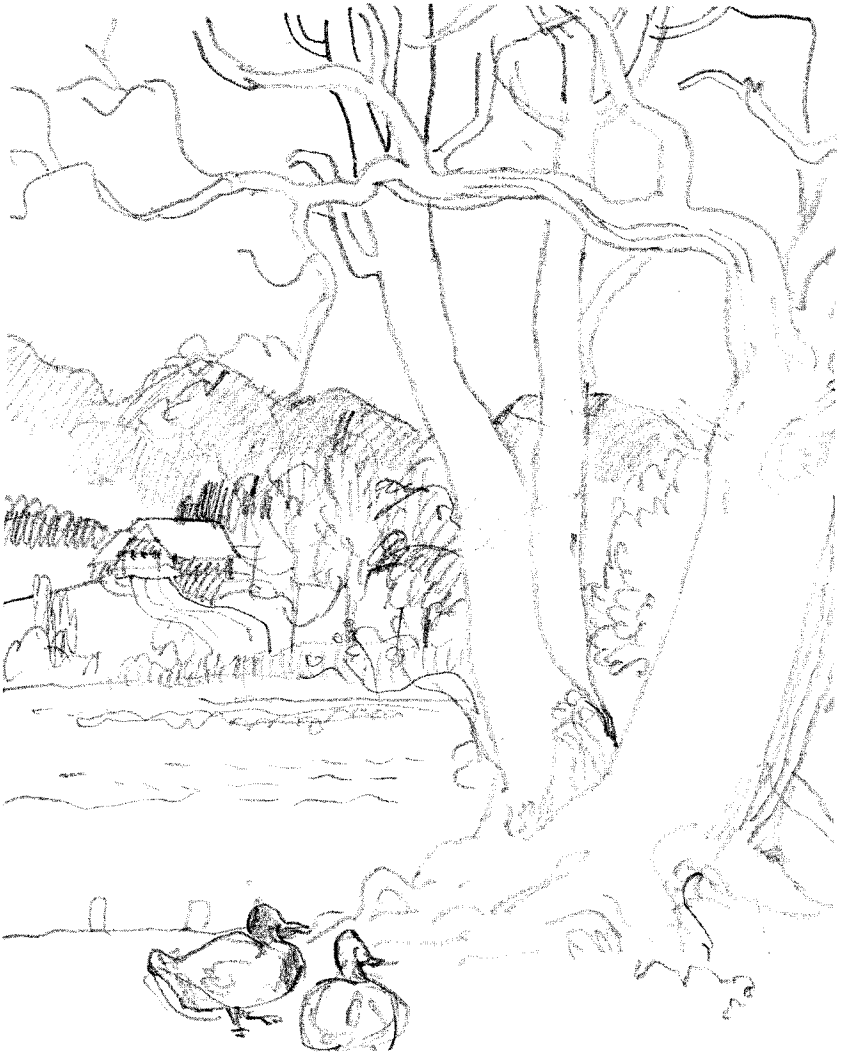


*Abb. 28* Herbststimmung am Inkwilersee.

im Verhältnis des Menschen zur Tier- und Pflanzernwelt setzte mit seinem Sesshaftwerden vor rund 5000 bis 6000 Jahren oder 250 bis 300 Generationen ein. Diese neolithische Revolution entwickelte sich nicht in unserem Lande selbst. Sie dürfte ihren Ursprung im Zweistromland des Euphrat und Tigris gehabt haben; im sechsten Jahrtausend vor heute drang die Kunde über die

Kunst des Bauerntums ins schweizerische Mittelland. Damit begann der Mensch die Natur auch hier gezielt zu beeinflussen. Das Pollendiagramm bildet diese allmählich zunehmenden menschlichen Tätigkeiten ab: Die Gehölzpollenprozentwerte nehmen etwas ab, dafür findet sich vermehrt Blütenstaub von Kulturpflanzen wie von den zugehörigen Unkräutern; hierin spiegelt sich Rodungstätigkeit wider. Nebst dieser menschlichen Rodungstätigkeit zum Zwecke der Kulturlandgewinnung müssen wir uns auch die Zähmung von Wildtieren, den Prozess der Haustierwerdung vorstellen, der Jahrhunderte und Jahrtausende in Anspruch nahm. Während dieses Hunderte von Generationen dauernden Geschehens konnte sich im schweizerischen Mittelland und damit auch im Oberaargau ein neues Gleichgewicht zwischen den Tätigkeiten des Menschen und der Natur herausbilden. Wir denken dabei an die Zustände und Verhältnisse, welche auf den mit Bedacht und Umsicht geführten Bauernhöfen in vergangenen Jahrhunderten herrschten, an grosse Bauerngüter mit ausgedehnten Matten, Äckern, Waldgebieten, mit dem häuslichen Tierstand sowie den Wildtieren, so wie zum Beispiel Gotthelf sie in zahlreichen Romanen beschreibt.

Eine völlig neue Dimension erreichte die menschliche Entwicklung mit der einsetzenden Industrialisierung im letzten Jahrhundert und dann vor allem in der ungeahnten Beschleunigung seit dem Ende des letzten Weltkrieges. Wenn wir schlagwortartig die Entdeckung und Entwicklung der Kernenergie, die Erkenntnisse im Bereiche der Genetik, die Begründung und die rasante Fortentwicklung der Computertechnik erwähnen und uns gleichzeitig das Problem der noch vielfach ungehemmten Bevölkerungsvermehrung und -ausbreitung vor Augen zu halten versuchen, so können wir ahnen, dass daraus ein immer krasseres Missverhältnis zwischen der Gangart der uns umgebenden und erhaltenden Natur und unserer menschlichen Geschäftigkeit entstehen muss. Das Ausmass und die Geschwindigkeit der Umwälzungen, wie wir sie gegenwärtig betreiben und erleben, nehmen noch fortgesetzt zu. In den Augen eines unbeteiligten, aussenstehenden Beobachters müssen sie, im Vergleich mit den Reaktionsmöglichkeiten der Natur, etwas Katastrophenhaftes an sich haben.

Nun kann man diesen Feststellungen entgegenhalten, dass katastrophenhafte Umwälzungen schon immer zur Erdgeschichte gehörten. Denken wir an gewaltige Vulkanausbrüche und Erdbeben, an die Klimaänderung zwischen Eiszeit und Nacheiszeit oder an die Versteppung und Austrocknung gewaltiger Landstriche auf der Erde, oder, weiter zurückgeblendet, denken

wir an das rasche Aussterben ganzer Tier- und Pflanzengruppen; als bekanntestes Beispiel dafür gelten ja wohl die Dinosaurier. So betrachtet sind die sich abzeichnenden Umwälzungen auf der Erde nichts einmalig Neues. Neu am heutigen Geschehen ist jedoch das allumfassende Ausmass der Entwicklung, welches die gesamte Erdoberfläche und die Atmosphäre zu erfassen begonnen hat, sowie die Tatsache, dass die das Naturgeschehen allmählich beeinträchtigenden Einflüsse von einem einzigen Lebewesen dieses Planeten, vom Menschen, ausgelöst werden. Das Beängstigende an der Entwicklung der Technik und ihren Auswirkungen ist zudem ihre Eigendynamik, die wir scheinbar heute nicht mehr im Griff haben, sowie das Unvermögen, ihre Auswirkungen auf den Naturhaushalt genügend voraussehen zu können.

So dürften wir unser Handeln und Tun insgesamt nicht nur am Heute und allenfalls noch am Morgen messen, stets müssten wir uns auch fragen, wie es sich auf das kommende Jahrhundert auswirken könnte. Wir Menschen sind heute auf unserem Planeten bedenklich nahe zusammengerückt und bilden, ob wir es wollen oder nicht, eine einzige Schicksalsgemeinschaft, dies zusammen mit der uns umgebenden Natur, von welcher wir selber einen Teil darstellen. Bei allfälligen katastrophenhaften Veränderungen haben wir keine Möglichkeit mehr, einfach in Neuland auszuwandern, wie das während früheren Jahrhunderten möglich war. Auch Amerika ist nicht mehr das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, kein Land der Erde ist das mehr.

Schliessen wir unsere Betrachtungen mit einem Blick auf die sommergrüne, dicht baumbestandene Insel im Inkwilersee. Vor Jahrtausenden schon beherbergte sie menschliche Siedlungen. – Wir wollen hoffen, dass sie auch in Zukunft als Symbol für ein fruchtbares Miteinander von Mensch und Natur gelten mag, denn auch unsere Erde stellt als Ganzes eine solche fruchtbare Insel dar, inmitten eines grenzenlosen, öden Meeres, dem Weltenraum.

*Verdankungen*

Den folgenden Personen sowie Institutionen möchte der Autor seine Dankbarkeit für ihre Mithilfe und Unterstützung ausdrücken:
Herrn Prof. H. Oeschger und Frau T. Riesen vom Physikalischen Institut für die $^{14}$-C Altersbestimmungen. Herrn Prof. G. Lang vom Botanischen Institut sowie den Herren K. Hänni, M. Moll und K. Ruch für die Durchführung der Bohrarbeiten. Herrn Prof. S. Wegmüller für seine Ratschläge. Den Herren Dr. V. Binggeli, U. Tapfer und H. Hirzel für die Mithilfe bei der Gestaltung. Der Gemeinde Inkwil für die Bohrerlaubnis sowie der Bernischen Erziehungsdirektion für den Urlaub zur Durchführung der vorliegenden Arbeit.

*Literaturverzeichnis*


Baumberger E.: Die glaziale Landschaft zwischen Emme und Önz. Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern, 1910.

Berglund B. E. (Herausgeber): Handbook of Holocene Palaeoecology and Palaeohydrology. John Wiley & Sons, 1986.

Binggeli V.: Die Eiszeit im Oberaargau. Langenthaler Heimatblätter, 1982.

Binggeli V.: Geografie des Oberaargaus. Sonderband 3 zum Jahrbuch des Oberaargaus, 1983.

von Büren G.: Der Inkwilersee. Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern, 1951.

Bürki E.: Naturschutz-Inventar des Kantons Solothurn. 1978.

Eicher U.: Erste Resultate einer pollenanalytischen Untersuchung am Bleienbachermoos. Langenthaler Heimatblätter, 1978.

Flatt K. H.: Die Errichtung der Bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Jahrbuch des Oberaargaus, Sonderband 1, 1969.

Furger A. R. und Hartmann F.: Vor 5000 Jahren … So lebten unsere Vorfahren in der Jungsteinzeit. Paul Haupt, 1983.

Graul H.: Geomorphologische Studien zum Jungquartär des nördlichen Alpenvorlandes. Heidelberger Geographische Arbeiten 9, 1962.

Hantke R.: Eiszeitalter (3 Bände). Ott Verlag AG, Thun, 1978, 1980 und 1983.

Henzi H., Staub W. und Gerber S.: Herzogenbuchsee. Berner Heimatbücher 136, 1985.

Lang G.: Swiss lake and mire environments during the last 15 000 years. J. Gramer, Vaduz, 1985.

Ledermann H.: Solothurn 1:25 000. Geologischer Atlas der Schweiz, 1977.

Meyer P. (Herausgeber): Illustrierte Bernerenzyklopädie II. Büchler Verlag, 1981.

von Post L.: Forest tree pollen in south Swedish peat bog deposits. Pollen et Spores. Vol. IX, No. 3, 1967.

Straka H.: Pollen- und Sporenkunde. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1975.

Tschumi O.: Urgeschichte des Kantons Bern. Verlag Hans Huber, Bern 1953.

Urey H. C: Oxygen isotopes in nature and in the laboratory. Science, 108; 489–496, 1948.

Wegmüller S.: Analyses polliniques des sédiments de la Grotte de Rislisberg. Site archéologique du Jura Soleurois, Revue de Paléobiologie, 1984.

Wegmüller S.: Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen im Schieferkohlegebiet von Gondiswil/Ufhusen. Jahrbuch des Oberaargaus, 1985.

Welten M.: Pollenprofil Burgäschisee, ein Standarddiagramm aus dem solothurnisch-bernischen Mittelland. Berichte des Geobotanischen Institutes Rübel, 1947.

Wilkomm H.: Altersbestimmungen im Quartär. Verlag Karl Thiemig, München 1976.

# ÜBER DEN BIPPER JURA

## Eine kurze geologisch-tektonische Beschreibung

HUGO LEDERMANN

Der Jura ist ein mitteleuropäisches Mittelgebirge, das sich von Grenoble in Savoyen bis an den Böhmerwald erstreckt (Französischer, Schweizer, Schwäbischer und Fränkischer Jura). Grosse Anteile sind Landschaften mit mehr oder weniger flachgelagerten Schichten, die als Tafeljura bezeichnet werden. Auch Teile des Schweizer Jura gehören dazu: Ajoie, Baselland, nördlicher Aargau und Randen. Der grössere Teil des Schweizer Jura hat anderen Charakter. Es ist ein Falten- oder Kettengebirge, das sich in weit nach Nordwesten ausholendem Bogen bis zur Lägern bei Zürich über rund 360 Kilometer mit rund 160 sich ablösenden Falten und Ketten hinzieht.

Der Begriff Jura hat zwei verschiedene Bedeutungen: Er bezeichnet das Gebirge in Europa, bedeutet aber auch den erdgeschichtlichen Zeitabschnitt, während welchem die Sedimente, die den Jura zur Hauptsache aufbauen, im Jurameer abgelagert wurden, 140 bis 195 Millionen Jahre vor heute.

Schon in der Primarschule lernt man, dass im Raum Solothurn-Olten-Basel fünf Ketten hintereinander liegen: Weissenstein-, Farisberg-, Passwang-, Hauenstein- und Blauenkette. Ein mittlerer Abschnitt der Weissensteinkette kann als Bipper Jura bezeichnet werden, ohne dass der Name in irgend einer topographischen Karte zu finden wäre.

Vorerst aber wollen wir die den Jura aufbauenden Gesteinsschichten in den zeitlichen Zusammenhang innerhalb der Erdgeschichte stellen. Eine Zeittafel der Erdgeschichte sei vorangestellt (S. 134/135; Auszug aus Eysinga, 1978). Beim Studium der Tafel tauchen viele für den Nichtfachmann unverständliche Begriffe auf. Es gibt aber keine volkstümlichen Namen dafür.

In der Geologie wird als Schichtname entweder eine Lokalität, wo die betreffende Schicht typisch ausgebildet ist, z.B. Effingerschicht (nach der Ortschaft Effingen im Aargau), Kimmeridgestufe (nach der Ortschaft Kimmeridge in Südengland), oder der Name eines frühgeschichtlichen Volksstammes, der in einer Gegend mit typischer Ausbildung einer Schicht ansässig war, z.B. Rauracien und Sequanien (nach den Helveterstämmen der

*Zeittafel*

| Zeitalter | Periode | Epoche | Stufe/Unterstufe | | Beginn vor |
|---|---|---|---|---|---|
| Erdneuzeit Neozoikum | Quartär | Holozän | | | 10 000 |
| | | Geolog. Gegenwart (früher Alluvium) | | | |
| | | Pleistozän | Würmeiszeit | | 80 000 |
| | | Eiszeitalter | Riss/Würm-Interglazial | | 120 000 |
| | | früher | Risseiszeiten | | 300 000 |
| | | Diluvium | Mindel/Riss-Interglazial | | 360 000 |
| | | | Mindeleiszeiten | | 500 000 |
| | | | Günz/Mindel-Interglazial | | 740 000 |
| | | | Günzeiszeiten | | 900 000 |
| | | | Donau/Günz-Interglazial | | 1,34 Mio. |
| | | | Donaueiszeit | | 1,6 Mio. |
| | | | Biber/Donau-Interglazial | | 1,86 Mio. |
| | | | Bibereiszeit | | 3,2 Mio. |
| | Tertiär | Pliozän | | | 5 |
| | | Miozän | Sarmatien OSM | | 7 |
| | | | Tortonien OSM | | 13 |
| | | | Helvetien OMM | | 15 |
| | | | Burdigalien OMM | | 20 |
| | | | Aquitanien OMM | | 22 |
| | | Oligozän | Chattien USM | Stampien | 32 |
| | | | Rupelien UMM | | 37 |
| | | Eozän | Siderolithikum | | 55 |
| | | Paleozän | | | 65 |
| Erdmittelalter Mesozoikum | Kreide | Ob. Kreide | Senonien | | 88 |
| | | | Turonien | | 96 |
| | | | Cenomanien | | 100 |
| | | Unt. Kreide | Albien | | 105 |
| | | | Aptien | | 112 |
| | | | Barrémien | | 118 |
| | | | Hauterivien | | 125 |
| | | | Valanginien | | 130 |
| | | | Beriasien | | 141 |

Tabelle: Auszug aus F. W. B. Eysinga (1978): Geological Time Table, Amsterdam.
—— im Bipper Jura aufgeschlossen

| Zeitalter | Periode | Epoche | Stufe/Unterstufe | Beginn vor |
|---|---|---|---|---|
| | Jura | Malm | Twannbach-Formation | 146 |
| | | = oberer oder | = Portlandien | 151 |
| | | weisser Jura | Reuchenette-Formation | |
| | | | = Kimmeridgien | |
| | | | Balsthaler Formation Sequanien | |
| | | | Wildegg-Formation Argovien | |
| | | | Oxfordtone | 160 |
| | | Dogger | Callovie | 164 |
| | | = mittlerer | Bathonien | 167 |
| | | oder | Bajocien | 175 |
| | | brauner Jura | Aalenien | 177 |
| | | Lias | Toarcien | 179 |
| | | = unterer | Pliensbachien | 183 |
| | | oder | Sinemurien | 189 |
| | | schwarzer Jura | Hettangien | 195 |
| | Trias | Räth | | 199 |
| | | Keuper | | 212 |
| | | Muschelkalk | | 223 |
| | | Buntsandstein | | 230 |
| Erdaltertum oder Palaeozoikum | Perm | Zechstein | | 251 |
| | | Rotliegendes | | 280 |
| | Karbon | Stephanien | | 290 |
| | | Westfalien | | 310 |
| | | Namurien | | 325 |
| | | Dinantien | | 345 |
| | Devon | | | 395 |
| | Gothlandium (Silurien) | | | 435 |
| | Ordovicium | | | 500 |
| | Kambrium | | | 570 |
| Proterozoikum | Algonkium (Eozoikum) | | | 2620 |
| Azoikum | Archaikum | | | 4200 |

Rauracher und Sequaner), Silur (nach dem keltischen Volksstamm der Silurer in England), oder eine typische Gesteinseigenschaft, z.B. Buntsandstein, Rogenstein, Rotliegendes, oder der Name eines in dieser Schicht leitenden Fossils, z.B. Murchisonaeschicht nach dem Leitammoniten Ludwigia murchisonae verwendet.

Zwischen der Ablagerung der Kalksteine, Mergel, Tone, Sandkalke und Sandsteine in Meeren der Trias- und Jurazeit und der Faltung dieser Schichten zum Kettenjura liegt eine Zeitspanne von mehr als hundert Millionen Jahren und bis zur Absackung dieser Schichten im Bipper Jura wieder eine solche von einigen Millionen Jahren.

Von einem Faltengebirge, das seinem Namen gerecht wird, erwartet man allgemein, dass seine Falten mehr oder weniger regelmässige Gewölbe mit Schenkeln gleicher Neigung sind. Das ist im französischen, im Waadtländer und Neuenburger Jura einigermassen der Fall. Ein in diesem Sinne ganz regelmässiges Gewölbe ist der Chaumont bei Neuenburg. Aber auch in diesem westlichen Jura gilt schon, dass die Gewölbe meist komplizierter gebaut sind, als die äussere Gestalt vermuten lässt. Die meisten Ketten sind innerlich unsymmetrische, nach Norden iiberliegende Gebilde.

### *Die Weissensteinkette*

Eine der wenigen Ausnahmen davon mit ebenfalls unsymmetrischem, aber nach Süden überliegendem Bau ist die Weissensteinkette im Abschnitt Balm–Niederbipp. Ein Ausblick von der Rötiflue ostwärts zeigt eindrücklich den einseitigen Bau dieser Kette im Abschnitt Chrütli–Chambe–Rüttelhorn–Hällchöpfli. Der Nordschenkel (Schattenberg–Leberen) ist eine schwankend mit einer Neigung um 30° nach Norden einfallende Platte von Malmkalken (Kimmeridge und Sequan).

Die Längsmulde Hofbergli–Schmidematt–Hinteregg – ein Isoklinaltal – ist eine in den weicheren Gesteinen der Effinger-, Oxford- und Callovienmergeln erodierte Zone, südlich begleitet von einem zweiten Kamm harter Kalke, dem Hauptrogenstein des Doggers. Diese Schichten fallen alle als Anteile des Nordschenkels nach Norden ein.

Vom Südschenkel sind vom Glutzenberg bis Brüggmatt noch einzelne Felspartien des nach Norden einfallenden, d.h. nach Süden überkippten Südschenkels innerhalb eines ausgedehnten Bergsturzareals sichtbar.

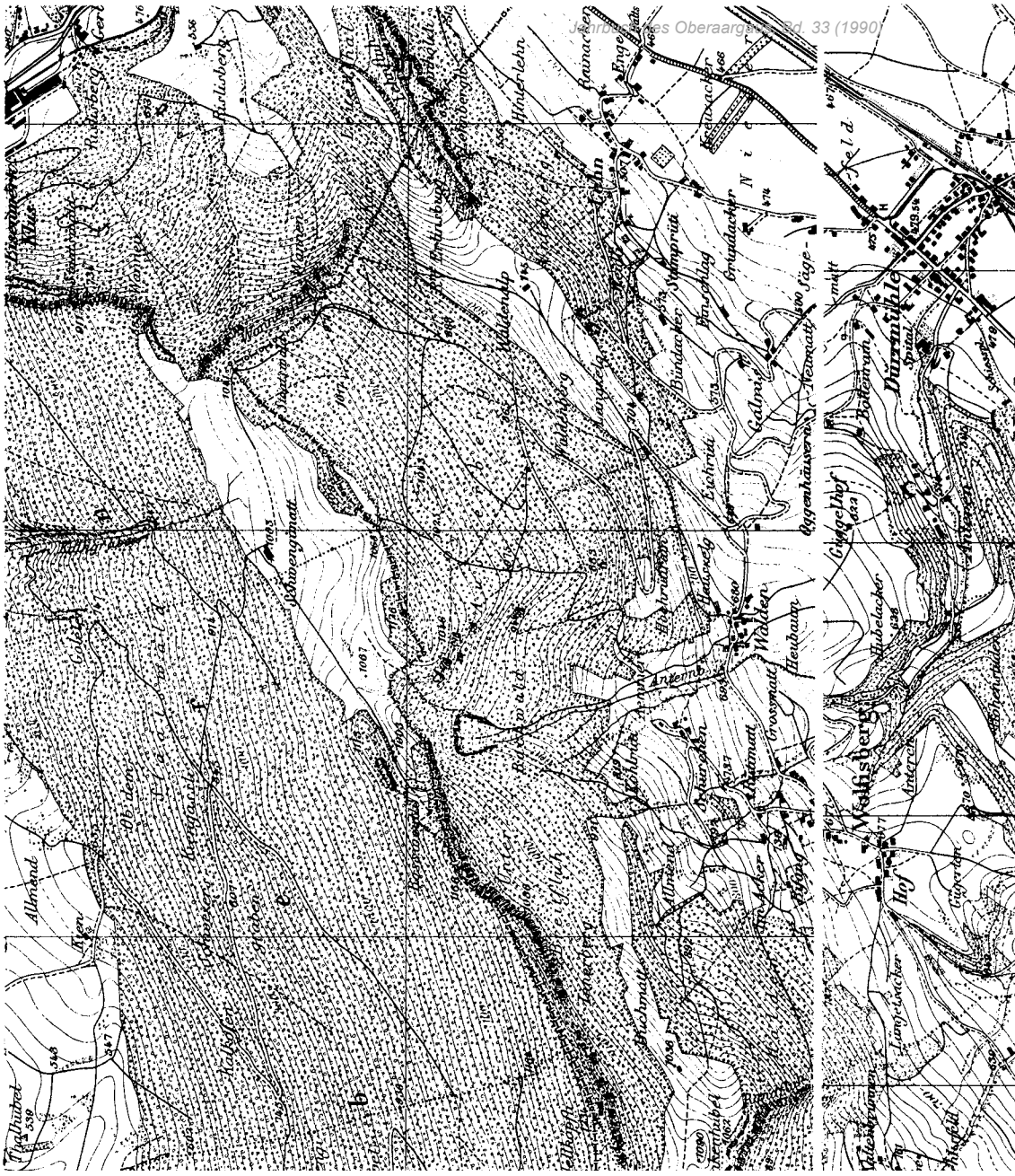
Im Hochtal des Bipper Juras. Blick gegen Osten zur Hinteregg, 1107 m ü.M. Foto: Val. Binggeli

Brüggmattflüehli–Höchstelli–Brunnmatt ist ein fast vollständiges Relikt des überkippten, verkehrtliegenden Südschenkels (Keuperdolomit bis Bohnerzformation der Tertiärzeit mit weitgehender Ausquetschung der weicheren Schichten). Von hier an ostwärts bis oberhalb Dürrmühle ist von einem anstehenden überkippten Südschenkel nichts mehr zu finden. Er erscheint erst in der Leenflue wieder als fast senkrecht stehende Malmplatte.

Die Störung im Bau der Weissensteinkette beginnt im Kessel der Balmberge. Schon die Balmflueschichten neigen leicht nach Süden und sind unterfahren von Sandstein der Tertiärzeit. Der Geologische Wanderweg (*Ledermann* 1981) folgt bei Tafel 6 einem Bruch im überkippten Südschenkel mit Versetzung des östlichen Schichtpaketes um etwa 60 Meter (die Sauzeischicht des unteren Doggers trifft in der westlichen Fortsetzung im Streichen auf den Hauptrogenstein).

Der Bruch setzt sich nach Nordwesten fort, und westlich Längmatt liegt der untere Lias des Nordschenkels um zirka 150 Meter nach Süden versetzt. Streichend trifft er westlich auf den Plattenkalk der Trias. Durch mehrere, in verschiedenen Richtungen liegende Brüche sind vom Balmbergkessel über

Westlicher und (rechts) östlicher Teil des Bipper Juras aus Siegfried-Atlas 1:25 000.


Allmend
Kien
Thalhubel
Kalkofen
Schwengimatt
Hinterlehn
Rainacker
Enge
Kreuzacker
Grundacker
Stumprüti
Bündacker
Galmis
Neumatt
Eichrüti
Oggenhäusern
Hochrütiram
Walden
Heubaum
Grossmatt
Rütimatt
Allmend
Buchmatt
Wolfisberg
Hubelacker
Hof
Dürrmühle
Spital
Gugelhof
Langetsacker
Hohenstuden

Längmatt und Niederwiler Stierenberg der Nordschenkel und vom Glutzenberg über Lissersbergli–Höchstelli–Brunnmatt der Südschenkel zerstückelt. Im Bach östlich dieser Zone ist die Doggerserie des Höchstelli durch einen Bruch scharf abgeschnitten. Diesem entlang ist die nachfolgend beschriebene Sackungsmasse abgeglitten.

Vom Reckenacker-Gupfwald an ist das nach Süden überkippte Gewölbe der Weissensteinkette als Ganzes abgebrochen und abgesackt. Die Abbruchkante ist als langes Felsband über Günsberg–Farnern–Schoren sichtbar. Der abgesackte Teil des Nordschenkels – zum grösseren Teil Hauptrogenstein des mittleren Doggers – bildet die Terrassen von Farnern, Rumisberg und Wolfisberg, innerlich durch Brüche zerstückelt, verstellt, zerrüttet und durch Bachtobel unterbrochen.

Über Ursachen und zeitliche Einstufung dieser grossen Sackung wird auf Seite 143 berichtet. In den Tobeln und allgemein den Bachläufen entlang aufsteigend, sind der Charakter der abgeglittenen Felspartien und sporadisch auch der Untergrund, der Sockel, auf welchem die Sackung ruht, sichtbar (Sandstein und Mergel der Tertiärzeit).

Im Attiswilbach treffen wir vom Schnarz an beidseitig bis Weidli–Goleten Malmkalke. Ebenso sind die Areale westlich des Baches (Wältschenmoos–Höllflue) und östlich (Gärberhof, Burch) von Malmkalken unterteuft – verkehrt liegender Südschenkel, aber zum grösseren Teil zu Bergsturzmaterial zerrüttet. Reckenacker, Rehberg, Gisflüeli sind aber Platten des Hauptrogensteins des mittleren Doggers.

Als älteste, tiefste abgesackte Schichten sind im Attiswilbach Teile des unteren Doggers sichtbar (Sauzeischicht und Humphriesischicht, fossilreiche rotbraune Kalke). Der Untergrund – Molassemergel und Sandsteine der Untern Süsswassermolasse – sind an drei Stellen im Bach und bei Wältschenmoos aufgeschlossen.

Das Plateau von Farnern (Reckenacker–Rehberg–Längacker–Gmeinmatt–Wöschacker–Haltenacker) ist der abgesackte Nordschenkel des nach Süden überliegenden Gewölbes. Detailliertes Studium der Hauptrogensteinschichten links und rechts des Baches, welcher nördlich dem Gisflüeli entlang fliesst, offenbart, dass die Felsen des Gisflüeli überkippt verkehrt liegen. Der Bach fliesst hier im Gewölbekern (Sauzei- und Humphriesischichten des untern Doggers), welcher auch im Rottannenwald–Rehbergwald–Allmendrain sporadisch aufgeschlossen ist. Das Gisflüeli ist daher der Südschenkel des abgesackten Gewölbes.

Gehängeschutt. Junge Bergstürze. Schotter

Eiszeitlicher Bergsturz

Gesackte Blöcke und Schichtpakete.
△ Malm. ▲ Dogger

Moränen der letzten Vergletscherung

Moränen der vorletzten Vergletscherung

Molasse

Bohnerzformation

Kimmeridge

Oberes und mittleres Sequan

Unteres Sequan

Argovien

Oxfordien

Callovien

Hauptrogenstein

Unterer Dogger

Opalinuston

Lias

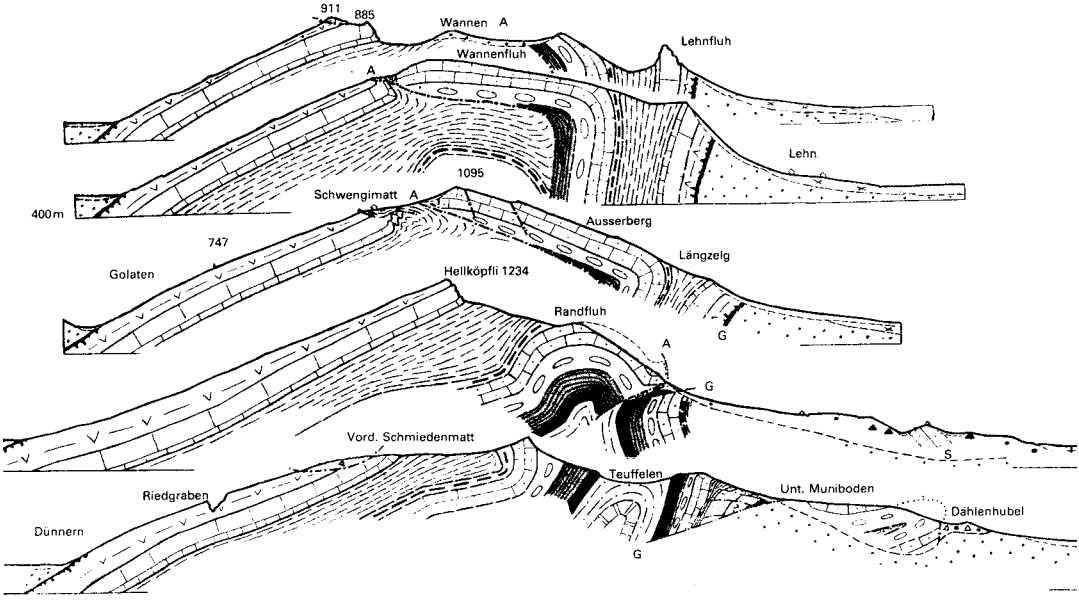
Keuper

Oberer Muschelkalk

A Ausserberg-Überschiebung

G Günsberg-Unterschiebung

S Mutmassliche interglaziale Rinne des Siggerntales




Geologische Profile durch den Bipper Jura. Aus Wiedenmayer 1923.

Im Wehribach ist östlich Spätismatt Hauptrogenstein aufgeschlossen. Bei Frauchsrüti und Schindelholz ist wieder der Gewölbekern des untern Doggers (Sauzei- und Humphriesischicht) sporadisch sichtbar. Hier ist das abgesackte Kerngewölbe etwas weiter nach Süden geglitten. Die Felsen im Bach östlich Spätismatt sind daher der verkehrt liegende Südschenkel des abgesackten Gewölbes.

Im Gebiet Breiten ist der verkehrt liegende Südschenkel weitgehend in Bergsturzmassen aufgelöst, und erst zwischen Rumisberg und Schloss Bipp tritt er wieder markant in Erscheinung. – Das Gebiet Stierenweidwald–Brächbüel nördlich Wiedlisbach ist ebenso von zerrüttetem Hauptrogenstein unterteuft, zum grösseren Teil in ein Blockwirrwarr aufgelöst.

Auch im Bach Wolfisberg–Oberbipp erweisen sich anstehende Felspartien als Hauptrogensteinplatten mit unterschiedlichem Nordfallen, was wiederum auf die Zerstückelung der ursprünglich zusammenhängenden starren Schicht deutet.

Zwischen Hof Grebli und Gügerten sind an der Plattenbasis ältere Schichten – untere Doggerschichten und Liaskalke – aufgeschlossen, die ältesten an der Sackung beteiligten Schichten. Der weiche Opalinuston ist weitgehend ausgequetscht. Die Wegspur Grebli-Gügerten folgt hier einem markanten Bruch. Östlich des Weges erscheint in der streichenden Fortsetzung wieder Hauptrogenstein, der als Steilhang oberhalb der oberen Stierenweid bis in das Anteretälchen anhält.

Dieses selbst weist wieder besondere Verhältnisse auf. Die beiden Steilhänge nördlich und südlich sind nach Norden einfallende Platten von Hauptrogenstein. Unterhalb des Steinbruches im Knie des Tälchens liegen untere Doggerschichten (Blagdenischicht), welche der Talachse nach Osten folgen. Die beiden Steilhänge sind daher der Nordschenkel und der verkehrt liegende Südschenkel des nach Süden überliegenden Gewölbes, analog den Verhältnissen beim Gisflüeli im Westen.

In der Randflue und von hier an ostwärts ist der Kern der Kette, das Doggergewölbe, wieder erhalten. Die Randflue ist die durch die Sackung unterbrochene Fortsetzung des Rötigewölbes, welches dann ostwärts axial absinkt und im Rislisberggewölbe auf der Westseite der Klus Oensingen–Balsthal sich fortsetzt.

Im östlichsten Teil des Bipper Jura (von Waiden–Bachwald an ostwärts über Usserberg bis Wannen) ist noch eine weitere Komplikation im Bau der Kette sichtbar: Über dem anstehenden Hauptrogensteingewölbe Randflue–

Rislisberg liegt eine auf dieses Gewölbe überschobene Hauptrogensteinplatte des Südschenkels von etwa zwei Kilometern Länge und einem Kilometer Breite. Sie ist nördlich auf den Malm des Nordschenkels überschoben, was oberhalb Schwängimatt deutlich sichtbar ist. Es ist die sogenannte Ausserberg-Überschiebung. Oberhalb Waiden sind noch tiefere Teile des Kernsüdschenkels – untere Doggerschichten und Liaskalke – mitgeschoben.

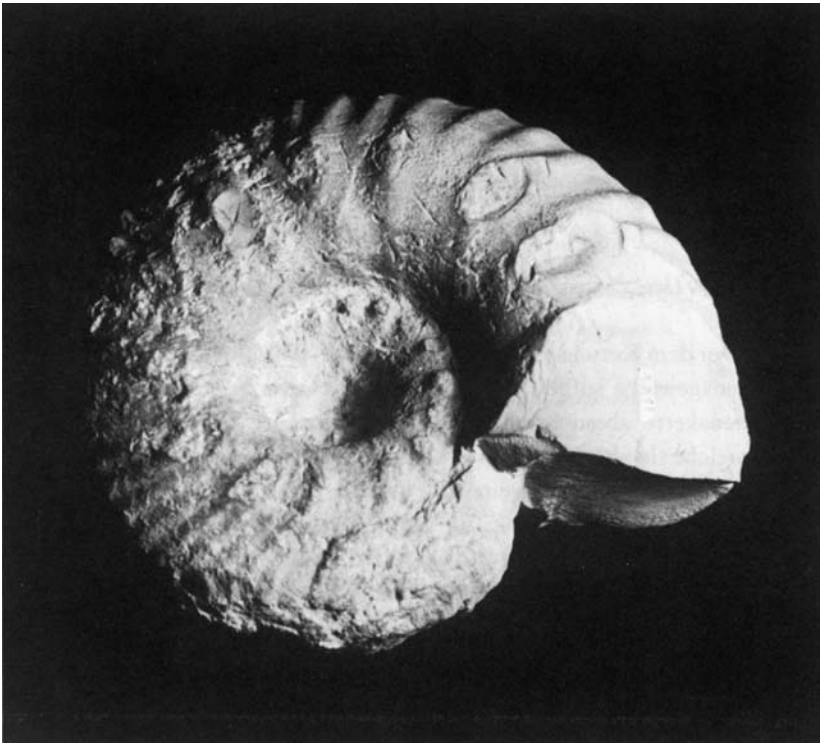
### *Ursachen und zeitliche Einstufung der grossen Sackungen*

Südlich vor dem Kettenabschnitt Weissenstein–Balmflue ist als jüngste Kette das Verenagewölbe aufgefaltet. Bezeichnenderweise genau an der Stelle, wo die Verenakette abtaucht, beginnt die sogenannte Günsberg-Unterschiebung, welche sich bis Oberbipp bemerkbar macht. Der Druck von Süden hat von hier an nicht mehr eine weitere Kette aufgefaltet, sondern die mittelländische Molassetafel direkt unter die Weissensteinkette gepresst. In gleichem Masse hat sich das Randflue-Rötigewölbe (vorwiegend Doggerkern) nach Süden überlegt. Der Malmmantel war wohl zum grösseren Teil, die ursprünglich vor der Faltung darüber liegenden Molasseschichten vollständig, schon abgetragen; denn die Verwitterung und Abtragung der Schichten beginnt, sobald eine Falte sich über den Meeresspiegel erhebt. Grössere, verkehrt liegende Malmpartien sind nur noch im westlichen Teil der Sackung erhalten. Im östlichen Teil ist nur beim Buchli ein kleiner Rest vorhanden. Der Steinbruch hier liegt in Sequankalken des Malm.

Man darf sich diese tektonischen Bewegungen als letzte Phase der Jurafaltung nicht als Katastrophe vorstellen. Sie gehen im Untergrund unendlich langsam vor sich und dauern Jahrhunderttausende. Diese Günsberg-Unterschiebung hat nicht nur den Bau der Weissensteinkette in diesem Abschnitt bestimmt, sondern sie hat auch die Vorbedingungen geschaffen für den Abbruch und die gewaltigen Sackungen.

*Zeitliche Einstufung:* Der vorstehend geschilderte Untergrund ist in Steilhängen vorwiegend überdeckt mit Gehängeschutt, über flacherem Gelände aber mit eiszeitlichem Moränenschutt. Sichtbar nackter Felsuntergrund tritt allgemein zurück.

Der Jurasüdfuss ist auf seiner ganzen Länge von eiszeitlichen Bildungen begleitet. Seitliche Moränenwälle und erratische Blöcke bezeichnen die Höhe des linken Eisrandes während der letzten, der Würm-Eiszeit. Bei Oberdorf



Ammonit aus dem Bipper Jura oberhalb von Wiedlisbach, evtl. vom Hofbergli. Sammlung Ernst Bütikofer, Wiedlisbach. Foto: Hans Scheidiger, Langenthal

sind es 700 m ü.M., bei Kammersohr liegen Granitblöcke noch bis 670 m ü.M., bei Oberbipp bis 525 m. Dann biegen die Moränenwälle nach Süden um und umrahmen im Gebiet Oberbipp–Bannwil–Bützberg–Thunstetten–Herzogenbuchsee die in diesem Räume oszillierende Zunge des Rhonegletschers. Während eines geologisch wohl kurzzeitigen Vorstosses wird Langenthal erreicht.

Viele erratische Blöcke liegen im untern Teil des Attiswilbaches (bis Kote 600) und des Wehribaches (bis Kote 560), verstreut auch noch in Feldern und Wäldern. Total liegen am Südhang von Kammersrohr bis Oberbipp rund 60 Blöcke, nie höher als die genannten Koten. Der dunkle Block beim Schüt-

zenhaus Oberbipp (Kote 567) stammt nach Erkundigung aus der Kiesgrube Walliswil/Bipp. Übrigens ist es ein als Erratiker seltenes Gestein (metamorpher Lamprophyr).

Auf den Terrassen von Farnern, Rumisberg und Wolfisberg liegt nun aber über ausgedehnten Arealen der Sackung wieder mehr oder weniger mächtige Grundmoräne. Ebenso sind in der Fenchrüti, Frauchsrüti, oberen und unteren Stierenweid bei Oberbipp, im Rützeler bei Niederbipp, im Gebiet Güggel–Oggershüseren–Leen Grundmoränendecken nachgewiesen. Der würmeiszeitliche Rhonegletscher erreichte diese Areale nicht. Sie sind während des risseiszeitlichen grössten Vorstosses des Rhonegletschers vom Eis überflutet gewesen. Die grosse Sackung muss daher vor der grössten Vergletscherung, der Risseiszeit, erfolgt sein.

Die den Risseiszeiten vorausgehende Warmzeit Mindel-Riss war die Zeit der tiefsten Durchtalung des Mittellandes. Die Talfurchen waren während dieser Zeit tiefer erodiert worden als die heutigen Täler (in den nachfolgenden Eiszeiten und Warmzeiten wieder mit Moränenschutt und Schotter aufgefüllt). Auch dem Jurafuss entlang vom Galmis bis Niedetbipp ist in dieser Zeit in den Molasseschichten eine Flussrinne erodiert worden. Die Höhenkoten der Molasseaufschlüsse unter dem westlichen Teil der Sackung lassen dies vermuten.

Das nach Süden überliegende Gewölbe der Weissensteinkette verlor dadurch seine Stütze, brach ab und glitt nach und nach, der fortschreitenden Erosion entsprechend, in diese Rinne, die als ein «Ursiggerntal» bezeichnet werden kann.

Auch dieser Abbruch, diese Abgleitung und Sackung darf nicht als Katastrophe beurteilt werden. Lokal verteilt sind wohl immer wieder kleinere Bergstürze vorgekommen. Aber als Bergsturz katastrophenartig als einmaliger kurzzeitiger Akt als Ganzes niedergefahren, müsste das gesamte Material am Fuss zertrümmert liegen. Terrassen mit grösseren zusammenhängenden Plattenstücken unter dem später darüber gebildeten Moränenschutt wären nicht erhalten geblieben. Der Bipper Jura weist einen in diesem Ausmass einmaligen Bau auf.

### *Benutzte Literatur*

A. Buxtorf (1908): Geologische Beschreibung des Weissensteintunnels und seiner Umgebung. Beitr. z. geol. Karte d. Schweiz, NF. 21. Lief.

C. Wiedmayer (1923): Geologie der Juraketten zwischen Balsthal und Wangen a.d.A. Beitr. z. geol. Karte d. Schweiz, NF. 48. Lief.
P. Staehelin (1924): Geologie der Juraketten bei Welschenrohr. Beitr. z. geol. Karte d. Schweiz, NF. 55. Lief.
H. Ledermann (1981): Geologie der Region Solothurn und Geologischer Wanderweg Weissenstein. Mitt. Natf. Ges. Solothurn, H. 30
H. Ledermann (1986–1989): Geologische Kartierung Südteil Bl. Balsthal, im Auftrag der Landeshydrologie und -geologie.

# BLEIENBACH – EINE DORFGEOGRAFIE

VALENTIN BINGGELI

Früher schon kamen im «Oberaargauer Jahrbuch» Dörfer zur Porträtierung, so Gondiswil (*Aubert* 1969), Rohrbachgraben (*May* 1973), Wyssachen (*Fahrni* 1978), Walliswil-Bipp (*Müller* 1984). Auch für Bleienbach kann in diesem Rahmen nur ein geografisches Kurzporträt vorgelegt werden. Wir hoffen indessen, für 1994 – dem Jahr 800jähriger Erwähnung von «Blaichinbach» – ein Dorfbuch mit vertieften Darstellungen herausgeben zu können. Was Literaturangaben betrifft, verweisen wir auf Flatt[1], Binggeli[2] und das Register 1987 zum «Jahrbuch des Oberaargaus».

Was weiss «man» von Bleienbach? Man kennt etwa den Flugplatz, die behäbigen Bauernhäuser und Gasthöfe, das Dorfbild der Riegbauten mit ihrem Geranienschmuck, die beiden Seelein des Naturschutzgebietes Sängeli-Moos, die Wälder als Wander-, Beeren- und Pilzgründe. Das ist schon viel, denn es sind bereits wesentliche Merkmale des Dorfcharakters erfasst (Abb. 1).

Schauen wir uns vorab in einem kleinen Rundgang durch die heimische Literatur um. Bei *Jahn* (1856)[3] liegt Bleienbach «in fruchtbarer, jedoch zum Teil moosiger Ebene» und stellt ein «grosses, stark bevölkertes Pfarrdorf» dar (damals mit fast genau 1000 Einwohnern). Ähnliches gilt auch für *Karl Flatt* (1969)[1]: «Ein ansehnliches Pfarrdorf» (zu dieser Zeit mit rund 700 Einwohnern). «Bleienbach, das saubere und gewerbereiche Dorf», so fasst sich Pfr. *Ammann* im «Wanderbild»[4] von 1895 mit Blick auf das Nachbardorf seiner Pfarrei Lotzwil. Über die ganze, eben auch seine Gegend, gingen ihm Herz und Mund über: «Es ist eine offene, blühende Landschaft. Das Auge wird häufig überrascht durch liebliche und wohlthuende Bilder einer schönen Natur oder einer gehobenen Kultur.» Pfarrherrliche Idealisierung einer spätbarocken Wanderbilder-Pionierzeit! Anlass zum Schmunzeln wie zum Nachdenken gibt die folgende gotthelfische Formulierung *Ammanns*: «Pfarrhaus und Kirche sind lauschig versteckt und laden mehr zur Einsicht als zur Aussicht ein.»

Ein Hauch solch werbender Lobeszeiten weht im heutigen Poststempel nach, wenn da rund um ein stilisiertes Dorf zu lesen ist: «Dächer, unter denen Gemütlichkeit haust.» (Wir können es nur hoffen und wünschen.) Und schliesslich nochmals ein schönes, zeitgemässes Wort: «Edle Gemeind Bleyenbach» steht 1789 in der Anrede des Torfausbeuters J. J. Singer – der etwas wollte von den Bleienbachern![5]

## *Lage, Grenzen, Grösse*

Bleienbach liegt südlich angrenzend an Langenthal, im Amt Aarwangen, das den nordöstlichen Zipfel des Bernbiets gegen die Kantone Solothurn, Luzern und Aargau bildet. Bleienbach ist in Lage und Dorfform ein ausgesprochenes Mündungsdorf: Aus dem Seitentälchen von Oberbützberg her tritt der Dorfbach – früher eben der «Blaichinbach» – ins breite Sohlental Burgdorf–Langenthal hinaus und fliesst der Altache zu. (Über Besiedlung, Lagedetails und Dorfform kommen wir im späteren Siedlungskapitel zu sprechen.)

Lokale Verkehrslage, Grenzen und Nachbargemeinden finden sich in Abb. 2 skizziert. Ferner zeigt der topografische Überblick von Karte Abb. 3, dass die Siedlung aus Oberdorf (im Seitental) und Unterdorf (im Haupttal) besteht, wozu sich die einzelliegenden Höfe Cheidi, Untere Ei, Eichi und der Weiler Oberbützberg gesellen. Die Gemeindefläche macht mit 5,7 km$^2$ jene einer kleinen Mittellandgemeinde aus, vergleichen wir mit Gegensätzen wie Langenthal (14,4 km$^2$) und Gutenburg (0,6 km$^2$).

Seit alters besteht eine vorzügliche Verkehrslage, auch wenn der Bahnanschluss – glücklicherweise – nicht zustande kam. Anderseits – wer kann das zwischen Bern und Basel sonst? – hat der Bleienbacher die Möglichkeit, auf eigenem Boden auf Flugtransport umzusteigen (!). Zur Standortgunst postulieren die Historiker aufgrund der kürzlichen Ausgrabungen, die eine Holzkirche aus dem 8./9. Jahrhundert bezeugen, eine «früh begangene Transitroute» (*Grütter* 1983)[6]. Deren Nachfolgerin ist jene hochmittelalterliche Königsstrasse, die das «Hohlewägli» beim Kirchhof passierte (via regia, *Grosjean*, 1973).[7]

Obwohl also Bleienbach erst im 12. Jahrhundert aktenkundig wird, bestand es als Dorf mit Pfarrkirche bereits 400 Jahre früher. Dies die Aussagen der Archäologie (*Grütter* 1983)[6], die über Bedeutung von Lage und Verkehr festhält: «Bleienbach liegt in einer alten Kulturlandschaft. Zumindest dürfte

*Abb. 1* Bleienbach, Dorf der Rieghäuser. Blick vom Dorfplatz durch die Kirchgasse. Foto Verfasser 1990.

es nach heutiger Fundkenntnis einem ‹antiken oder nachantiken Bezugsdreieck› Langenthal–Herzogenbuchsee–Thörigen zuzuordnen sein. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich bereits in jenen Zeitläufen Ansätze zu Verbindungswegen in der Region herausbildeten. Solche in karolingischer oder ottonischer Zeit benützte Pisten, könnten in der über Burgdorf, Thörigen, Langenthal erreichenden Königsstrasse tradiert sein.»

Wenn Bleienbach 1275 unter dem «Dekanat Roth des Archidiakonats Burgund, Bistum Konstanz» stand, ist dies als Hinweis auf das historische *Grenzland* Oberaargau zu deuten. Denn es stiessen an der Siggern bei Attiswil die Bistümer Lausanne, Basel und Konstanz aneinander. Die alten Römer-

routen – vielleicht war eine solche auch die Königsstrasse, «Kastenstrasse» noch mithin genannt – gehören mit den heutigen Überlandrouten jedenfalls zum *Durchgangsland* im «Oberaargauer Engnis» zwischen Napf und Jura.

Bleienbach wird nach wie vor als Bauerndorf bezeichnet, vom äusseren Bilde seiner vielen schönen Bauernhöfe her – doch in der Landwirtschaft ist kaum mehr ein Sechstel der Erwerbstätigen beschäftigt. Der künftige Weg der Landwirtschaft, dazu die nicht mehr landwirtschaftlich genutzten Bauernhäuser, stellen der gegenwärtigen Ortsplanungs-Revision vordringliche Probleme.

Der Dorfkern der kleinen Gemeinde liegt auf rund 500 m Meereshöhe. Der Flugplatz, dieses Mekka der Flugbegeisterten weit herum, bildet mit 480 m ungefähr die tiefste Stelle. Der höchste Punkt befindet sich in den Buchsibergen, auf 620 m im Rittersgrabewald. Bleienbach hat sein ländliches Leben und Gesicht bewahrt, die Einwohnerzahl schwankt seit Jahrzehnten um 700 und liegt heute bei 670. Bleienbach ist eine selbständige Kirchgemeinde – die kleinste des Oberaargaus – und es besteht auch eine Burgergemeinde.

## *Name und Wappen*

Der Name Bleienbach wird seit *Jahn* (1856)[3] vom Bleichen des Tuches abgeleitet; sowohl bei *Jahn* wie den beiden *v. Mülinen* (1890)[8] sind die folgenden Namenformen verzeichnet (Abb. 4):

1194 Blaichinbach
1267 Bleichenbach
1275 Blaichenbach
1276 Blechunbach
1296 Lütprand «decanus in Bleikenbah».

Fisch und Kleeblatt dürften nach *Herrmann* (1966)[9] die ursprünglichen Bleienbacher Wappenmotive sein, stellen sie doch typische Merkmale des am Bach gelegenen Bauerndorfes dar. Die schwarze Grundeinteilung deutet die Zugehörigkeit zur Landvogtei Aarwangen an (Abb. 5). Demnach liegt ein «sprechendes Wappen» vor, worin sich geografische wie historische Eigenheiten ausdrücken. (Die Burgergemeinde führt dasselbe Wappen, doch mit Krone.) Das Wappen ist in dieser Darstellung seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Über die «Richtigkeit» von Farben und Motivformen gab es manches Hin und Her bis zum Gemeinderatsbeschluss von 1946.

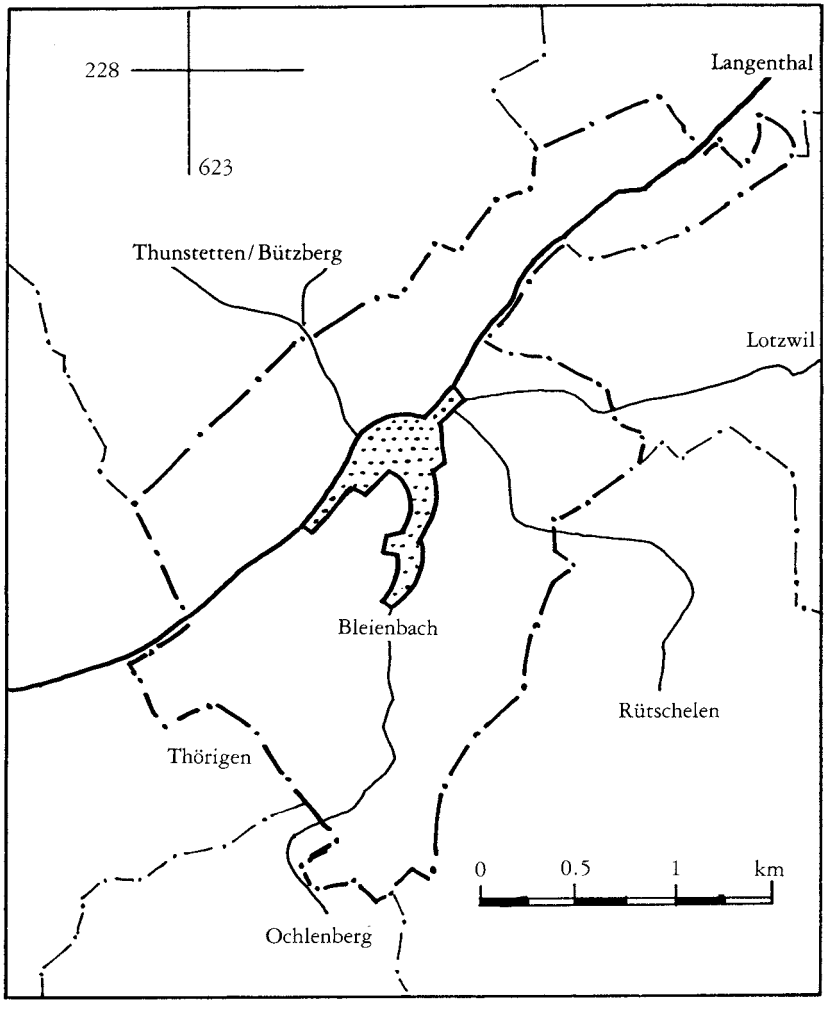



*Abb. 2* Bleienbach, Lageskizze. Dorfkern, Gemeindegrenze, Verbindungsstrassen und Nachbargemeinden.

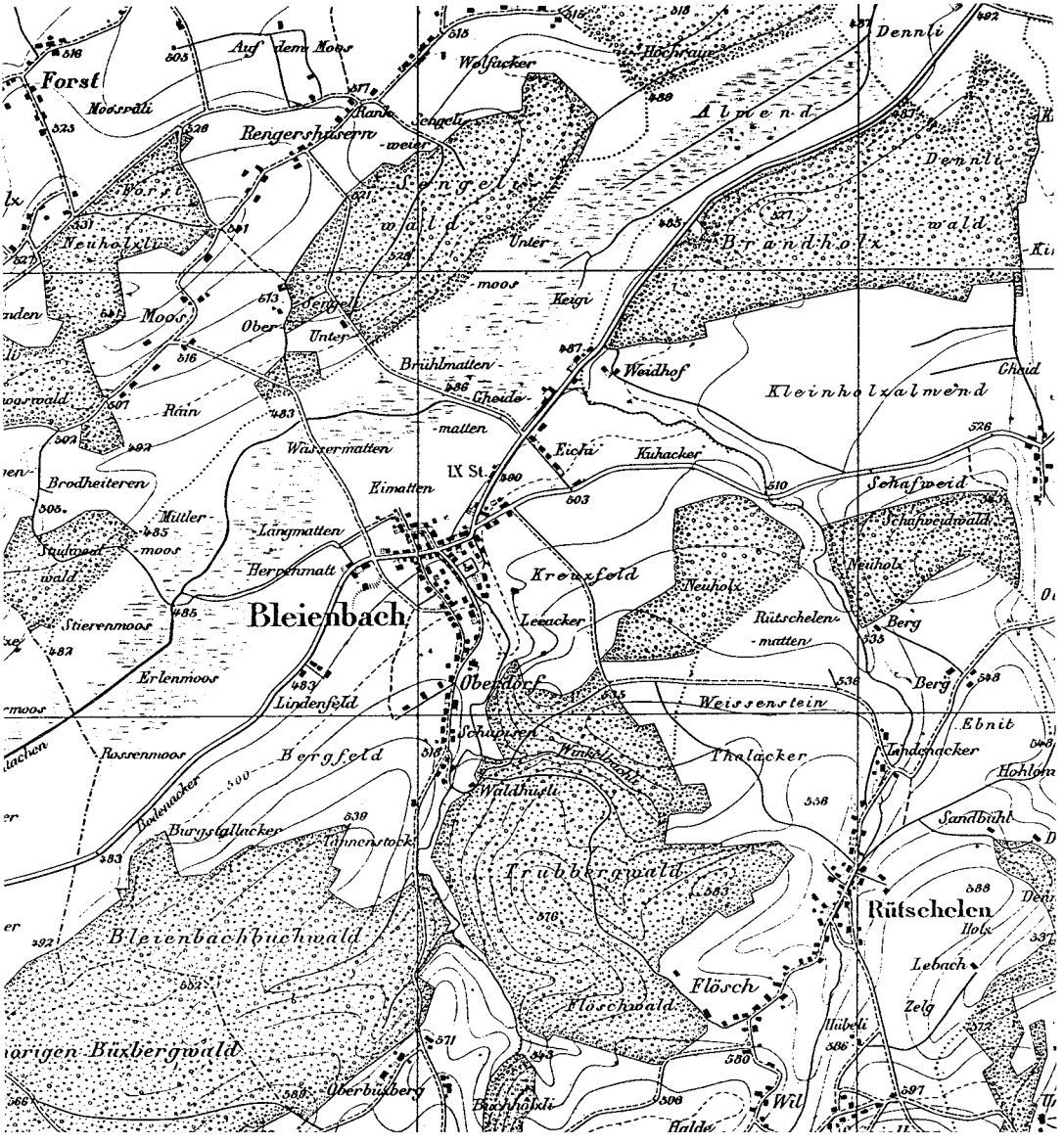



*Abb. 3* Topografischer Überblick anhand des Siegfriedatlas 1: 25 000, Blatt 178, Langenthal (1879) mit zahlreichen landschafts-historischen Hinweisen.

5 Maurer, 12 Holz- und 2 Eisenarbeiter. Eine im Dorf befindliche Getraidemühle wird vom Bleyenbach getrieben, welcher eine halbe Stunde vom Dorfe entspringt und sich unterhalb des Dorfes in die Altachen, ein Zuflüßchen der Oenz, ergießt. Wie der Ortsname älter Bleichenbach und urk. Blaichenbach, Blechenbach, Blaichinbach lautet, so hieß das namengebende Bächlein früher der Bleichenbach, weil, nach der Ortssage, vor alten Zeiten in den daran gelegenen Wiesen eine große Bleiche sich befunden hat. — Vgl. KB. 450 f., wo auch der soa. Burgstall

*Abb. 4* Bleienbachs Namenformen in einem Ausschnitt aus Jahns Berner Chronik von 1856.

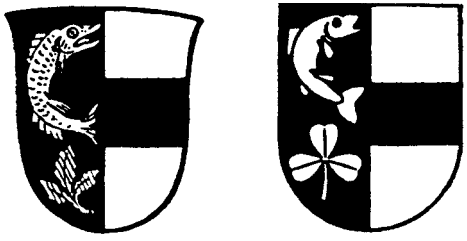


*Abb. 5* Zwei Wappenformen Bleienbachs. Links aus dem «Historisch-biografischen Lexikon der Schweiz» (Neuenburg 1921), rechts die heute offizielle Form.

## *Geologischer Aufbau und Landschaftsformen*

Den Felsuntergrund unserer Gemeinde bilden zur Hauptsache Molassemergel. Sie wurden vor rund 50 Millionen Jahren durch Urflüsse aus den Alpen in riesigen Mittellandseen abgelagert. Da unsere Gegend sich im entferntesten Teil der Schuttfächer befand, konnte hierher nur feines Material transportiert werden, also Schlamm, der in Jahrmillionen verkittet wurde zu Mergel oder Lehm. In Bleienbach handelt es sich um die typischen weitverbreiteten «bunten Mergel» des Aquitans, der *unteren Süsswassermolasse*. Sie ist vom Burgstall bis Häule, Schwerzebach und Eggwald in zahlreichen Hanganrissen und alten Lehmgrüebli aufgeschlossen. Die Molasseschichten unserer juranahen Zone sind zudem während der alpinen Gebirgsbildung in leichte Falten gelegt worden. Auf Gemeindegebiet von Bleienbach fallen die Schichten mit einigen wenigen Graden südwärts ein, also den Alpen zu (siehe Profil Abb. 6).

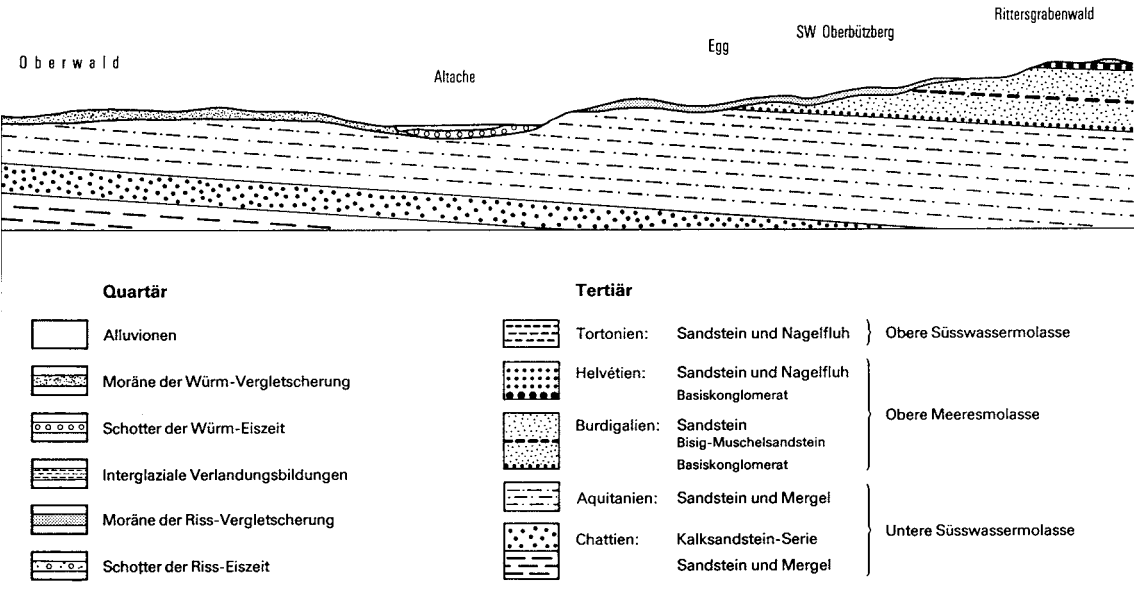



*Abb. 6* Geologisches Profil Thunstetten–Bleienbach–Leimiswil. Aus *Gerber / Wanner,* Basel 1984 (siehe Text).

Die Lehmausbeutung in den unmittelbar benachbarten Gruben von Sängeli und Wischberg förderte als Nebenprodukt eine reiche Zahl und Mannigfalt an Resten von 19 Säugetierarten, so von Nashorn und Tapir. Sodann fanden sich Schildkröten und Abdrücke von Fächerpalmen (*Brönnimann*, 1958)[10]. Es sind beredte Belege dafür, dass bei uns in der frühen Tertiärzeit ein *subtropisches Klima und Leben* herrschte. Das «Sängeli-Nashorn» (Aceratherium) war 1931 der erste unserer Grosssäugerfunde und gleich eine paläontologische Sensation, handelte es sich doch um den ersten Nachweis dieses Tieres in der Schweiz. Als Spezialität: Es ist ein hornloses Nashorn! (Abb. 7)

Nach der Aquitanzeit trat im Mittelland eine *Meersüberflutung* und die Ablagerung von marinem Schutt ein. Daraus entstanden vor allem jene bekannten Sandsteine, die als Berner, Krauchthaler und Bisig-Sandsteine bezeichnet werden. Meeresmolasse beginnt bei uns über den bunten Mergeln im Steilhang gegen die Buchsiberge zu und bildet die Oberteile der Hügel Egg, Truebberg und Schluechtwald. Ehemalige Steinbrüche, heute halbver-

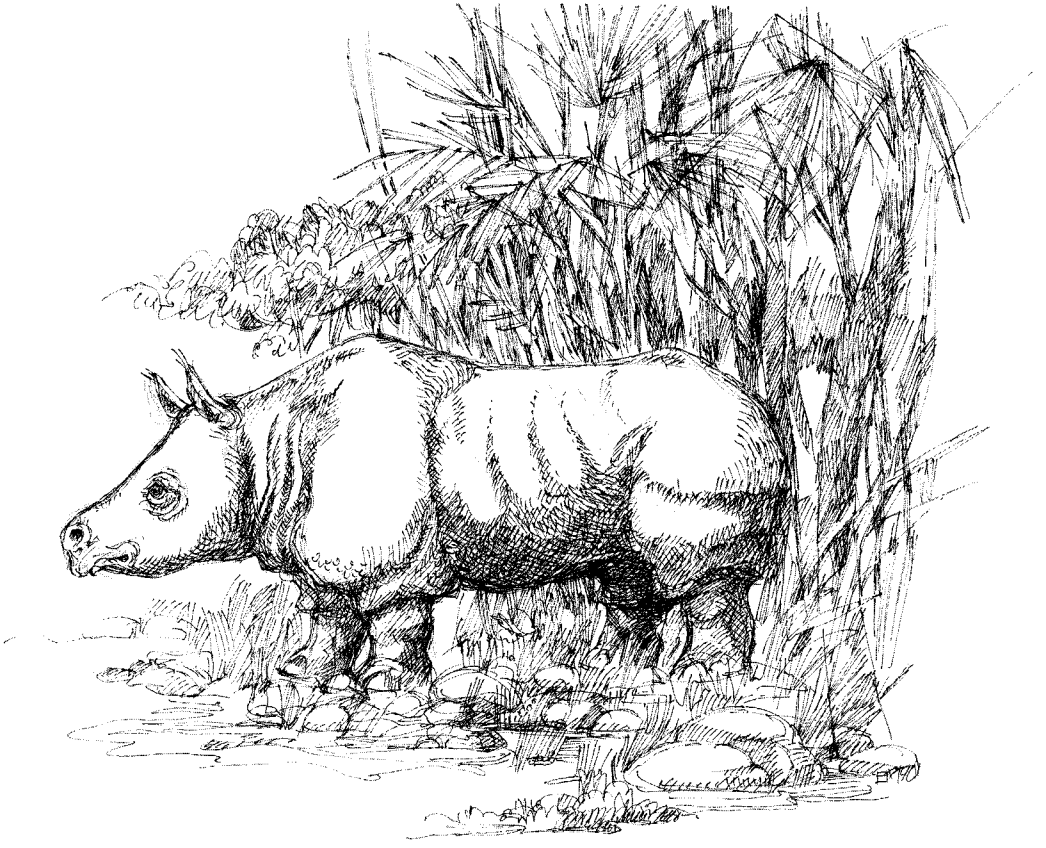


*Abb.* 7 Das «hornlose Nashorn» vom Sängeli (Fund 1931). Rekonstruktions-Zeichnung von Ernst Moser.

wachsene Grüebli, bergen weiterhin Versteinerungen, wie kürzliche Funde von Muscheln und Haifischzähnen beweisen. Sogar Bausteine im Dorf – wie könnte es der Herkunft halber anders sein – lassen die selben «Funde» machen!

Die im Gefolge der Molasseepoche eintretende *Eiszeit* prägte in den wesentlichen Zügen unser heutiges Landschaftsbild. In der grossen oder Riss-Eiszeit überdeckte der Rhonegletscher (in den alpennahen Bereichen vereint mit dem Aaregletscher) das gesamte Mittelland. Kiesablagerungen (Schotter; sogenannte Hochterrasse, z.B. im Burgstall und Eggwald) und die Anlage der

Talung Burgdorf–Langenthal sind Überbleibsel dieses erdgeschichtlichen Phänomens. Wahrscheinlich stellen auch die Muldenstücke von Weihermoos–Schwerzebachloch und von Schluecht–Oberbützberg–Rütschelen risszeitliche Rinnenreste dar.

Die letzte oder Würm-Eiszeit wurde im Oberaargau entscheidend für die Formgebung der Landschaft (Abb. 8). Der Rhonegletscher reichte bis Bützberg, die rechtsseitige Eiszunge soll gemäss den Glaziologen vom Thunstetter Plateau ins Bleienbacher Tal hinunter gelappt haben. Dieses weite Sohlental ist das Erosionswerk mächtiger Gletscherflüsse, die dem Eisstrom entlang von Burgdorf her flossen. Eine solche Talung wird Urstrom- oder Trockental genannt, da es keinem heutigen Flusse seine Entstehung verdankt und kein Fluss mehr wie normal das ganze Tal durchfliesst. Es weist deshalb weder einen namengebenden Fluss noch einen eigentlichen Talnamen auf. Wir nennen es in unserem Falle das *Bleienbacher Trockental*.

Typische Zeichen eines solch fossilen Tals sind Zerschneidungen älterer Talrinnen (wie diejenige von Stauffenbach–Oberönz), die wie Talkreuzungen erscheinen. Zur Trockental-Definition gehören ferner Seitenflüsse, die in diesem Haupttal eine Strecke verbleiben und dann auf der anderen Seite wieder austreten. In ähnlicher Weise kann dies auch, wie im Falle der Oesch oberhalb von Wynigen und der Bleienbacher Altache, in Form eines rückläufigen Abflusses geschehen, denn das Tal ist fast ohne Gefälle. Hangrutsche oder kleine Schuttkegel (wie der des Bleienbachs) genügen, um eine Talwasserscheide und ergo den beidseitigen Bachabfluss im selben Tale zu ermöglichen. Daher der alte Spruch: Die Altache ist der einzige Fluss der Welt, der aufwärts fliesst. Nach der letzten Eiszeit erstreckte sich im Bleienbacher Trockental ein natürlicher Stausee, wohl der längste des Oberaargaus, von Thörigen bis nach Langenthal.

Nördlich des Trockentales ziehen die letzten Moränen als typische glaziale Ablagerungsformen über das Thunstetter Plateau und gehen Bützberg zu in den Endmoränenzirkus über (Abb. 8). Südlich des Trockentals treffen wir, nun schon auf Bleienbacher Gemeindegebiet, auf alle Landformen risseiszeitlicher oder späterer Herkunft: als glaziale Formen zeigen sich Rundhöcker, rundlich geschliffene, in Gletscherrichtung verlaufende ovale Hügel (Burgstall, Eggwald, Egg); fluviale, d.h. durch Flüsse geschaffene Formen finden wir als Kerbtälchen (V-Täler) und Schuttkegelchen.

Zwischen dem Bleienbacher Trockental und den Buchsibergen vollzieht sich der Übergang vom tieferen glazialen zum höheren fluvialen Oberaargau.

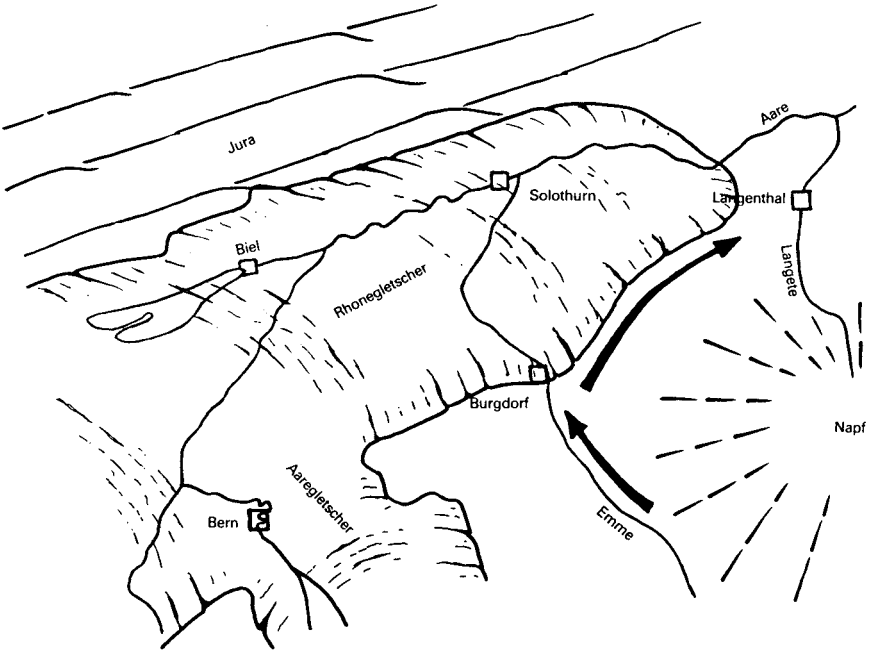



*Abb. 8* Der letzteiszeitliche Rhonegletscher im Oberaargau und die Entstehung des Bleienbacher Trockentals (Pfeile). An der Spitze des Südwest–Nordost verlaufenden Pfeils die ungefähre Örtlichkeit des heutigen Bleienbach.

In dieser Grenzzone sind die häufigen Terrassen und die ersten kleinen Plateaubildungen typische Formen des höheren Oberaargaus.

Wir begnügen uns mir diesen morphologischen Erläuterungen, da im «Jahrbuch Oberaargau» früher schon dazu publiziert wurde (*Brönnimann*, 1958; *Binggeli*, 1962; *Zimmermann*, 1969; *Gerber*, 1978). Ferner sei verwiesen auf die kürzliche Veröffentlichung des Atlasblattes Nr. 1128, Langenthal (Geologischer Atlas 1:25 000, samt Erläuterungen von *E. M. Gerber* und *J. Wanner,* Basel 1984).

## *Klima und Gewässer*

Für Bleienbach bestehen nur einige Jahre an Niederschlagsmessungen. Indessen sind die Werte unferner Stationen wie Langenthal, Madiswil oder

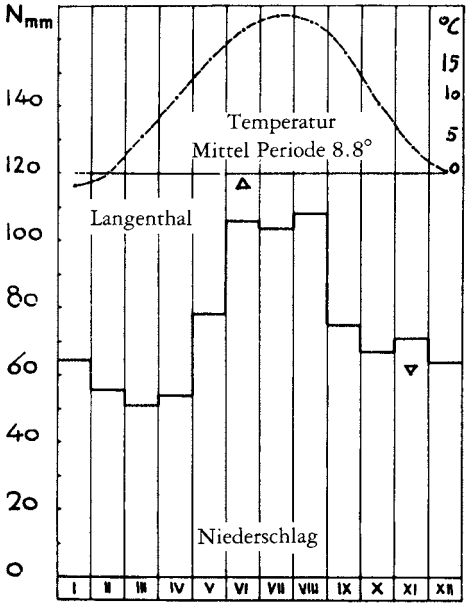



*Abb. 9* Klimadiagramm für Temperatur und Niederschlag, Mittelwerte Langenthal. Mit Dreieck eingetragen höchster und tiefster Monatswert von Bleienbach (Jahre 1985–1989).

Oeschberg SMA auch für unsere Gegend verwendbar, weist sie doch das allgemeine schweizerische *Mittellandklima* auf[11]. Wir verweisen auf früher bearbeitete Perioden[12]. Weiterführende Angaben finden sich in diesen Publikationen, einige Zahlen im «Jahrbuch Oberaargau», Jahrgänge 1968 und 1975.

Eigene Bleienbacher Werte liegen für die monatlichen Niederschlagshöhen der Jahre 1985–1989 vor; die Extremwerte 130 mm (Juni) und 60 mm (November) sind in Abb. 9 mit Dreieck eingetragen. Vergleiche dürfen vorläufig kaum vorgenommen werden, doch eine Grössenordnung ist zumindest ersichtlich. Das gilt ebenso für die nur fünf Jahre mit dem oberen Wert von 122 cm (1986) und dem unteren von 86 cm (1989). Das fünfjährige Jahresmittel des Niederschlags beträgt 110 cm und liegt jedenfalls im Bereich der mittleren Werte langjähriger Reihen des Gebiets (Langenthal: 116 cm; Madiswil 125 cm).

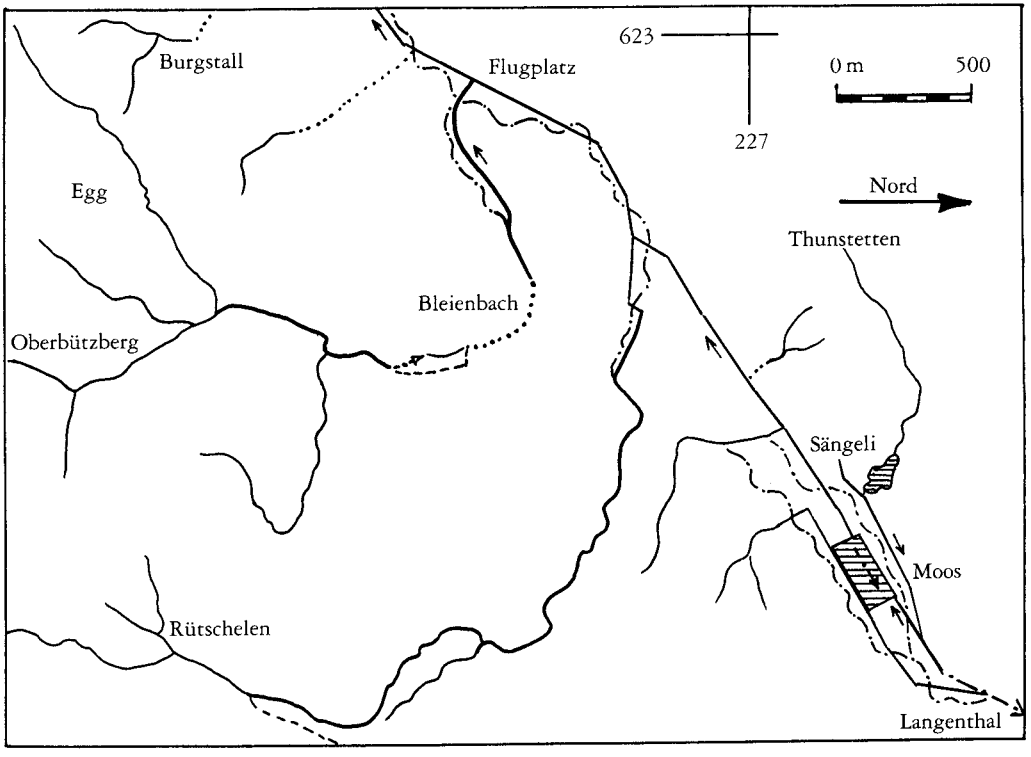



*Abb. 10* Gewässernetz der Gemeinde Bleienbach. Deutliche Verteilung natürlicher und begradigter Gewässer. Strich: heutige Gewässer; strichpunktiert: ehemalige Gewässerverläufe; Pfeil: Abfiussrichtung; gestrichelt: Gewerbe- und Wässerkanäle; punktiert: überdeckte Gewässerstrecke.

Das Gewässernetz der Gemeinde in Abb. 10 zeigt hier die für das Mittelland untergeordnete Längsrichtung Südwest–Nordost als Hauptrichtung: Wie oben beschrieben, ist es der subsequente «Verlauf der randglazialen Rinne Burgdorf–Langenthal (Bleienbacher Trockental). Darein münden die konsequenten Seitenzuflüsse Süd–Nord, im allgemeinen Gefälle des Mittellandes liegend, vorab Dorfbach, Aeschebach und Schwerzebach. Gegen den Dorneggütsch zu beobachten wir im höheren, bereits recht stark zerschnittenen Gelände sozusagen alle Richtungen des Nordsektors.

Die gegenwärtige Ortsplanungsumfrage hat deutlich gemacht, dass man alle Gewässer Bleienbachs «offen und natürlich» zu erhalten wünscht. Einen auffallenden Verlauf zeigt die Altache, die im Rahmen der Meliorationen von 1890 bis 1920 begradigt und tiefergelegt wurde. Im Trockental erfolgte durch die Flusskorrekturen eine doppelte anthropogene Flussumkehr: Zum ersten leitete man anlässlich der Entsumpfung 1918–1923 die früher im «Moosgraben» der Langete zu entwässerte untere Bleienbacher Allmend im «Schalenkanal» altachenwärts um. In den 1960er Jahren wurden – durch einfaches Einlegen eines Staubretts in den Moosgraben – die Abflüsse beider Seeli, auch des Thunstetter Sängeli, zur Altache hin «aufwärts» umgeleitet. Die Entwässerung des ganzen auf Bleienbacher Gemeindegebiet gelegenen Trockentals geschieht heute also via *Altache* und *Oenz* in die Aare.

Dazu äussert sich *J. Ammann* im «Wanderbild» von 1895 so lapidar wie treffend: «Der Aare führen die Oenz samt der Altache, die Langete und die Roth ihre bescheidenen Gewässer zu.»[4] Und humorvoll weist er auf die gelegentlichen Wassergrössen dieser Flüsschen hin (wobei die Langete-Hochwasser eine besondere Stellung einnehmen): «Nur zur Seltenheit schädigt ein momentan aufgeregtes Flüsschen Wohnungen und Ackerland.»[4]

Neben zahlreichen privaten Quellzuleitungen besteht in Bleienbach eine *Gemeinde-Wasserversorgung*. Sie bezieht in zweifacher Sicherung sowohl Quellwasser aus den Hängen östlich von Oberbützberg wie auch Grundwasser, dies im Pumpwerk Untere Ei aus dem mächtigen Grundwasserstrom des Trokkentals. Dessen fassungstechnische Spezialität, eine Wassertrübung durch Eisen-Mangan-Ausfällung bei starkem Pumpbetrieb, haben wir früher beschrieben (Verfasser, 1974).[11]

Schliesslich seien erwähnt die beiden stehenden Gewässer des Gebiets, die kleinen, von Menschenhand geschaffenen Moossee und Sängelisee (Thunstetten). Der nacheiszeitliche Bleienbacher See war längst verlandet, als im 18. Jahrhundert und zur Zeit des Ersten Weltkriegs Torfstiche ein neues Seelein entstehen liessen (*Sollberger*, 1987)[13]. Im «Bleienbacher Moos» – Teil der alten Dorfallmend – blieb eine naturnahe liebliche Restlandschaft erhalten, heute sowohl kantonales Naturschutzgebiet wie beliebte Naherholungslandschaft (Abb. 11).

Jahrbuch des Oberaargaus, Bd. 33 (1990)

*Abb. 11* Bleienbacher Moos oder Allmend. Das «Turbeseeli» als idyllisches «Restareal» der Torfausbeutung um 1920, heute Kantonales Naturschutzgebiet.

## *Siedlung*

In Bleienbach gibt es einige Hinweise auf kelto-römische und frühalemannische Siedler – vielleicht Durchzügler –, doch stehen sie vereinzelt und somit ungesichert da: In Oberbützberg befindet sich ein keltischer Grabhügel; im Burgstall liegt das Erdwerk oder Refugium (Fliehburg), das kürzlich ins ausgehende Frühmittelalter datiert wurde (*Grütter*, 1983)[6].

Dagegen haben die kürzlichen Ausgrabungen in der Kirche ergeben, dass bereits im 8./9. Jahrhundert ein alemannisches Dorf bestand. Die Namenschicht auf -ingen, die der alemannischen Wanderzeit entspricht, ist hier nicht vertreten; Thörigen ist ein falscher Ingen-Name, er hat eher mit «Thöri», «Thörine» zu tun. Trotz der auf spätere Besiedlungsphasen weisenden Landschaftsbezeichnung der Gruppe -Bach/-Berg gehört Bleienbach zur oberaargauischen *Wil-Namen-Landschaft*. Denken wir an die umliegenden Gemeinden Lotzwil, Madiswil, Leimiswil, Riedtwil. Bleienbach liegt hart oder wenig über der Grenze der frühen Ingen-Zone; als Fingerzeig dient das unweite Bollodingen, in bezeichnender Weise bereits gegen das von den frühalemannischen Siedlern bevorzugte Flachland der Aare geöffnet.

Was erweiterte Darstellungen von historischen Besiedlungswellen und Siedlungsgrenzen betrifft, vor allem jener der «Dörfer» und «Höfe», sei auf *Walser* (1900)[14] verwiesen, ferner auf *Zinsli, Glattbard* und *Ramseyer* (1976)[15], *Flatt* (1969 und 1971)[16] und *Binggeli* (1983).[2]

Während das versumpfte Moos-Trockental siedlungsfeindlich war, zog das Tälchen von Oberbützberg herab die «ersten Bleienbacher» an. Insbesondere lag die verkehrsoffene Mündungsstelle und darin ein Delta vor, wenn auch nur flach, so doch mit «festem Boden» und genug abgehoben vom Moosland. Auch die Höfe der unteren Ei machten sich ein Delta zunutze, das des Schwerzebachs (Abb. 12).

Aus dem Mündungsdorf entwickelte sich der siedlungsgeografische Formtyp eines zweifachen Strassendorfes mit T-Grundriss: dem Tragbalken entspricht das bäuerliche Oberdorf, dem Querbalken des T das Unterdorf, am Verkehr gelegen, mit eher gewerblichem Charakter. Angepasst an das Kreissegment des Schuttfächers erhielt der untere Siedlungsteil eine rundliche «Kopfform», so dass wir vom Formtypus eines «Rossnageldorfes» sprechen. (Vergleiche das Bild der Kaulquappe mit Abb. 12 und 13.)

Darin sind sich die Bleienbacher einig: Zum schönen Dorfbild muss Sorge getragen werden. Es beeindruckt durch die Einheitlichkeit seiner Rieg-

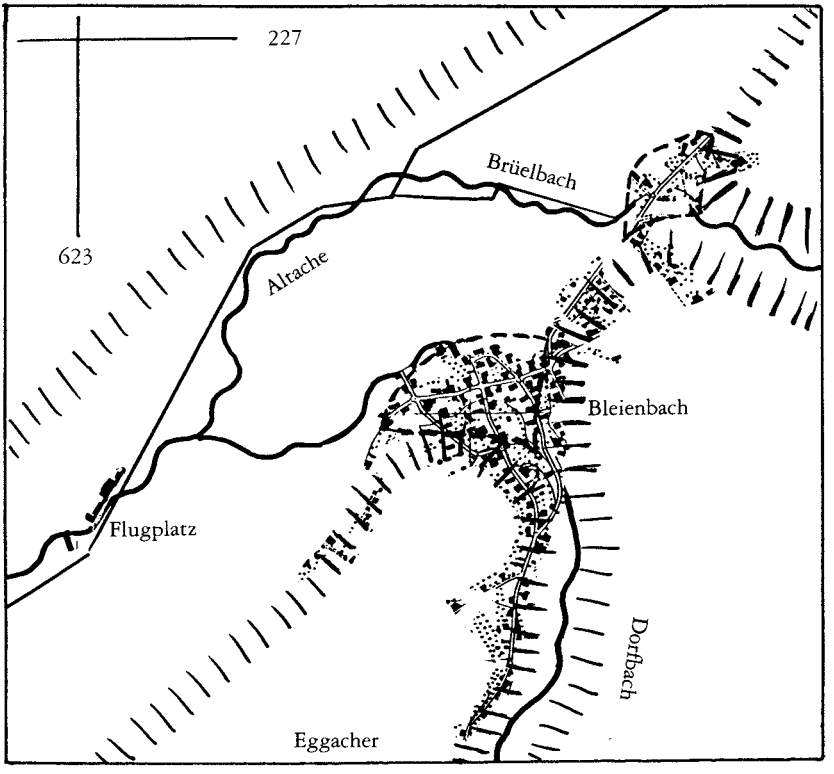



*Abb. 12* Bleienbach. Vereinfachte Lageskizze zur Besiedlung. Schuttkegel am Ausgang der Seirentäler ins Bleienbacher Trockental; ursprüngliche Bachverläufe (Korrekrionen der Altache). Eingepasst, angenähert die heurige Siedlung.

bauten. Bleienbach ist ein ausgeprägtes Rieghaus-Dorf. Die Harmonie geht indessen auf einen katastrophalen Markstein der Dorfgeschichte zurück: Der Dorfbrand von 1826 legte 32 Wohnhäuser in Schutt und Asche – die Neubauten erfolgten der Not gehorchend in einem gemeinschaftlichen Werk und Stil (Abb. 1, 17). Als schöne Riegbeispiele seien herausgegriffen die beiden Gasthöfe Waage und Kreuz, ferner die Häuser Spring, Herzig und Dennler mit ihren Details an Zimmermannskunst.

*Abb. 13* Bleienbach. Schrägflugbild aus Südwesten. Siedlungstyp mit T-Grundriss, entwickelt zum «Rossnagel-Dorf»: Links das Unterdorf als Kopf, rechts das Oberdorf mit doppeltem Schwanz (Strassensiedlungen). Aufnahme Aerophoto vom 11. Juli 1983.

Der Brand scheint einerseits alle hölzernen Speicher zerstört und anderseits den Bau von Stöckli verhindert zu haben. Bleienbach ist das Dorf ohne Speicher und Stöckli, jene typischen Hauptnebengebäude der Berner Bauernhöfe.

*Landwirtschaft – Landschaft – Erholung*

Diese Begriffsreihe hat die gegenwärtige Ortsplanungsphase in Bleienbach erstellt, so dass wir hier derart vorgehen wollen. Einmal ist in der Tat die Landwirtschaft noch immer der «tonangebende» Berufszweig des Dorfes –

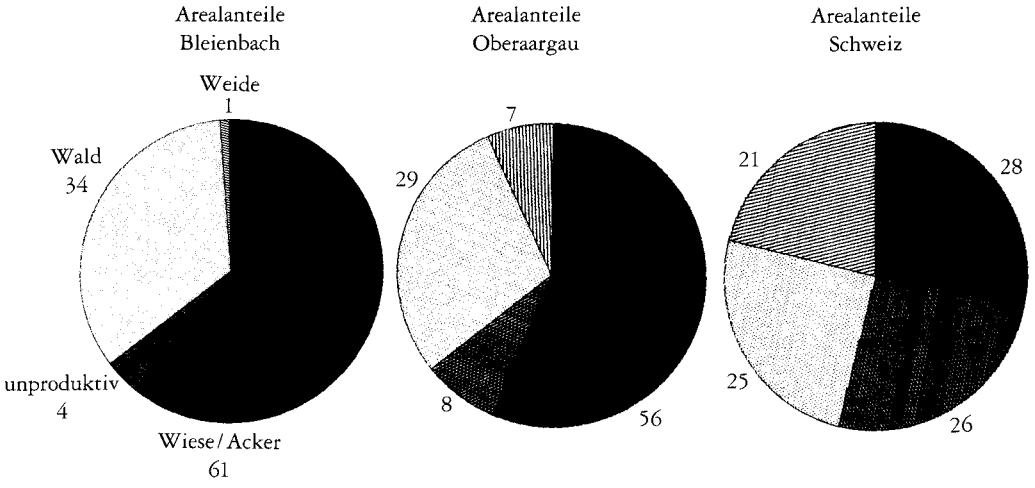



*Abb. 14* Arealstatistik. Bleienbach als Bauerndorf der Ackerbauzone mit geringem unproduktivem Anteil und recht grosser Waldfläche. Vergleiche mir den oberaargauischen und schweizerischen Verhältnissen.

allerdings mit heute 18,2% der Erwerbstätigen zum tiefsten Anteil degradiert (Abb. 15) –, sicher jedoch bestimmt sie nach wie vor den Dorfcharakter. Denn der einzige Industriebetrieb liegt – ob glücklicher Umstand oder planerische Wohltat, bleibe dahingestellt – weit ausserhalb des Dorfes beim Flugplatz. Zum anderen bestehen innerhalb der drei Bereiche enge Wechselbeziehungen, die gerade in der geografischen, d.h. räumlichen Betrachtungsweise sich ausprägen.

Heute fühlt sich nicht selten der Bauer zwischen Landschaftsschutz und Erholungsanliegen in die Defensive gedrängt. Er reagiert entsprechend auf anscheinende Bedrängung oder legt sie bald einmal als Beeinträchtigung dar, und zwar verständlicherweise. Anderseits wissen wir Oekologen um die Sünden der auf Intensität und Spezialisierung ausgerichteten Landwirtschaftspolitik. Glücklicherweise gilt dies im Falle Bleienbachs nicht, doch Ansätze sind natürlich auch hier vorhanden. Dass in Bleienbach noch eine «normale», d.h. einigermassen umweltverträgliche Landwirtschaft besteht, ist vor allem dem Umstand relativ kleiner und familiär geführter Betriebe zu verdanken. (Was kommt da mit dem «Europäischen Wirtschaftsraum» EWR auf uns zu?)

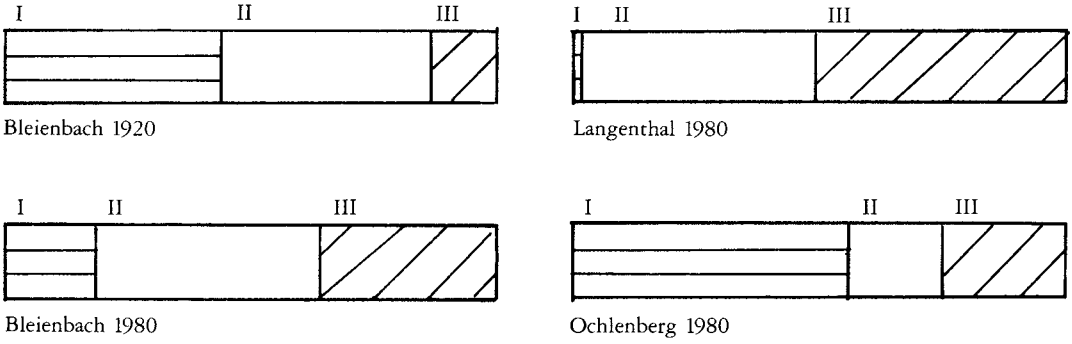



*Abb. 15* Wirtschaftssektoren (Erwerbstätige). Die Entwicklung Bleienbachs zwischen 1920 (ungefähre Angaben nach *Schedler*; 1925) und 1980. Vergleiche mit dem Industrie- und Dienstleistungsort Langenthal und der Hügelgemeinde Ochlenberg.

Unsere Bauernsame ist empfindlich gegenüber jenen Erholungssuchenden, die wohl die bäuerliche Landschaftspflege mitnutzen, die aber den «Landschaftsgärtner» – dies im durchaus positiven Sinne des Wortes gemeint – nicht entsprechend unterstützen. Die nötige Rücksicht der «Erholer» auf Kulturen und landwirtschaftliche Einrichtungen ist unabdingbare Grundlage von gegenseitiger Zusammenarbeit und von Verständnis. Schliesslich gilt für beide Seiten eine «Ehrfurcht vor der Landschaft» (in Anlehnung an *Albert Schweitzer* formuliert)[17], die über alle Interessen hinweg ein allgemein menschliches Gesetz darstellt.

Die leicht rückläufige *Bevölkerungsentwicklung* der Gemeinde Bleienbach spiegelt die geringe Industrialisierung wieder, was auch für das räumliche Wachstum gilt. Unkontrollierbare Zahlen werden für 1760 (660 Einwohner) und 1818 (600 Einwohner) genannt. Sodann folgen die offiziellen Zählungsergebnisse in Dreissig-Jahr-Schritten:

1850 1024 Einwohner
1880 907 Einwohner
1910 785 Einwohner
1941 714 Einwohner
1970 703 Einwohner

Mitte 1990 waren auf der Gemeindeschreiberei 670 Einwohner registriert. Die *Volksdichte* ist mit 110 Einwohnern pro Quadratkilometer die-

jenige einer bäuerlichen Hügelgemeinde des Mittellandes (Langenthal: 1000; Lotzwil: 350; Ochlenberg: 60; Kanton Bern: 130). Für die Arealverteilung gilt die selbe Typisierung einer Gemeinde an der Grenze vom tieferen zum höheren Mittelland (Abb. 14).

*Erwerbstätige 1980, Prozentzahlen der Gemeinden*

| | Sektor I Landwirtschaft | Sektor II Gewerbe Industrie | Sektor III Dienstleistungen |
|---|---|---|---|
| Bleienbach 1920 | 44 | 43 | 13 |
| Bleienbach 1980 | 18 | 46 | 36 |
| Langenthal 1980 | 1 | 48 | 51 |
| Ochlenberg 1980 | 56 | 19 | 25 |

Die Zahlen von «Bleienbach 1920» stammen aus *Schedler* (1924)[18] und sind als ungefähre Grössen zu betrachten. Was die drei *Wirtschafts- oder Erwerbssektoren* betrifft, haben wir bereits auf die recht gering gewordene Zahl von Bauern hingewiesen, ebenso auf den beachtlichen Anteil an Beschäftigten in Industrie und Gewerbe (Abb. 15). Der letztere hat sich seit 1920 erstaunlich wenig verändert, entspricht übrigens auch demjenigen von Langenthal, wobei diesbezüglich vor allem die Unterschiede im 1. Sektor verglichen werden dürfen.

Das einzige Industrieunternehmen der Gemeinde baut Präzisionsmaschinen für die Druckindustrie und beschäftigt 220 Angestellte. Ein guter Teil der 300 Berufstätigen Bleienbachs sind Pendler zu den Betrieben von Langenthal, Herzogenbuchsee und Bern.

## *Volkstum*

Die Volkskunst als schönste Äusserung der volkstümlichen Kultur wird in ländlichen Gebieten vor allem in Form von Hausverzierungen sichtbar. Für Bleienbach ist dabei gleich ein Vorbehalt angebracht. Andernorts stellen sich die Speicher – Gotthelfs «Schatzkästlein» des Bauern – in besonderem Reich-

tum an Spruch-, Schnitz- und Malzier dar, bei uns fehlen die Speicher. Sehr selten ist auch Malerei an Bauernhäusern. Beides führen wir auf die Notzeit des grossen Dorfbrandes von 1826 zurück. Da war ein Dach über dem Kopf erstes Bedürfnis, da war keine Zeit der Zierde.

Eine andere «öffentliche», also allen zugängliche Volkskunst aber ist in Bleienbach reich vertreten, die Hauskunst des Zimmermanns (Abb. 17). Nach jenem Brande erfolgte unverzüglich ein gemeinschaftlicher Neuaufbau, dem die schöne Einheitlichkeit des *Rieghaus-Dorfes* zu verdanken ist: Hervorzuheben sind harmonische Proportionen von Dächern, Wänden, Fensterreihen und Lauben, je einzeln unter sich wie auch im Zusammenspiel. Die Hell-Dunkel-Bilder der Riegwerke stellen die augenscheinliche und wohlgefällige Dorfkunst Bleienbachs dar. Sie wird malerisch ergänzt durch alle Rottöne der Geranien (Abb. 16).

Viel schwieriger als Dorf und Haus und Blumen sind ihre Menschen zu schildern. Wobei gerade Blumen als Spiegel ihrer Pflegerinnen angenommen werden dürfen. In der Darstellung des Volkscharakters waren die alten Wanderbuchschreiber ungleich wagemutiger als wir Heutigen, ihre Porträtierung, fast durchwegs recht idealisiert, seltener ironisiert, wollen wir uns nicht entgehen lassen. Beginnen wir mit Pfr. *Schedler*[18], der die Bleienbacher als «lebhaftes, aufgewecktes Völklein» beschrieb, ein zeitgemässes Vorschusslob. «Sie wissen sich zu wehren», wird er gleich konkreter, wobei vielleicht bereits ein kritischer Ton mitschwingt, den wir dann offen bei *Jahn*[3] erfahren, auch wenn er das Urteil anderen überlässt, d.h. in die Vergangenheit versetzt: «Die Bleienbacher galten früher als unrichtig und wild.»

Wir müssen annehmen, «unrichtig» komme unaufrichtig nahe. Wem aber wird Schläue und unaufrichtiges Handeln sozusagen als Vorurteil zugedacht? Doch wohl eben dem Händler. Und in der Tat bezeichnet Pfr. *Ammann*[4] 1895 im «Wanderbild» Bleienbach kurz und bündig «das einstige Viehhändlerdorf».

Das «wild» bei *Jahn* deuten wir in Richtung eines unbotmässigen, rebellischen Wesens, das aus städtischer Sicht dem Mannenvolk vom Land ebenfalls fast vorausgesagt wurde. Es mag auch Hinweis sein auf die bekannten Umfelder von Kiltgang und Kilbi – jedenfalls auf jedes Feld, wo Mädchen im Spiele waren und folgerichtig ein wildes «Schleg gä», vor allem an «Auswärtige», nicht selten vorkam.

Anders drückt sich der nachbarliche Pfarrer von Lotzwil aus[4]: «Die Bleienbacher sind ein rühriges, fleissiges, lebhaftes Völklein, resolut und keck und

*Abb. 16* Im Dorfkern von Bleienbach, Blick von der Kirche gegen den Dorfplatz. Foto Verfasser 1990.

nehmen kein Blatt vor den Mund. Sie haben ihre Eigenart, gleichsam eine besondere Nationalität, so dass man den richtigen Bleienbacher gleich erkennt. Im ganzen Oberaargau gibt es keine Gemeinde, wo die Bewohner einen so gleichartigen und einheitlichen Typus haben und ein homogenes Ganzes bilden.» Diese auffallende Charakteristik eines besonderen Bleienbacher Volksschlags sollte noch Gegenstand tieferer psychologisch-ethnologischer Ergründung werden. Was könnte einem homogenen Ganzen den Zusammenhalt verliehen haben? Vielleicht eine obgenannte aufmüpfige, wehrhafte bis streitlustige oder gar händelsüchtige Wesensart der eher ju-

gendlichen Bleienbacher? – Schlichter ist die Eigendarstellung eines Schülers: «Die Bleienbacher sind gemütliche, gesellige Leute. Fast alle machen in einem Verein oder einer Behörde mit, und alle duzen sich.»

Aus dem *Brauchtum* wollen wir zwei Beispiele herausgreifen, das eine, sportlicher Natur und typisch bernisch, dürfte im Hornussen vorliegen, das andere ist jene unbernische *Fasnacht*[19], die nur im Oberaargau, dem Grenzland gegen die katholischen Solothurner und Luzerner, seit alters und ernsthaft begangen wird. Bleienbach stellt an die Langenthaler Fasnacht jedes Jahr eine eigene Guggemusig, gespiesen von der Dorfmusik.

Im *Hornussen* haben die Bleienbacher manch gefürchteten Schläger gestellt. Laut Pfarrer *Schedler*[18] hat sich Gotthelf wie folgt mit diesem Volkssport befasst: «Draussen auf einer weiten Matte ordneten sich die Parteien zum Spiele, das hundertmal schöner und tausendmal nationaler ist als das fratzenhafte Komödienspielen, das den Leib nicht übt, an dem die Seele nicht wohl lebt, das eine leidige Nachahmung ist und Gelegenheiten zum Faulenzen oder Hudeln gibt. Das Hurnussen ist eine Art Ballspiel, welches im Frühjahr und im Herbst im Kanton Bern auf Wiesen und Äckern, wo nichts zu verderben ist, gespielt wird, an dem Knaben und Greise teilnehmen. Es ist wohl nicht bald ein Spiel, welches Kraft und Gelenkigkeit, Hand, Auge und Fuss so sehr in Anspruch nimmt, als das Hurnussen. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien: Die eine hat den Hurnuss zu schlagen, die andere ihn aufzufangen.»

Echte Bleienbacher sprechen noch fast ein unverfälschtes *Oberaargauer Berndeutsch*. Wir geben ein Beispiel anhand von Erinnerungen an Elise Steiger, die Däfelimohre, wie sie bei den bösen Buben hiess. Es sei auch eine Art von Wiedergutmachung. Im Alter wurde die Frau meisterhaft porträtiert von Gottfried Herzig (Abb. 18).[21]

*Vo der Däfelimohre*. D Elise Steiger (1859–1935) isch im erschte Drittel vo üsem Johrhundert e bekannti Figur gsi z Bleibech u ou z Langetu. Dä chli wüescht Übername hei ere d Langedauer Giele aghänkt gha, erbarmigslos wie Ching chö sii, ohni witer z dänke a Armuet un es schwärs Lääbe. Der wohlwärt Dorfname «Zigaremachere» het me nume z Bleibech gchennt, u dört het niemer angers gseit. Däfeli si bi üüs das, was witer obe Täfeli heisst, guet bärnisch Nidle-Bongbong, als Burscht üsers Lieblingsschläckzüg.

D Elise het also Nidledäfeli gmacht u verchouft. Ou diversi Gmüeser us em grosse Pflanzblätz im Holderacher hinge si mitcho all Langetu-Ziischti, wie me gseit het für e Märitdag im grosse Dorf unge. Gmües u Däfeli het sie

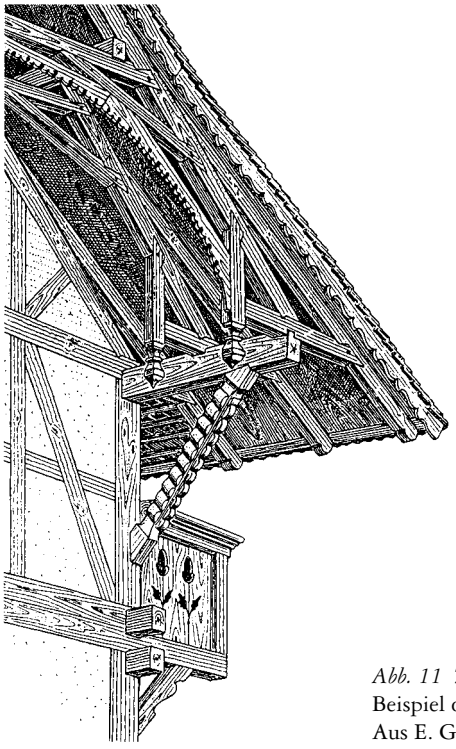


*Abb. 11* Zimmermanns-Kunst am Rieghaus. Beispiel ohne die Bretterverschalung der Ründi. Aus E. Gladbach, 1893.

i ihres usdienete grossrederige Chindswäägeli verstouet – so eis, wie me se hüt wieder het u sech dermit wie modern vorchunnt.

So isch es de Langetu zue, u dort si äbe die böse Buebe gsi. Das kurlige Gschpann het z luege u z lafere gää. Das Chorbwäägeli, die alti schwarzi Frou mit der chiischterige Schtimm, u ou afe chli verhüürschet. Gleitig einisch het es frächs Muu da Name Däfelimohre erfunge gha un ere nohbrüelet. Daas het se aube gruusig i d Sätz gjagt. Natürli het sie nie eim vo dene Süigiele nohmöge, uf ihrne Spatzescheichli u i ihrem länge schwarze Chleidergschlaber.

D Bleibechstross isch denn no e Naturstross gsi mit Juradräck, also Steinlilätt vom Bärg ääne. U Rossfuehrwärch si vüu gfahre so am e Langetu-Ziischti. D Zigaremachere het s aube ganz übermählet u d Däfeli ou. So het

*Abb. 18* Elise Steiger-Born 1859–1935. Kohlezeichnung von Gottfried Herzig, Bleienbach.

me re de nohgseit, im Dennli obe schläck sie die Däfeli no suber ab, dass sie schön düiji glänze vor em Choufhüsli. U bim Heifahre heig sie aube no chli grossmischtelet – i das Däfeliwäägeli, wo ietz jo läär isch gsi. Item, sig s wie s wöll. Ob s genau eso isch gsi, wett i gar nid schwööre. Sicher isch emu: es het nie niemerem nüt doo.

Auch die Zigaremachere sei eingereiht, wenn wir bedeutende Persönlichkeiten aus dem Bleienbacher und weiteren öffentlichen Leben erwähnen. Im «Jahrbuch Oberaargau» erschienen Lebensbilder über *Johann Bützberger* (1820–1886), von *Kasser* als den «bedeutendsten Oberaargauer des letzten Jahrhunderts» bezeichnet, dann über *Ernst Binggeli* (1904–1985), den Förde-

rer der Gesangskultur im Oberaargau. Auf eine verdiente Würdigung warten der Maler *Gottfried Herzig* (1870–1921), den Maria Waser persönlich förderte, und *Jakob Gygax* (1810–1896)[20], einfach «der Grossrath» genannt, «ein ebenso intelligenter wie biederer Mann», wie Pfarrer *Ammann* im «Wanderbild» von 1895 schreibt.

Heute ist am Werk der Dorfkultur eine ganze Reihe rühriger Vereine, im Winter mit Theater, schönen Trachtenfrauen, Jodelliedern und selbstverständlich mit Tanz. Da ist fast das ganze Dorf vereint, und rote Köpfe, Hiebe und Blätze setzt es kaum mehr ab unter den «wilden Bleienbachern».

Rückschlüsse auf Gemeinsinn und Dorfgeist erlaubt die kürzliche Umfrage zur Ortsplanung, vor allem auch als Ausblick in die Zukunft gedacht. Was hält man von seinem Dorf und was wünscht man für die nächste Generation (Zitate): Bleienbach ist ein wohnliches Dorf. – In die Planung müssen umweltfreundliche, weitsichtige Fachleute beigezogen werden. – Der Dorfverein soll mitarbeiten an der Pflege von Orts- und Landschaftsbild. – Wir müssen Sorge tragen zu unserem schönen Dorf. – Oberbützberg soll bleiben wie es ist. – Keine grossen Überbauungen mehr. – Man muss ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Ansprüchen suchen. – Die Radwege sind dringend zu realisieren. – Auf allen Nebenstrassen Tempo 30. – Der Dorfkern gefällt mir. Er soll bleiben wie er ist. Es hat schöne Riegelhäuser, Hofstätten und viel Blumen. – Man hat noch das Gefühl, auf dem Land zu wohnen. – Die Umgebung von Bleienbach gefällt mir. Alle Bäche sollen offen bleiben, die Hecken und die grossen Eichen sind zu erhalten.

*Anmerkungen*

1 K. H. Flatt 1969: Die Errichtung der bernischen Landeshoheit über den Oberaargau. Sonderband I zum «Jahrbuch Oberaargau».
2 V. Binggeli 1983: Geografie des Oberaargaus. Sonderband III zum «Jahrbuch Oberaargau».
3 A. Jahn 1856: Chronik des Kantons Bern alten Theils. Bern.
4 Wanderbild für Oberaargau und Unteremmenthal. Textverfasser: Pfr. J. Ammann. Zürich.
5 F. Sollberger 1990: Materialien zur Ortsgeschichte von Bleienbach. Manus.
6 H. Grütter 1983: Mutmassungen zum vorurkundlichen Bleienbach. JbO (ferner Zeitungsartikel).
7 G. Grosjean 1973: Planungsatlas des Kantons Bern III.
8 E. und W. v. Mülinen 1890: Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern. Band Oberaargau. Bern.

9 S. Herrmann 1966: Die Wappen des Amtes Aarwangen. JbO.
10 F. Brönnimann 1958: Aus der Urwelt des Oberaargaus. JbO.
11 V. Binggeli 1974: Hydrologische Studien im zentralen schweizerischen Alpenvorland, insbesondere im Gebiet der Längeren. Beitrag zur Geologie der Schweiz/Hydrologie Nr. 22. Bern.
12 Chr. Leibundgut 1976: Zum Wasserhaushalt des Oberaargaus. Beitrag zur Geologie der Schweiz/Hydrologie Nr. 23. Bern.
13 F. Sollberger 1987: Die Torfausbeutung im Bleienbacher Moos. JbO.
14 H. Walser 1900: Dörfer und Einzelhöfe zwischen Napf und Jura. Neujahrsblatt der Lit. Ges. Bern.
15 P. Zinsli, P. Glatthard, R. Ramseyer 1976: Ortsnamensbuch des Kantons Bern. Band 1/1. Bern.
16 K. H. Flatt 1967, 1971: Der Oberaargau im Frühmittelalter. JbO.
17 A. Schweitzer 1923: Kulturphilosophie. München.
18 R. Schedler 1925: Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental. Bern.
19 W. Wellauer 1961–1964, 1966: Volkskundliche Beiträge über den Oberaargau. JbO.
20 E. Friedli 1925: Bärndütsch. Band Aarwangen. Bern.
21 Für die Reproduktionserlaubnis sind wir zu bestem Dank verpflichtet Greti Bützberger im «Kreuz», Bleienbach.

# BÄUERLICHE BAUTEN IM WANDEL DER ZEIT

## Auf den Spuren von Carl Rechsteiner

CHRISTOPH GEISER

Es ist eine Binsenwahrheit, wir leben in einer schnellebigen Zeit. Vom steten Wandel des Menschen, seiner Denkart und seiner Weltanschauung sind vor allem auch seine Erzeugnisse, darunter Bauwerke und im besonderen Häuser betroffen. Das Haus als engste Heimat des Menschen nimmt in unserem kulturellen Umfeld und den gegebenen klimatischen Verhältnissen einen wichtigen Platz ein. Unser ganzes Leben spielt sich in den Häusern und darum herum ab. Aufenthaltsort, Wohnort, Arbeitsplatz, Schutz vor Kälte, Nässe, Hitze, Wind; aber auch Repräsentations- und Schmuckwerk: Viele Aufgaben hat ein Haus zu erfüllen. Somit ist es auch verständlich, dass den Häusern viel Aufmerksamkeit geschenkt wird. Immer wieder galt auch den Bauernhäusern des Bernbietes die Bewunderung der Fachleute wie der Besucher, gerade auch solcher aus der Stadt.

Die Situation in und um das Berner-Heimet ist zwar längst nicht mehr so rosig und friedlich, wie sie Maria Waser in ihrem «Land unter Sternen» beschreibt. Trotzdem ist die Schönheit von Haus, Hof und intakter Siedlung auch heute noch ein beeindruckender Anblick.

### *Carl Rechteiner (1903–1976)*

Carl Rechsteiner, geboren in Speicher AR, lebte von 1943 bis 1966 im Oberaargau. Er war gelernter Heizungszeichner und arbeitete in den Textil-Werken Roggwil als Betriebstechniker; er wohnte mit seiner Familie in Roggwil, später in Wynau. Carl Rechsteiner lebte in einer Zeit, die den alten Häusern nicht gut gesinnt war. Er musste mit ansehen, wie viele unwiederbringliche Werte nach und nach verschwanden. Und daraus erwuchs seine Leidenschaft, typische Häuser wenigstens in Zeichnungen zu erhalten. In seiner Freizeit unternahm er weite Streifzüge durch den Oberaargau, und daraus resultierte eine Fülle von Zeichnungen seiner Wahlheimat. Im Frühjahr 1977 gab die

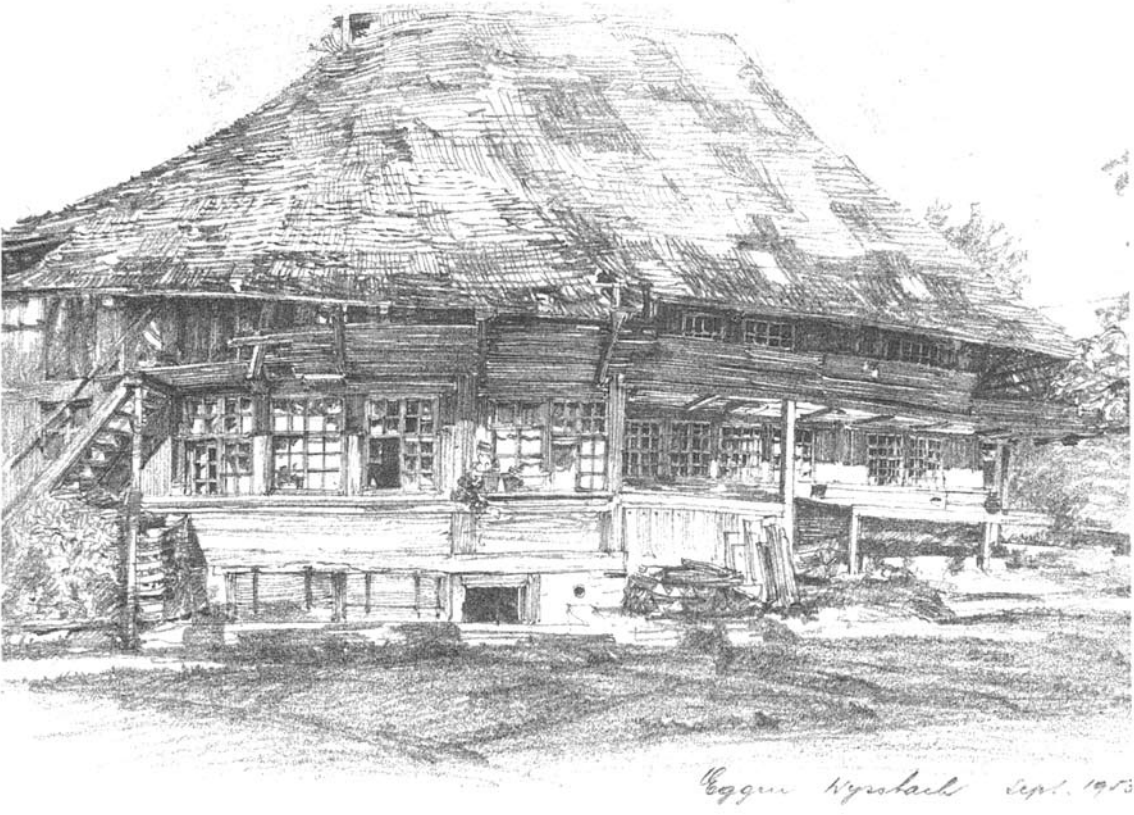
Jahrbuchvereinigung einen zweiten Sonderband heraus mit den Zeichnungen Carl Rechsteiners. Diese Sammlung von fast hundert Zeichnungen war einerseits eine Würdigung des Zeichners, andererseits ein Versuch, schöne, alte Häuser, viele von ihnen vom Baggerzahn der Zeit bedroht, wenigstens als Zeichnungen zu erhalten.

Es ist beeindruckend, wie genau Rechsteiner seine Motive zu Papier gebracht hat. Vergleicht man heute seine Zeichnungen mit Fotografien oder den noch stehenden Häusern, staunt man immer wieder, wie detailgetreu er die kleinsten Einzelheiten erfasste. Er bildete die ausgewählten Objekte fast fotografisch genau ab, er konnte aber – eher reizvoller als auf einer Fotografie – mit dem Zeichenstift die Atmosphäre und gewisse Licht-Schattenverhältnisse darstellen, ohne den Wahrheitsgehalt sachlicher Aufnahmen zu beeinträchtigen.

Dürrenroth, Huben. Links Ofenhaus, das heute als Ferienhaus dient, Bildmitte Speicher, unverändert, er wird als Abstellraum verwendet. Foto Christoph Geiser, 21. Juli 1987

*Wo sind sie geblieben?*

«… und was geschah mit vielen von ihnen in unserer kurzen Zeit der Baueuphorie? …» fragte sich 1977 Valentin Binggeli in seinem Vorwort zum Sonderband des Oberaargauer Jahrbuchs: «Der Oberaargau in den Zeichnungen von Carl Rechsteiner». Genau dieser Frage wollte ich nachgehen. Was geschah und geschieht mit den Häusern, die Rechsteiner gezeichnet hat? Das zeichnerische Vermächtnis Rechsteiners war für mich Führer auf der Erkundungstour durch den Oberaargau, auf der ich folgenden Fragen nachgehen wollte: Welche Veränderungen in ihrer Form und Funktion erfuhren architektonisch und volkskundlich wertvolle Bauten in den letzten fünfzig



Madiswil, Wyssbach. Aufnahme vom 7. Juli 1987, während des Umbaus, das Skelett des Hofes Eggen im Rohbau. Fassade und Dach des Hochstudhauses mussten beinahe vollständig erneuert werden. Foto Christoph Geiser

Madiswil, Wyssbach. So präsentierte sich der Hof Eggen am 15. Juni 1989. Das vollständig erneuerte Vollwalmdach ist nun mit Eternit anstelle der Schindeln bedeckt. Foto Walter Pfäffli

Jahren industrieller Konjunktur? Wenn sie nicht mehr stehen, was befindet sich heute an ihrer Stelle? Welche Ursachen liegen den Veränderungen zugrunde? Ich wollte nicht die «gute alte Zeit» verherrlichen oder eine schöne Beschreibung des Oberaargaus schaffen. Vielmehr ging es darum, herauszufinden, ob und wie Häuser, die schon Jahrhunderte überlebt haben, die vergangenen Jahrzehnte des Baubooms überstanden haben.

### *Oberaargauer Häuser bei Carl Rechsteiner*

Die Motive Carl Rechsteiners sind im ganzen Oberaargau verteilt. Vier liegen ausserhalb unserer Region.

Carl Rechsteiner hat verschiedene Haustypen gezeichnet. Vorwiegend Bauernhäuser, Speicher, Stöckli, Ofenhäuser – aber auch Handwerks- und Gewerbehäuser und andere öffentliche Bauten.

Seine Auswahlkriterien sind nicht genau bekannt. Es lassen sich aber zwei Kriterien erahnen: Schöne, beispielhafte oder vielleicht bedrohte Häuser, Bauten mit typischen Details.

Da aber sowohl die Auswahl wie die Anzahl der Zeichnungen pro Dorf persönliche Gründe hatte, können keine genauen Schlüsse über Häufigkeit eines Haustypes in einer Gemeinde oder Zustand des Hausbestandes einer Region gezogen werden.

Einzig anhand der «Abrissquote» könnten einige Aussagen über das Verhältnis des Dorfes zu alten Häusern gewagt werden. In 24 Gemeinden stehen noch alle Bauwerke, die Carl Rechsteiner als Motiv gedient haben. In den 18 anderen Siedlungen gab es grössere und kleinere Änderungen.

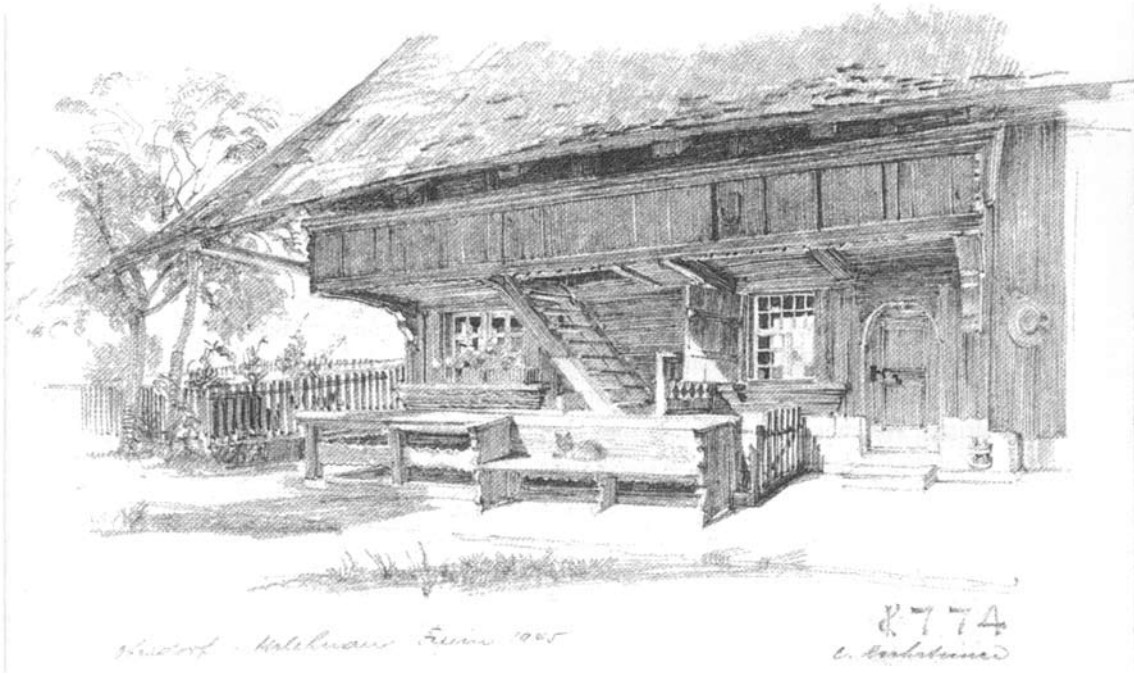
| Ortschaft | gezeichnete Häuser | abgebrochene Häuser |
|---|---|---|
| Rohrbach | 4 | 1 |
| Untersteckholz | 1 | 1 |
| Witelingen | 1 | 1 |
| Langenthal | 5 | 3 |
| Roggwil | 5 | 2 |
| Walliswil | 2 | 1 |
| Glashütten | 1 | 1 |
| Mumenthal | 3 | 1 |
| Murgenthal | 3 | 2 |
| Wynau | 8 | 1 |

| Ortschaft | gezeichnete Häuser | abgebrochene Häuser |
|---|---|---|
| Aarwangen | 4 | 1 |
| Oberbipp | 1 | 1 |
| Berken | 1 | 1 |
| Heimenhausen | 3 | 2 |
| Inkwil | 1 | 1 |
| Bützberg | 1 | 1 |
| Wynigen | 3 | 2 |

In der folgenden Übersicht sind alle von Rechsteiner gezeichneten Häuser erfasst, die im Jahrbuch-Sonderband enthalten sind. Die Nummern entsprechen der Nummerierung der Zeichnungen im Buch. In der zweiten und dritten Kolonne sind Ortschaft und Haustyp angegeben. Unter dem Titel «Zustand/Besonderes» wird in abgekürzter Form der aktuelle Zustand (Stand Herbst 1988) und besonders Erwähnenswertes der gezeichneten Gebäude beschrieben.

(Die Nummern entsprechen der Numerierung der Zeichnungen im Buch)

| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 1 | Wynau | Stöckli | abgebrochen (Haus Hess) |
| 2 | Wynau | Speicher | wenig verändert |
| 3 | Wynau | Bauernhaus | renoviert mit Riegelbaufassade |
| 4 | Wynau | Pfarrhaus | ungefährer Originalzustand |
| 5 | Wynau | Pfarrhaus und Kirche | ungefährer Originalzustand |
| 6 | Wynau | Speicher | renoviert |
| 7 | Wynau | Speicher | baufällig, schlechter Zustand |
| 8 | Wynau | Speicher | renoviert |
| 9 | Wynau | Stöckli (-Speicher) | wenig verändert |
| 10 | Oberwynau | Bauernhaus | wenig verändert |
| 12 | Oberwynau | Bauernhaus | 1955/57 z.T. neu gebaut<br>Stubeninventar besteht noch |
| 13 | Obermurgenthal | Mühle | wenig verändert |
| 14 | Murgenthal | Bauernhaus | abgebrochen |
| 15 | Murgenthal | Bauernhaus | abgebrochen<br>neu Waldhaus, öffentliche Feuerstelle |
| 16 | Walliswil | Bauernhaus | niedergebrannt Anfang 70er Jahre<br>(umgebaut August 1962)<br>danach Neuaufbau |
| 17 | Walliswil | Speicher | stark verändert, verkleinert |



| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 18 | Glashütten | Bauernhaus | abgebrochen, früher Hunziker- dann |
| 19 | Glashütten | Bauernhaus | Schütz-Hof<br>gelangte im Rahmen des Autobahnbaus als Realersatz an Familie Glur 1962/66<br>Heute Villa mit Muster-Mast-Hof für ganz Europa |
| 20 | Riken | Speicher | renoviert |

Melchnau, Oberdorf. Man hat den Eindruck, die Zeit sei stehen geblieben. Doch auch hier kann der Betrachter, dank der genauen Zeichnung Rechsteiners, Veränderungen feststellen: An der Stelle des Strohhutes hängt heute der PTT-Normbriefkasten. Tür- und Fensterfüllungen wurden modernisiert. Foto Walter Pfäffli, 15. Juni 1989

| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 21 | Witelingen | Speicher | zirka 1983 abgebrochen durch Besitzer Lenzin, obwohl ihm Nachbarn bei der Renovation behilflich sein wollten (Besitzer des Areals heute: Fam. Fischer) |
| 22 | Roggwil | Schmiede | abgebrochen |
| 23 | Roggwil | Speicher | versetzt, renoviert, dient heute als Dorfmuseum |

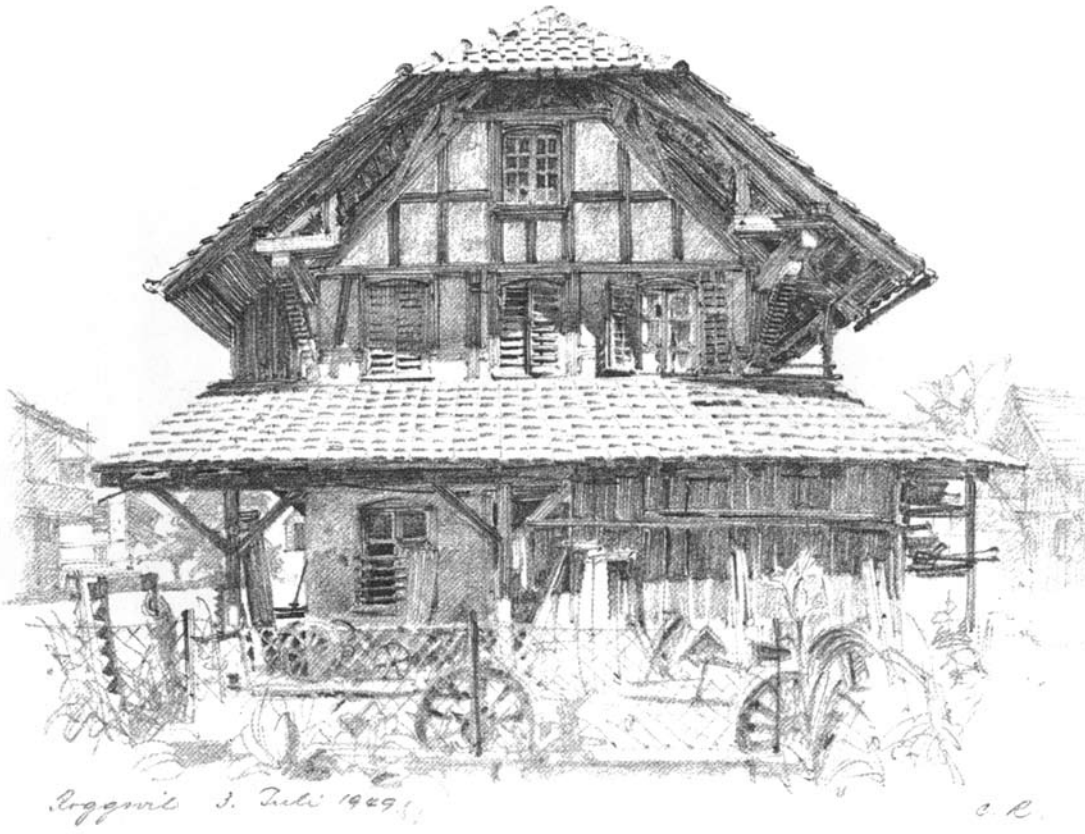
| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 24 | Roggwil | Pfarrhaus-Stöckli | abgebrochen<br>Abbruch zirka 1962 |
| 25 | Roggwil | Bauernhaus, Stall | Baujahr 1845<br>Stall umgebaut, Bes. E. Schmutz |
| 26 | Roggwil | Bauernhaus | wenig verändert |
| 27 | Aarwangen | Mühle | wenig verändert |
| 28 | Aarwangen | Bauernhaus | renoviert, Fassade erneuert nur noch Wohnhaus |
| 29 | Aarwangen | Bauernhaus | abgebrochen, seit zirka 10 Jahren stehen 2 Eigentumswohnungsblöcke an derselben Stelle |
| 30 | Aarwangen | Bauernhaus | wenig verändert, nur noch Wohnhaus, Bes. Fam. Michel |
| 31 | Mumenthal | Bauernhaus/Bürgerhaus | wenig verändert |
| 32 | Mumenthal | Bauernhaus | wenig verändert, ein Teil noch mit Schindeln gedeckt, Rauchküche, Bes. Fam. Anliker |
| 33 | Mumenthal | Bauernhaus | abgebrochen, Neubau im Chalet-Stil |
| 35 | Meiniswil | Speicher | unverändert, Bestandteil eines noch ziemlich unverfälschten und vollständigen Bauern-Weilers, Bes. Bögli |
| 36 | Bannwil | Bauernhaus | wenig verändert (Leuenberger) |
| 37 | Berken | Ofenhaus | abgebrochen, 1948 neu gebaut als «Gemeindehaus» (Gemeinderat und Feuerwehr) |
| 38 | Heimenhausen | Stöckli | abgebrochen um 1965 |
| 39 | Heimenhausen | Bauernhaus | abgebrochen, Steine der Scheune noch sichtbar |
| 40 | Heimenhausen | Schmiede | befindet sich im Umbau zum Wohnhaus |
| 41 | Heimenhausen | Schmiede | befindet sich im Umbau zum Wohnhaus |
| 42 | Inkwil | Bauernhaus | abgebrochen |
| 43 | Oberbipp | Bauernhaus | abgebrochen, neu Mehrfamilienwohnblock |
| 44 | Oberönz | Speicher | wenig verändert |
| 45 | Wiedlisbach | Hinterstädtchen-Häuserzeile | wenig verändert, renoviert |
| 46 | Wiedlisbach | Häuserzeile | durch Brand 1984 stark beschädigt, aber möglichst originalgetreu wieder aufgebaut. Kontroverse wegen hängender Gärten – Autoeinstellhalle |

| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 47 | Wiedlisbach | Städtchen-Häuserzeilen | wenig verändert, einzige offensichtliche Veränderung durch Rechsteiner: die Gasse ist breiter gezeichnet |
| 48 | Wangen | Hinterstadt-Gasse | renoviert, z.T. abgebrochen |
| 49 | Wangen | Aarebrücke | fast unverändert |
| 50 | Bützberg | Bauernhaus | niedergebrannt zirka vor 30 Jahren. Darauf Neuaufbau eines Wohnhauses |
| 51 | Thunstetten | Bauernhof | wenig verändert, Ofenhaus, abgebrochen, für einen Neubau stehen Profile |
| 52 | Thunstetten | Bauernhof | wenig verändert, Ofenhaus, abgebrochen, für einen Neubau stehen Profile |
| 53 | Herzogenbuchsee | Dorfplatz mit zwei Wirtschaften und Geschäftshaus | wenig verändert |
| 54 | Herzogenbuchsee | Hotel | neu renoviert |
| 55 | Koppigen | Kornhaus | wenig verändert, renoviert |
| 56 | Willadingen | Speicher | wenig verändert |
| 57 | Hindelbank | Bauernhaus | Umbau 1965–68, sehr stark verändert, beachtliche aber nicht stilgetreue Renovation Morgenthaler |
| 58 | Thörigen | Bauernhaus | unverändert |
| 59 | Hermiswil | Wirtschaft | Anbau neu gebaut |
| 60 | Riedtwil | Stöckli | wenig verändert<br>Fam. Habegger |
| 61 | Riedtwil | Stöckli | wenig verändert |
| 62 | Wynigen | Bauernhaus | abgebrochen, Brunnen noch erhalten |
| 63 | Wynigen | Ofenhaus | wenig verändert |
| 64 | Wynigen | Bauernhaus | abgebrochen, Tal-Garage (Subaru-Vertretung), Loosli |
| 65 | Brechershäusern | Bauernhaus | wenig verändert, sehr gut erhalten, z.T. noch mit Schindeln gedeckt |
| 66 | Dürrenroth | Speicher | wenig verändert<br>vollständiger, gut erhaltener Hof, Bes. Ernst Brütsch, Kfm., Zürich |
| 67 | Dürrenroth | Ofenhaus und Speicher | Ofenhaus umgebaut zu Ferienhaus<br>wie Nr. 66 |
| 68 | Sumiswald | Ofenhaus | wenig verändert |
| 69 | Langenthal | Stöckli | wenig verändert, renoviert |
| 70 | Langenthal | Speicher | wenig verändert, aber Hof stark gefährdet, Neubau |
| 71 | Langenthal | Bauernhaus | niedergebrannt 1968, heute Denner-Discount |

| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 72 | Langenthal | Ofenhaus | zirka 1948 abgebrannt |
| 73 | Langenthal | Bauernhaus | abgebrochen um 1960 |
| 75 | Madiswil | Bauernhaus | wird z.Zt. renoviert<br>Fam. Wyss-Jäggi |
| 76 | Lotzwil | Kirche | wenig verändert |
| 77 | Ursenbach<br>Lünisberg | Schmiede | vor 20 Jahren zu Wohnhaus umgebaut,<br>Pfr. Wilhelm Flückiger |
| 78 | Ursenbach | Bauernhaus | wenig verändert<br>Fam. Morgenthaler |
| 79 | Rohrbach | Bauernhaus | Anfang 70er Jahre abgebrochen |
| 80 | Rohrbach | Bauernhaus | wenig verändert |
| 81 | Rohrbach | Bauernhaus | wenig verändert,<br>Fam. von Wartburg |
| 82 | Rohrbach | Bauernhaus | wenig verändert, renoviert |

Busswil, Haus Schulthess. Das Vollwalmdach wurde zum Krüppel Walmdach, der First bildet heute mit dem Massiv-Anbau einen Kreuzfirst. Foto Christoph Geiser, 22. Juli 1987

| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 83 | Melchnau | Bauern- und Gewerbehaus | wenig verändert, renoviert |
| 84 | Melchnau | Bauernhaus | wenig verändert |
| 85 | Melchnau | Bauernhaus | wenig verändert, renoviert |
| 86 | Melchnau | Bauernhaus | wenig verändert, renoviert |
| 87 | Melchnau | Bauernhaus | wenig verändert |
| 88 | Melchnau | wie Nr. 83 | do. |
| 89 | Untersteckholz | Schulhaus | zirka 1960 abgebrochen, 1962 neues, grossdimensioniertes Schulhaus eingeweiht |
| 90 | Obersteckholz | Bauernhaus | wenig verändert, renoviert, zum Ferienhaus umgebaut |
| 91 | Obersteckholz | Bauernhaus | wie Nr. 90 |
| 92 | Obersteckholz | Speicher | wenig verändert |



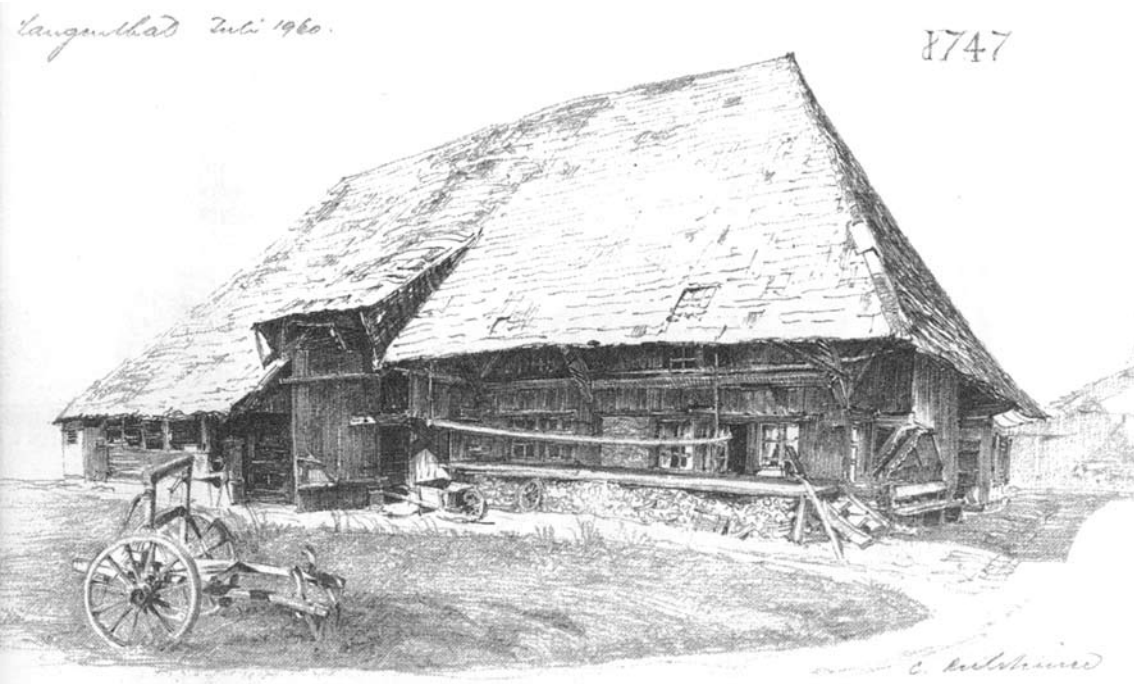
| Nr. | Ortschaft | Haustyp | Zustand/Besonderes |
|---|---|---|---|
| 93 | Obersteckholz | Speicher | wie Nr. 92 |
| 94 | Obersteckholz | Bauernhaus | wenig verändert, Anbau NW-Seite (links) |
| 95 | Obersteckholz | Bauernhaus | wenig verändert |
| 96 | Busswil | Bauernhaus | wenig verändert |
| 97 | Busswil | Bauernhaus | sehr stark verändert, Umbau vom Doppelbauernhaus zum Bauernhaus mit angebautem Mehrfamilienhaus |

Roggwil, Alte Schmiede. Wo einst die Schmitte stand, dürfen heute Autos parkieren. Foto Walter Pfäffli, 15. Juni 1989

*Betrachtung einzelner Bauten*

Aus der Fülle von Zeichnungen habe ich eine Auswahl getroffen, die im folgenden genauer zu betrachten ist. Um einen geographischen Zusammenhang zu gewährleisten, habe ich das Einzugsgebiet der Langeten und der Roth gewählt.

Von den 34 gezeichneten Häusern dieses Landstrichs sind 21 noch ungefähr im «Zeichnungszustand», oder sie wurden nur wenig verändert. 5 sind




stark verändert worden, 8 stehen nicht mehr. Von den 26 noch stehenden Häusern erfüllen acht Bauernhäuser, ein Wohnhaus, eine Kirche und ein Stöckli noch dieselbe Funktion. Dagegen haben 15 Häuser einen Funktionswandel durchgemacht: Drei Bauernhäuser wurden zu Wochenendhäusern, zwei Bauernhäuser zu Wohnhäusern, zwei zu Pfadfinderheimen und drei zu Werkstätten. Die Schmiede wurde in ein Ferienhaus umgewandelt, ein Speicher in ein Museum, ein Ofenhaus wurde zum Ferienhaus und ein Speicher zu einer Scheune.

Anstelle von acht abgerissenen und abgebrannten Häusern stehen heute drei Parkplätze – anstelle von Schmiede, Stöckli, Ofenhaus – ein Discountgeschäft – anstelle eines Bauernhauses, zwei Wiesen, wo vorher Bauernhäuser

Langenthal, Bieri-Hof, Denner-Discount. Das neue Gebäude enthält mehr Wohn- und Geschäftsraum, ist somit sachdienlicher. Vielleicht wäre ein Kompromiss Zweckmässigkeit-Ästhetik auch möglich gewesen. Foto Christoph Geiser 3. August 1987

standen. Je ein Bauernhaus und ein Schulhaus wurden durch einen gleichen Bau ersetzt.

Diese Verhältnisse entsprechen auch etwa denjenigen im übrigen Oberaargau.

*Die Zeichnungen Carl Rechsteiners verglichen mit aktuellen Fotografien*

Aus den oben besprochenen Bauten wird noch einmal eine kleine Anzahl exemplarisch ausgewählt; es sind Häuser, die in bezug auf Hofform, Gebäudetypus, Dachform oder Konstruktionsform beispielhaft sind.

*Dürrenroth*

Der Hof Huben in Dürrenroth hat sich seit Rechsteiners Zeichnung um 1948 nur wenig verändert. Er wird immer noch als Landwirtschaftsbetrieb bewirtschaftet und ist mit seinem intakten Gebäudebestand ein typisches Beispiel für den Haufenhof oder Gruppenhof des Mittellandes. Er ist heute im Besitze eines Zürcher Kaufmanns. Stöckli und Ofenhaus sind zu Ferienhäusern umgebaut worden, die übrigen dienen der Landwirtschaft.

*Madiswil*

Der Hof Eggen steht in Wyssbach bei Madiswil. Er war schon Gegenstand vieler Diskussionen und eines Zeitungsartikels (1987 im Langenthaler Tagblatt). Der Bauernhof war Ende der siebziger Jahre in einem sehr schlechten Zustand. Die Familie Wyss-Jäggi konnte aber die Sanierung nicht alleine bewerkstelligen und finanzieren. Nachdem die verschiedensten Institutionen abschlägigen Bericht gegeben hatten, fand Frau Wyss-Jäggi endlich offene Ohren für ihr Anliegen beim Freiwilligendienst der Caritas. Mit Hilfe der Caritas und der Beratung und Mithilfe von anderen freiwilligen Helfern konnte dann die Sanierung in den Jahren 1987 und 1988 ausgeführt werden. Bedingt durch den Zustand des Hauses hat sich entgegen den anfänglichen Vorstellungen doch eine Totalrenovation aufgedrängt. Rauchküche und Wohnhausfassade mussten weichen und wurden ersetzt. Schwellen wurden teils ausgewechselt, teils zugedeckt. Auch der Innenraum wurde umfassend erneuert. Die Räume wurden durch Heben der Decken und Austiefen der Böden erhöht, die Raumaufteilung wurde neu gegliedert. Zu Beginn der Umbauarbeiten kochte Frau Wyss die Mahlzeiten für die Helfer immer noch in der Rauchküche. Während des eigentlichen Umbaus wohnte die Familie Wyss auswärts. Dieses auswärtige Domizil musste auch noch einmal gewechselt werden, bevor dann im Oktober 1987 endlich ein Teil des eigenen Hauses wieder bezogen werden konnte. Am 14. Mai 1988 fand dann die «Husröiki» statt.

Nachdem das Umbauvorhaben am Anfang unter sehr schlechten Sternen zu stehen schien, hat sich dann doch ein glücklicher Schluss ergeben. Die Caritas half bis zum Schluss noch bei Umgebungsarbeiten und in der Landwirtschaft mit, um dem von einer chronischen Krankheit geplagten Bauern

und der unermüdlichen Bäuerin und Mutter bei den vordringlichsten Feldarbeiten, die neben dem Umbau ja auch sein mussten, behilflich zu sein.

Sowohl der Heimatschutz wie auch das Amt für Bauern- und Dorfkultur unterstützten diese Totalrenovation mit einem Geldbeitrag. Offensichtlich wird endlich gut, was lange währt …

Am Beispiel des Hofes Eggen in Wyssbach möchte ich zeigen, wie mühsam eine Renovation und damit die Erhaltung eines alten Gebäudes heute sein kann.

Neben bautechnischen, finanziellen und ästhetischen Schwierigkeiten und Vorgaben spielen auch heute noch «gotthelfisch» anmutende Zustände eine grosse Rolle. Zuerst einmal wird die Familie, der es gelingt, Hilfe zu bekommen, und die fremde Hilfskräfte ins Dorf bringt, doch ein bisschen schräg angeschaut. Dann wird ihr das während der Bauzeit zur Verfügung gestellte Domizil doch aufgekündigt. Und zu guter Letzt tritt just während der Umbauzeit ein alter Quellenstreit wieder zu Tage, dessen Regelung 37 000 Franken kostet.

Wenn man sich vorstellt, dass neben diesen Schwierigkeiten der Bauernbetrieb normal weiterlaufen sollte, die Kinder zur Schule müssen und der Vater durch seine Krankheit auch nicht voll einsatzfähig ist, kann man die Belastung vor und während eines solchen Umbaus etwa erahnen.

Am Beispiel dieser Bauernfamilie aus dem Oberaargau erkennt man, wie schwierig es sein kann, alte Bausubstanz zu erhalten. Dass es sich dennoch lohnt, zeigen die Abbildungen.

## *Melchnau*

In Melchnau hat Carl Rechsteiner fünf Häuser zu Motiven seiner Zeichnungen gewählt; mehr waren es nur in seiner Wohngemeinde Wynau. Auch fünf Gebäude zeichnete er in Roggwil und Langenthal. Wo Rechsteiner viele schöne Häuser gezeichnet hat, mussten auch sehr viele reizvolle Objekte zur Wahl stehen, kann man daraus schliessen. Der Unterschied zwischen Melchnau und Roggwil/Langenthal besteht nun darin, dass in Melchnau alle von Rechsteiner verewigten Objekte noch zu bewundern sind, zum Teil renoviert, wohingegen in Roggwil und Langenthal ein grosser Teil der alten Bausubstanz verschwunden ist. Gründe für diese Zustände kann man sicher in der Abgeschiedenheit Melchnaus vom grösseren Industrie- und Wirtschaftstal

der unteren Langeten finden. Hier die eher noch ländliche Beschaulichkeit, die auch traditionelle Werte noch zu schätzen und zu pflegen weiss, da die unermüdliche Geschäftigkeit, die keine Rücksicht auf ertragslose alte Häuser nehmen kann. Andere Gründe mögen in den Besitzverhältnissen und ganz allgemein in der Beziehung der Bevölkerung eines Ortes zu ihrer engeren Heimat liegen.

### *Busswil*

In Busswil steht das Haus Schulthess am Ausgang des Dorfes Richtung Madiswil. Es zeigt heute eine ungewöhnliche Variante, wie ehemalige Bauernhäuser umgebaut werden können.

Das Haus war früher quer zum Giebel geteilt und von zwei Parteien bewohnt. 1964 wurde der westliche Teil abgebrochen, und es entstand ein Massiv-Anbau quer zum älteren Teil. So bildet heute das Stein-Mehrfamilienhaus einen Kreuzfirst mit dem ebenfalls renovierten Ständerbau.

### *Langenthal*

Einige Veränderungen wurden schon im Bildband «Langenthal» (Binggeli, Zaugg, Jufer) aufgezeigt. Deshalb hier nur noch zwei Beispiele. Von fünf von Rechsteiner gezeichneten Häusern stehen noch zwei.

Das Bauernhaus Bieri an der Herzogstrasse wurde 1960 von Carl Rechsteiner gezeichnet und somit für die Nachwelt aufbewahrt, denn es brannte 1968 nieder. An dieselbe Stelle baute später die Firma Denner das abgebildete Wohn- und Geschäftshaus. Wie andere Grossverteiler (Coop) oder Gewerbetreibende (Boutique Marie-Pierre) nimmt auch Denner keine grosse Rücksicht auf eine ansprechende Ortsgestaltung.

Der Speicher des ehemaligen Geiser-Hofes an der Melchnaustrasse diente Carl Rechsteiner schon 1944 als Modell. 1987/88 fand der Umbau des Hofes statt und 1989 wurde nun auch der Speicher saniert und wird in Zukunft vor allem als Lagerraum und als eine Art Gartenhaus genutzt werden.

## *Zusammenfassung*

Es hat im Baubestand der Rechsteiner-Häuser deutliche und verschiedenartige Veränderungen gegeben. Gemäss meiner Fragestellung am Anfang kann man aber sagen, dass mehr alte Häuser der Baueuphorie getrotzt haben, als zu erwarten war. Viele sind sanft renoviert worden, mehr noch mussten zum Überleben einen Funktionswechsel in Kauf nehmen. Man kann wohl sagen, dass viele Leute aus Fehlern gelernt haben und dass wieder mehr Sorge zu traditioneller Bausubstanz getragen wird.

Natürlich kann es nicht darum gehen, alles Alte bewahren zu wollen. Als Überreaktion auf die Bauerei der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat sich zum Teil eine «heimatschützlerische» Denkweise gebildet, die auch nicht viel weiter hilft.

Es ist an der Zeit, einen vernünftigen Weg zwischen beiden Extremen zu suchen. Ein harmonisches Ineinanderfliessen von alt und neu und eine Rücksichtnahme von neuen Baustilen gegenüber dem langsam Gewachsenen wären da erste Etappenziele. Es gibt Beispiele, die einen möglichen Übergang zeigen.

## *Gewährspersonen*

Als solche dienten Valentin Binggeli, Seminardirektor, Bleienbach; Paul Kohler, Radio-TV-Händler, Roggwil; Fritz Lanz, alt Gemeindeschreiber, Obersteckholz; Monika Böninger, Gemeindeschreiberin, Obersteckholz; Frau Wyss-Jäggi, Bäuerin, Wyssbach-Madiswil. Neben diesen eigentlichen Gewährspersonen habe ich während meinen Nachforschungen viele weitere Leute kennengelernt. Vom Feldmauser bis zum Pfarrer haben mir immer wieder die verschiedensten Personen interessante Dinge über Menschen, Häuser und Dörfer erzählt.

## *Literatur*

1 Der Oberaargau in den Zeichnungen von Carl Rechsteiner, Jahrbuch Oberaargau, Sonderband 2, 1977, Langenthal, 3. Auflage 1979.
2 Max Gschwend (1983): Schweizer Bauernhäuser, Paul Haupt, Bern.
3 Richard Weiss (1973): Häuser und Landschaften der Schweiz, Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich.
4 Valentin Binggeli (1983): Geografie des Oberaargaus, Langenthal.

5 H. Ronner (Oktober 1981/82): Unterlagen der Architekturabteilung, Kontext 60, 61, 66, ETH Zürich-Hönggerberg.
6 Georges Grosjean (1985): Die Schweiz: Landschaft und Landwirtschaft, Geographica Bernensia, U2, Bern.
7 David Meili (1986): Führer durch den Ballenberg, Schweiz. Freilichtmuseum Ballenberg, Brienz.
8 Valentin Binggeli (1976): Oberaargau, Vogt-Schild AG, Solothurn.
9 Erwin Schönthal (1981): Kleinod Emmental. E. Schönthal, Huttwil.
10 Binggeli, Jufer, Lyrenmann, Zaugg (1981): Langenthal, Forschungsstiftung Langenthal.

# ARCHÄOLOGISCHE AUSGRABUNGEN IN DER KIRCHE VON MADISWIL

PETER EGGENBERGER UND MARKUS GERBER

## *Vorwort*

Das Projekt der 1987 begonnenen Restaurierung der Kirche von Madiswil sah die Einrichtung einer Bodenheizung vor. Wie aus einer grossen Anzahl von bisher durchgeführten Kirchengrabungen geschlossen werden kann, gefährden die dazu nötigen Aushubarbeiten die im Boden erhaltenen Strukturen älterer Kirchenbauten, die abgebrochen worden waren, um grösseren Kirchen Platz zu machen. Für Madiswil war bekannt, dass die heutige Kirche – ausser dem Turm – 1778/79 vollständig neu erbaut worden ist. Aus diesem Grund liess sich die Baugeschichte der mittelalterlichen Anlage nur noch durch archäologische Forschungen feststellen. Besonders bezüglich der Datierung der Gründungsanlage erwartete man Aufschlüsse, entspricht doch die bekannte erste archivalische Nennung der Kirche von 1275 bei weitem nicht dem frühmittelalterlichen Besiedlungskontext des Langetentals.[1]

Der Vorschlag des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern (ADB), vorgängig der Restaurierung im Innern der Kirche Ausgrabungen vorzunehmen, wurde von der Kirchgemeinde Madiswil akzeptiert und von dem damit beauftragten Atelier d'archéologie médiévale, Moudon (AAM), vom August 1987 bis Januar 1988 durchgeführt.[2] Im folgenden veröffentlichen wir eine Zusammenfassung der Ergebnisse. Die ausführliche Publikation wird in der Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, herausgegeben vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern, erscheinen.[3]

## *Die Lage der Kirche*

Die Kirche von Madiswil steht am nordöstlichen Dorfrand auf einer Terrasse, am rechten, östlichen Hang des Langetentals.[4] Der spätbarocke, dreiseitig geschlossene Predigtsaal wird vom hohen Glockenturm weit überragt. Er bildet zusammen mit dem Pfarrhaus, der daran angebauten ehemaligen

Pfrundscheune, dem Ofenhaus und dem Speicher, die am südlichen Fuss des Kirchhügels stehen, ein eindrückliches historisches Zentrum der Pfarrei Madiswil.

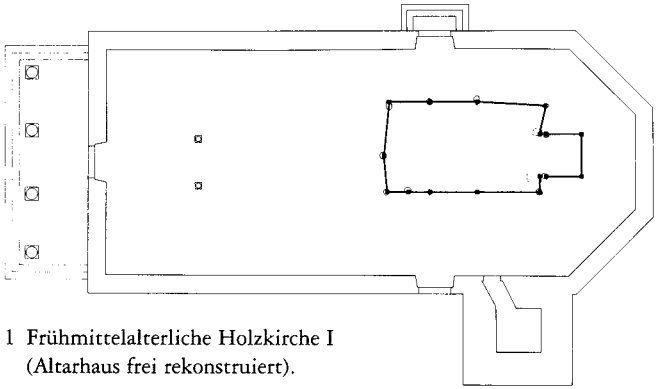
### *Die Ergebnisse der archäologischen Grabung*

Wie in vielen Fällen von Kirchengrabungen erbrachte auch diejenige von Madiswil wohl die wahrscheinlich lückenlose Abfolge der sich ablösenden Kirchenbauten, stellte aber da und dort Probleme bezüglich der Interpretation der aufgedeckten Strukturen. Im schweizerischen Hügel- und Berggebiet erstaunt dies insofern nicht, als die Bauplätze oft am Hang oder auf einer Kuppe liegen, so dass die überbaute Fläche – wenn man nicht mächtige Auffüllungen mit hohen Stützmauern in Kauf nehmen wollte – nur vergrössert werden konnte, indem das Gelände abgeschürft und auf horizontale Bauniveaus abgegraben wurde. Dies führte oft dazu, dass die Strukturen älterer, abgebrochener Kirchenbauten, die im Boden verborgen waren, bis auf wenige Reste verloren gingen.

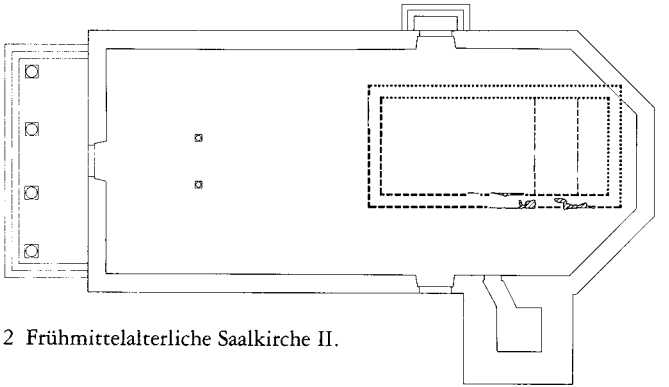
Vor allem dort, wo – wie in Madiswil – hoch anstehender Fels eine tiefe Verankerung der Fundamente von vornherein nicht erforderte, drohten diese sogar vollständig zu verschwinden. Es ist daher ein grosses Glück, dass sich hier die Folge der zwischen dem 8./9. und 19. Jahrhundert errichteten Anlagen, mindestens was den Grundriss betrifft, im Boden noch ablesen liess, auch wenn die Spuren manchmal schwach und in ihrer genauen Plandefinition nicht immer mit letzter Gewissheit zu bestimmen waren (Abb. 1).

Auf dem Kirchplatz von Madiswil lösten sich in den zwölf Jahrhunderten insgesamt acht Kirchenbauten unterschiedlichen Grundrisses ab (Abb. 2). Eindrücklich ist der Nachweis der aus Holz errichteten Gründungsanlage, einer Holzpfostenkirche, von der nur noch geringe Eintiefungen der Pfostengruben in der Oberfläche des Sandsteinfelsens vorhanden sind. Wenn damit der Plan des Schiffes klar zum Ausdruck kommt, fehlen vom Altarhaus jegliche konkreten Spuren. Einzig die Anordnung von doppelten Pfostenlöchern auf der Ostseite des Schiffes erlaubt die Annahme, hier habe ein schmaleres Altarhaus angeschlossen. Als Rekonstruktion darf daher der Grundriss einer Saalkirche mit eingezogenem rechteckigem Altarhaus vorgeschlagen werden, wie er aus anderen schweizerischen Kirchengrabungen bekannt ist (Anlage I). Der Bau dürfte im 8./9. Jahrhundert erfolgt sein.

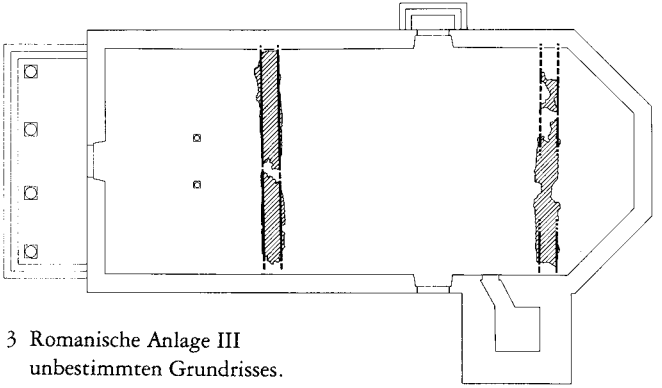
*Abb. 1* Madiswil, Pfarrkirche. Inneres der Kirche nach Osten. Die Bestattungen sparen den Grundriss der völlig verschwundenen ersten Kirche deutlich aus. Foto ADB



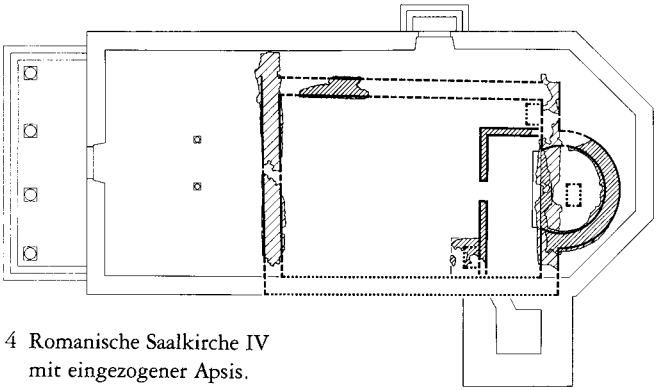
1 Frühmittelalterliche Holzkirche I (Altarhaus frei rekonstruiert).



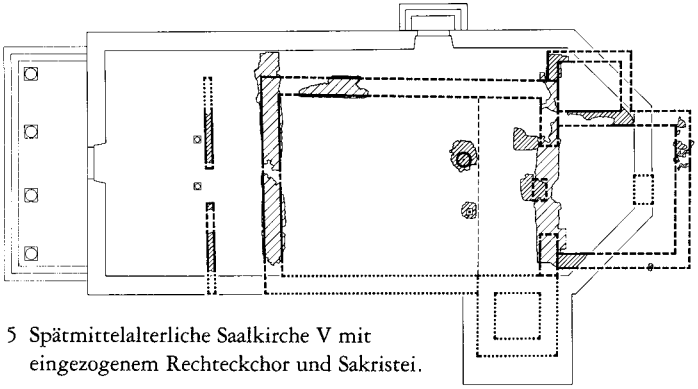
2 Frühmittelalterliche Saalkirche II.



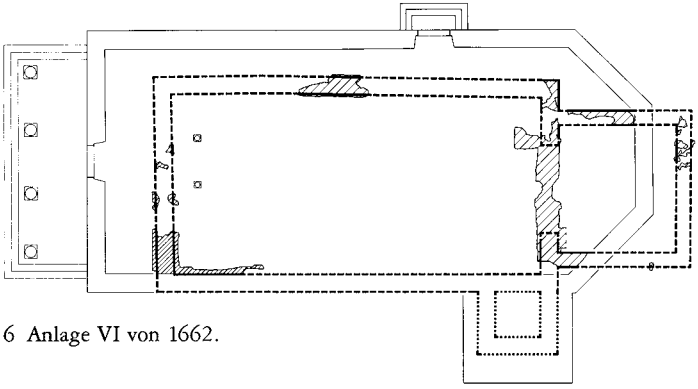
3 Romanische Anlage III unbestimmten Grundrisses.



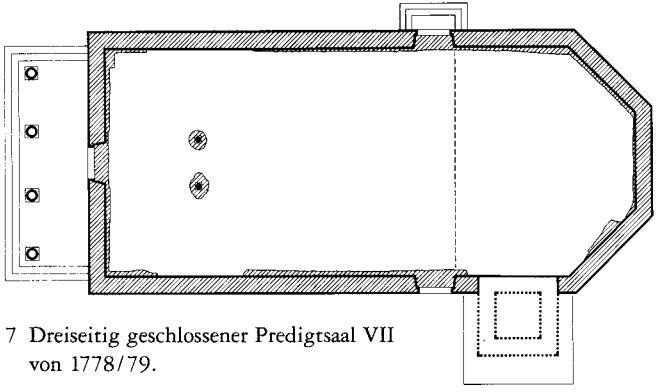
4 Romanische Saalkirche IV mit eingezogener Apsis.



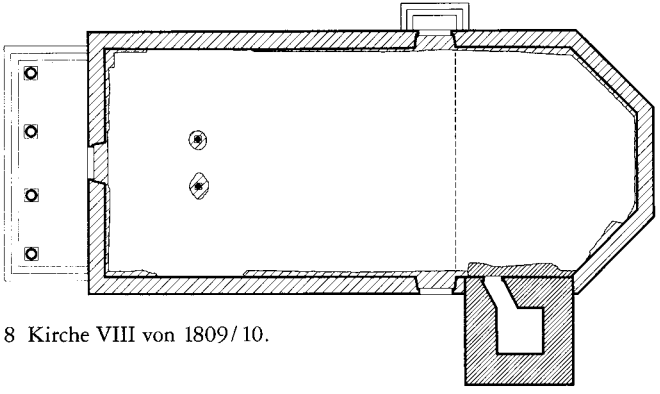
5 Spätmittelalterliche Saalkirche V mit eingezogenem Rechteckchor und Sakristei.



6 Anlage VI von 1662.



7 Dreiseitig geschlossener Predigtsaal VII von 1778/79.



8 Kirche VIII von 1809/10.

*Abb. 2* Die schematischen Rekonstruktionspläne der Anlagen I–VIII. M. 1:000 (Zeichnung AAM)

Der Holzbau wurde wahrscheinlich noch in karolingischer Zeit von der ersten aus Stein gemauerten Kirche abgelöst, welche die Plangrösse ungefähr übernahm, jedoch das Altarhaus auf die Breite des Schiffes vergrösserte (Anlage II). Damit entstand eine Saalkirche, deren Gliederung in Schiff und gerade geschlossenes Chor sich am äusseren Baukörper nicht klar ablesen liess.

Von einer dritten Kirche haben sich nur noch zwei Quermauern erhalten, wovon die westliche bis 1662 als Westmauer, die östliche bis 1778/79 als Ostmauer des Schiffes dienen sollte, dessen Breite jedoch geringer war, als es durch den Plan der beiden Mauern angezeigt wird. Diese scheinen einen fast quadratischen Saal zu umschreiben, der mindestens die Breite der heutigen Kirche einnahm. Ein zugehöriges Altarhaus kann zu diesem Plan, der sich mindestens in der Ost-West-Ausdehnung nach dem Schiff der beiden älteren Anlagen richtet, nicht nachgewiesen werden. Obschon damit ein wichtiges Element fehlt, welches den Grundriss eines Kirchengebäudes bestätigte, dürften die Strukturen mindestens auf den Baubeginn einer neuen, grösseren Anlage (Anlage III) hinweisen. Ergänzt wurde dieser Plan schliesslich durch eine Apsis, welche an die östliche der beiden Mauern angeschlossen wurde sowie durch eine Nordmauer, welche die überbaute Fläche der möglichen Anlage III verschmälerte und diese wieder auf diejenige der beiden ältesten Kirchen einschränkte. Eine Schranke unterteilte den Raum in Chorzone und Laienschiff. Damit entstand der Grundriss der vierten Anlage, einer Saalkirche mit stark eingezogener Apsis (Anlage IV), welche wie die Strukturen der Anlage III in die romanische Zeit des 11./12. Jahrhunderts datiert werden darf.

Nachdem die Ausstattung der romanischen Anlage nach einem Brand erneuert werden musste, ergänzte man deren Schiff im 15./16. Jahrhundert durch ein neues, rechteckiges Altarhaus, wobei die Schranke wahrscheinlich aufgegeben wurde (Anlage V). Diese Kirche richtete man nach der 1528 eingeführten Reformation für den neuen Gottesdienst ein. Abgesehen von der Verlängerung des Schiffes im Jahr 1662 (Anlage VI) blieb der katholische Grundriss der Anlage bis 1778/79 erhalten, als man das ganze baufällige Gebäude abbrach und durch einen einfachen Predigtsaal mit dreiseitig geschlossenem Chor ersetzte (Anlage VII), der heute noch besteht. Einzig der wahrscheinlich vom mittelalterlichen Kirchenbau übernommene Turm musste 1809/10 ersetzt werden (Anlage VIII).

Mit der Grabung in der Madiswiler Kirche bestätigt sich die in der Publikation über die archäologischen Ausgrabungen in der benachbarten Kir-

Madiswil, vor dem Pfarrhaus. Foto Hans Scheidiger, Langenthal

che Rohrbach geäusserte Vermutung[5], dass die früher allgemein als dessen Filiale eingestufte Kirche von Madiswil mit grosser Wahrscheinlichkeit von Beginn an selbständig war. Die Abfolge der Bauten und ihre Benutzung zur Taufe und Bestattung zeichnet sie als Mittelpunkt einer eigenständigen Pfarrei aus. Es scheint übrigens je länger je mehr, dass die Annahme, der grosse Teil der spätmittelalterlichen Pfarrkreise habe sich durch sukzessive Abspaltung von ursprünglich wenigen, grossen Mutterpfarreien gebildet, in dieser ausschliesslichen Form mindestens für das schweizerische Mittelland nicht zu halten ist.

## *Anmerkungen*

1 Das für die ausführliche Publikation bestimmte historische Kapitel wurde von Annelies Hüssy, Muri BE, erarbeitet.

2 Die Leitung der archäologischen Forschungen vor Ort oblag Markus Gerber, unterstützt von René Bacher, der ihn während der Ferien für kurze Zeit ablöste, und von Elsbeth Wullschleger, die sich vor allem um die zeichnerische Dokumentation kümmerte. Für die Grabarbeiten, die teils bis 2 m unter den bestehenden Boden reichten, standen ihnen Ausgräber des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern sowie Mitarbeiter der Madiswiler Baufirma Peter Lüthi zur Verfügung. Die Vermessung und die fotografische Dokumentation lag in den Händen von Urs Kindler, Arthur Nydegger und Alexander Ueltschi. Die Umzeichnungen der Pläne besorgte Markus Gerber.

3 Unser Dank geht vor allem an die Kirchgemeinde für das Interesse und die Geduld, welche sie unseren Forschungen entgegenbrachte, wie auch an Dr. Daniel Gutscher, Mittelalter-Archäologe des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern, der sich zusammen mit Alexander Ueltschi nicht nur um die organisatorischen Aufgaben der Grabung kümmerte, sondern auch ein aufmerksamer Partner für die Diskussion der Grabungsergebnisse war. Auch Prof. Hans Rudolf Sennhauser, Zürich/Zurzach, hatte daran als Experte der eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege Anteil. Dem Architekten Hansruedi Tanghetti, Madiswil, möchten wir für seine verständnisvolle Begleitung unserer Arbeit herzlich danken.

4 Koord. 627 351/224 120/548 m ü.M.

5 Peter Eggenberger, Monique Rast Cotting, Susi Ulrich-Bochsler, Rohrbach, Reformierte Pfarrkirche, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern, hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern, Bern 1989, S. 33.

# MIT DER POSTKUTSCHE DURCH DEN OBERAARGAU

HANSPETER LINDEGGER

Die ruhig dahinrollende Postkutsche ist das Sinnbild der guten alten Zeit, als man die Eile noch nicht kannte. Bis zum Auftauchen der schnelleren Eisenbahnen und Postautos beherrschte die Pferdepost den öffentlichen Verkehr. Der Personen- und Warentransport erfolgte über Landstrasse oder auf dem Wasserweg. Täglich und bei jeder Witterung kursierten Postkutschen auch durch den Oberaargau. Das damalige Strassenbild war geprägt von Kutschen, schwerbeladenen Pferdefuhrwerken, Handwerkern mit Handkarren und unzähligen Fussgängern. Wer heute auf die Strasse geht, ist beständig dem dahinsausenden Verkehrsstrom ausgesetzt; ein Pferdefuhrwerk verursacht sofort eine Verkehrsstauung.

## *Die erste fahrende Post in der Schweiz*

Der erste Postkurs in der Schweiz führte von Bern nach Zürich, über Burgdorf, Langenthal und Aarau. Das Berner Postunternehmen Fischer (eine angesehene Patrizierfamilie) eröffnete diesen Kurs im Jahre 1735 zusammen mit dem Messagerieboten Hofmeister aus Zürich. Der von vier Pferden gezogene Postwagenkurs konnte vier Personen und zehn Zentner Ware mitführen. Er verkehrte wöchentlich einmal und durfte eine Fahrzeit von sechs Tagen hin und zurück benötigen. Die Wagen waren mit Stahlfedern ausgerüstet und boten auf den in den Jahren 1706–1711 erstellten bernischen Staatsstrassen einen erträglichen Fahrkomfort. Bremsen waren aber noch keine vorhanden. Bei den Distanzen rechnete man damals mit der Wegstunde von zirka 4,8 km.

Im Jahre 1738 erfolgte die Eröffnung des zweiten wichtigen Kurses: Bern–Balsthal–oberer Hauenstein–Basel (25 Wegstunden). In den Jahren 1789/90 kamen die Postlinien Bern–Solothurn–Attiswil–Niederbipp (Dürrmühle)–Langenthal–Zofingen–Luzern und Bern–Burgdorf–Sumiswald–Huttwil–Lu-

Tarif für Reisende.

Diligence nach Arburg, Arau, Zürich, Schaffhausen, St. Gallen und Luzern, zu 6 Plätzen und 2 im Cabriolet.

Sonntag und Donnerstag. Abgang 12 ½ Uhr Mittags.

| | Preis der Plätze. | |
|---|---|---|
| | L. | c. |
| Nach Hindelbank | 1 | 10 |
| " Kirchberg | 2 | 8 |
| " Herzogenbuchse | 4 | 4 |
| " Bützberg | 4 | 16 |
| " Morgenthal | 6 | — |
| " Arburg | 7 | 4 |
| " Olten | 7 | 16 |
| " Arau | 9 | — |
| " Lenzburg | 10 | 4 |
| " Baden | 12 | — |
| " Zürich | 14 | 8 |
| " Winterthur | 16 | 16 |
| " St. Gallen | 24 | — |
| " Schaffhausen (nur Sonntags) | 18 | 8 |

(NB. über Brugg mit einer einspännigen Chaise Donnerstag und auch Sonntag.)

Instruktion für Reisende. Berner Diligence 1794. PTT-Bibliothek, Bern

zern dazu. Langenthal war der Schnittpunkt der Linien Bern–Zürich und Solothurn–Zofingen–Luzern. Pferdeumspannstationen gab es im Oberaargau in Bützberg, Murgenthal und Dürrmühle bei Niederbipp. Eine besonders wichtige Haltestation war Murgenthal, wo neben dem Pferdewechsel auch genächtigt wurde.

### *Binnenzölle, Brücken- und Weggelder*

Grosse Reiseverzögerungen entstanden durch die Erledigung der vielen Zollformalitäten an den Kantonsgrenzen und bei Brücken. Da und dort mussten noch Weggelder bezahlt werden. Im Oberaargau lagen die Hauptzollstätten in Wangen und Aarwangen, in Langenthal und Herzogenbuchsee. Anstelle von Wiedlisbach traten 1772 Attiswil und vor allem Dürrmühle/Niederbipp. Die kantonalen Zölle entfielen erst mit dem neuen Bundesstaat, der die Schweiz ab 1848 zum einheitlichen Wirtschaftsraum machte. Letzte Brückengelder hatte man für die Benützung der Berner Nydeggbrücke bis 1853 und der Hängebrücke Aarburg zu bezahlen.

# Land-Gutſchen-Meſſagerie-Tariff

## Erneueret, und der Waaren Preyſen halben erleichteret.

Es wird dem Publico benachrichtiget, daß das Gewicht hin und hero nach dem Poid de Marc genommen wird, auch die Bezahlung verſtehet ſich in Berner-Valuten, der Gulden # 36. Schilling, oder 54. Kreutzer Züricher-Wehrung gerechnet; Und daß man dem Publico vor das Aufgebende drey Mo[na]t Zeit gut ſtehet, und ſo jemand in ſolcher Zeit der 3. Monat ſich nicht melden würde, niemanden mehrere Red und Antwort gegeben wird.

### Von Zürich nach Baden, Mellingen, Lentzburg und Arau.

| | Frank. | Sols | Den. | Gl. | kr. |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pfund à 1. Lucerner Schilling, oder | - | - | 8 | - | - |
| Von 50. bis 100. Pf. der Centner | - | 1 | 15 | - | 1 10 |
| Von Silber und Gold, jedes 100. Gulden | - | 3 | - | - | 6 |

### Von Zürich nach Zoffingen und Arburg.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pf. à 2. Lucerner Schilling, oder | - | 1 | 4 | - | - |
| Von 50. bis 100. Pf. der Centner | 2 | 12 | 6 | 1 | 45 |
| Von dem Gold, von 100. bis auf 375. fl. pro cento | - | 4 | - | - | 8 |
| Was über 375. fl. | - | 3 | - | - | 6 |
| Von dem Silber von 100. fl. bis auf 375. pro cento | - | 5 | - | - | 10 |
| Was über 375. fl. | - | 4 | - | - | 8 |

### Von Zürich bis nach Langenthal.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pfund | - | 1 | 6 | - | 3 |
| Von 50. bis 100. Pf. der Centner | 3 | - | - | 2 | - |
| Von dem Gold, von 100. bis 375. fl. pro cento | - | 5 | - | - | 10 |
| Was über 375. fl. | - | 4 | - | - | 8 |
| Von dem Silber, von 100. fl. bis 375. pro cento | - | - | - | - | 8 |
| Was über 375. fl. | - | 5 | - | - | 10 |

### Von Zürich nach Bern, Burgdorff, Solothurn.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pfund | - | 2 | - | - | 4 |
| Von 50. bis 100. Pfund Berner Gelt | 6 | - | - | 4 | - |
| Von dem Gold, von 100. bis 375. fl. ½. pro cento. | | | | | |
| Was darüber ½. pro cent. | | | | | |
| Von dem Silber, von 100. fl. bis 375. ½. pro cento. | | | | | |
| Was darüber ½. pro cent. | | | | | |

### Von Zürich nach Murten, Freyburg, Neuenburg.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pfund | - | 3 | - | - | 6 |
| Von 50. bis 100. Pf. der Centner | 7 | 10 | - | 5 | - |

### Nach Payerne, Moudon, Lauſanne, Morges.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 50. Pfund à | - | 4 | - | - | 8 |
| Von 50. bis 100. Pf. der Centner | 8 | 5 | - | 5 | 30 |

### Geneve Horologeries.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 25. Pf. vor dieſem 13. kr. dermalen | - | 6 | - | - | 12 |
| Von 26. bis 50. Pf. vor dieſem 10. kr. dermalen | - | 4 | 6 | - | 9 |
| Vor 50. bis 100. Pf. vor dieſem 12. fl. 20. kr. dermalen | 14 | - | - | 9 | 20 |

### Dorures.

| | Frank. | Sols | Den. | Gl. | kr. |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 25. Pf. vor dieſem 12. kr. dermalen | - | 5 | 6 | - | 11 |
| Von 26. bis 50. Pf. vor dieſem 9. kr. dermalen | - | 4 | - | - | 8 |
| Von 50. bis 100. Pf. vor dieſem 10. fl. 20. kr. dermalen | 12 | 10 | - | 8 | 20 |

### Von Zürich nach Genf.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Seyden und andere Waaren, von 3. bis 25. Pf. jedes Pf. | - | 5 | - | - | 10 |
| Von 26. bis 50. Pf. jedes Pf. | - | 3 | 6 | - | 7 |
| Von 50. bis 100. Pf. vor dieſem 7. fl. 30. kr. dermalen | 10 | 5 | - | 6 | 50 |

### Von denen Ballotten von Zürich nach Genf.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 120. bis 130. Pfund vor dieſem 9. fl. dermalen | 12 | 10 | - | 8 | 20 |
| Was darüber wigt, zahlt jedes Pf. | - | - | - | - | 4 |

### Von denen Gold- und Silber-Sorten / nach Freyburg / Murten / Neuenburg / Payerne, Moudon, Lauſanne, Morges, Geneve.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von dem Gold, von 100. bis 375. fl. ½. pro cento. | | | | | |
| Was darüber ½. pro cent. | | | | | |
| Von dem Silber, von 100. bis 375. fl. 1. pro cento. | | | | | |
| Was darüber ½. pro cent. | | | | | |

### Von Zürich nach Schafhauſen.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Von 3. bis 25. Pfund, à | - | 1 | - | - | 3 |
| Von 26. bis 50. Pfund, à | - | - | 9 | - | 11 |

### Für eine Perſon nach Schafhauſen.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Weilen es zu Pferd gehet | 6 | - | - | 4 | - |

### Für die Perſonen: Von Zürich

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| bis nach Baden und Mellingen | 1 | 10 | - | 1 | - |
| " Lentzburg | 2 | 5 | - | 1 | 30 |
| " Arau | 3 | 7 | - | 2 | 14 |
| " Arburg | 4 | 17 | - | 3 | 14 |
| " Langenthal. | 6 | 15 | - | 4 | 30 |
| " Burgdorff | 8 | 5 | - | 5 | 30 |
| " Bern | 10 | - | - | 6 | 40 |

### Von Bern

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| bis nach Mo[na]t | 2 | 10 | - | 1 | 40 |
| " Payerne | 4 | - | - | 2 | 40 |
| " Moudon | 6 | - | - | 4 | - |
| " Lauſanne | 9 | - | - | 6 | - |
| " Morges | 10 | - | - | 6 | 40 |
| " Rolle | 11 | 10 | - | 7 | 40 |
| " Nyon | 12 | - | - | 8 | - |
| " Coppet | 12 | 10 | - | 8 | 20 |
| " Geneve | 12 | 10 | - | 8 | 20 |

### Avertiſſement.

DEm Publico wird zugleich avertirt/ daß man für die aufgebende Gelder/ Fræſiosen/ und übrige Waaren/ dahin gut ſtehet/ jedoch daß man dero Valor, der Contanti und Geld Beſchwerden/ auch die Adreſſe notire/ widrigenfalls nicht darvor reſpondirt wird: da ſonſten/ wann durch Verſaumnuß und Unachtſamkeit der Poſtillionen etwas verlohren werden ſolte/ nach deſſen Unterſuchung/ jedwederem gebührende Satisfaction (Gottes und Herren Gewalt verhalten) gegeben werden ſolle. Sommers-Zeit verreiſet dieſe Land-Gutſchen von Zürich Mittwochen Morgens um 4. Uhren; daragegen wird erſucht/ die Waaren/ Paquet, Ballot, des Dienſtags Nachmittag vor Abend 6. Uhren einzuliefern. Winters-Zeit aber verreiſet dieſelbige Dienſtag Mittags um 11. Uhren/ ſo daß die Waaren/ Paquet, Ballots Dienſtags Morgens nach der Predig einzuliefern.

NB. Denen Paſſagiers werden 30. Pfund Hardes frey geſtattet; wofern ie aber mehrere/ oder gar viel Bagage haben/ wird man in dem Porto ſie raiſonabel halten/ den halben Theil aber der Voiture/ bey Anrettung des Platzes/ zu bezahlen haben ſollen.

AN. M D CC XLIII.

Tarif der Berner Post 1743. Dokument aus PTT-Museum Bern

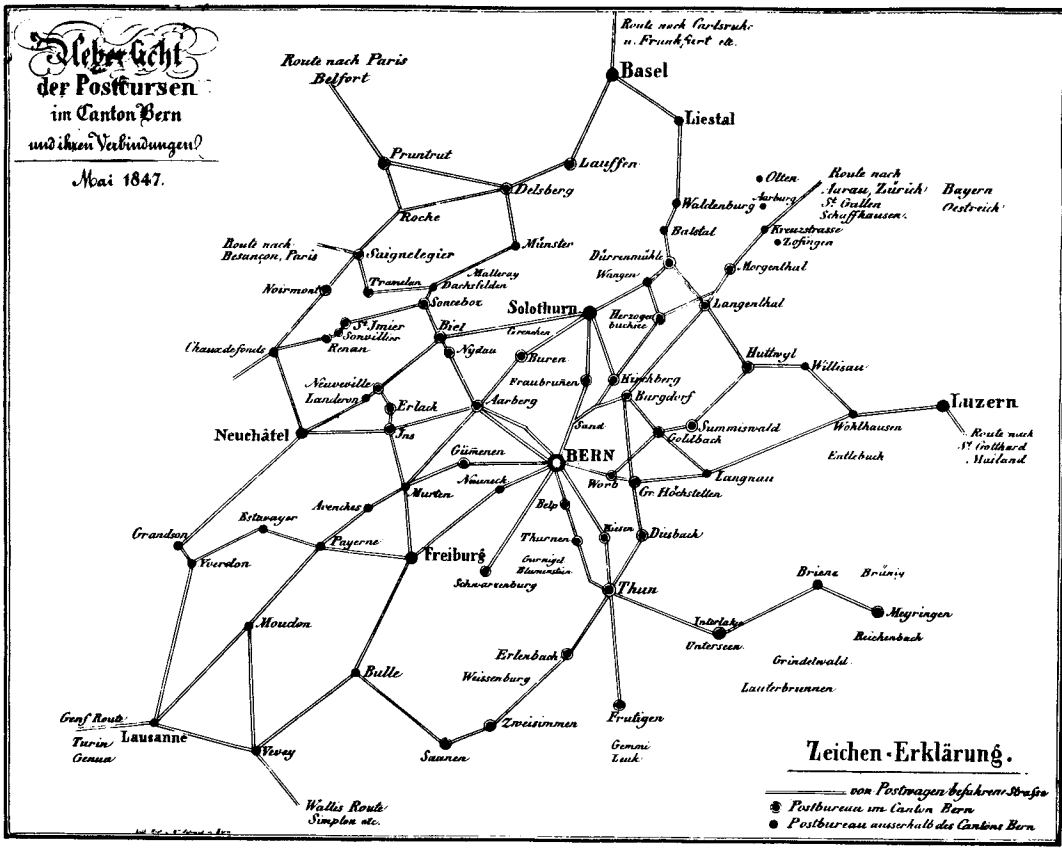
| Route nach | Diligence nach Brugg. Abfahrt um 12½ Uhr Nachmittags. | Ankunft. Uhr. | Preise. L. | ß. |
|---|---|---|---|---|
| Hindelbank | - - - - - - - | 1½ | 1 | 4 |
| † Kirchberg | - - - - - - - | 2½ | 2 | 8 |
| St. Niklaus | - - - - - - - | 4 | 3 | — |
| Seeberg | - - - - - - - | — | 3 | 12 |
| Herzogenbuchsee | - - - - - - | 5 | 4 | 4 |
| † Büzberg | - - - - - - - | — | 4 | 16 |
| Morgenthal | - - - - - - - | 7 | 6 | — |
| † Arburg | - - - - - - - | 8 | 7 | 4 |
| Olten | - - - - - - - | — | 7 | 16 |
| † Arau | - - - - - - - | 11 | 9 | — |
| Lenzburg | - - - - - - - | 1 | 10 | 4 |
| Schinznacht | - - - - - - - | — | 11 | 8 |
| † Brugg | - - - - - - - | 3 | 12 | — |

Sie fährt wöchentlich zweymal ab, nemlich Sonntag und Donnerstag, und hat auch fünf Plätze, jedoch mit dem Unterschied, daß der fünfte Passagier des Donnerstags nur bis Arburg kann geführt werden, weil selbigen Tag die von dort wegfahrende nur zu vier Plätzen eingerichtet ist. Uebrigens mit den Hardes &c. wie nach Genf. Noch ist zu bemerken, daß diejenigen Reisenden, so von Brugg ihre Reise nach Zürich und Schafhausen fortzusetzen wünschen, alle Gelegenheit dazu finden, um den Preis von 7 fl. nach Zürich für eine Chaise und 2 Pferde; nach Lauchingen um 5 fl., und nach Schafhausen um 13 fl. 20 xr., wofür sie sich bey Hrn. Joh. Rud. Schmid zum rothen Haus in Brugg anzumelden haben. Die Abreise von Brugg nach Bern, Montag und Donnerstag Abends.

Fahrplan und Tarif 1794. PTT-Bibliochek, Bern

*Neue Kutschen und Kurse*

Ab 1780 ergänzte die Fischerpost die schwerfälligen und wenig Komfort bietenden Landkutschen oder «Coches» allmählich durch leichtere und schnellere fünfplätzige Postchaisen und Diligencen. Als Vorzugsplätze bei grossen Wagen galten die Coupe-Plätze auf den Aussensitzen vorn und Bankette-Plätze im erhöhten Hinterteil der Wagen. 1786 und 1787 verkehrten auf der Aarauer Route versuchsweise Extraposten auf private Bestellung und




ohne fixen Fahrplan; sie waren jedoch zu kostspielig und wurden wieder eingestellt.

Mit dem Jahre 1832 verlor die Familie von Fischer das seit 1675 immer wieder erneuerte Postmonopol in Bern und den umliegenden Kantonen, die bis zur Einrichtung der eidgenössischen Post kantonale Postanstalten betrieben. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gab es Tageseilkurse Solothurn–Huttwil–Luzern (17 Wegstunden), Bern–Solothurn–Attiswil–Niederbipp–Basel (20 Wegstunden) und Bern–Langenthal–Aarau–Zürich (27½ Wegstunden). Beliebt waren bei den Reisenden die Nacht-Eilposten, welche die Fahrtzeiten verkürzten. Sie verkehrten auf den wichtigsten Städteverbindungen.

# II.
# Bern-Zürcher-Nachtkurs über Aarau.

| | | Std. | M. |
|---|---|---|---|
| Bern, Abgang | Abends | 5. | — |
| Burgdorf, Abgang | " | 7. | 30. |
| Langenthal, Abgang | Nachts | 10. | — |
| nach einem Aufenthalt von 15 Minuten. | | | |
| Morgenthal, Abgang | " | 10. | 50. |
| Kreuzstraße, " | " | 11. | 55. |
| Aarau, Ankunft | " | 1. | 45. |
| " Abgang | " | 2. | — |
| Lenzburg, Abgang | Morgens | 3. | — |
| Baden, Bahnhof, Ankunft | " | 5. | — |
| " " Abgang mit dem Bahnzug | " | 6. | — |
| Zürich, Bahnhof, Ankunft | " | 6. | 45. |
| " Posthof, " | " | 7. | — |

| | | Std. | M. |
|---|---|---|---|
| Zürich, Posthof, Abgang | Abends | 7. | — |
| " Bahnhof, " | " | 7. | 15. |
| Baden, Bahnhof, Ankunft | " | 8. | — |
| " " Abgang | " | 8. | 15. |
| Lenzburg, Abgang | " | 10. | 10. |
| Aarau, Ankunft | " | 11. | 10. |
| " Abgang | " | 11. | 25. |
| Kreuzstraße, Abgang | Nachts | 1. | 20. |
| Langenthal, " | Morgens | 3. | 25. |
| Burgdorf, " | " | 6. | — |
| Bern, Ankunft | " | 8. | 20. |

Im Laufe der Zeit kamen weitere Kurse dazu:

- Bern–Kirchberg–Herzogenbuchsee–Murgenthal–Aarau-Zürich (16 Std.),
- Burgdorf–Hermiswil–Thunstetten–Aarburg–Zofingen (Route d'Aarbourg),
- Solothurn–Wangen–Herzogenbuchsee (Route de Soleure),
- Burgdorf–Eriswil–Rohrbach–Lotzwil–Thörigen–Wangen a.d.A. (Route d'Eriswil),
- Burgdorf–Affoltern i.E.–Walterswil–Auswil–Ursenbach–Wangen a.d.A. (Route de Walterswil),
- Langenthal–Aarwangen–Niederbipp (Route d'Aarwangen).

Auf den grossen Strecken waren für den stets zunehmenden Postverkehr Beiwagen notwendig.

*Extrapost für königliche Hoheiten und vornehme Leute*

Die grossen Extraposten brachten buntes Leben in den Strassenbetrieb. So reisten viele königliche Hoheiten, Staatsmänner, Geschäftsleute, Dichter aus Russland, England, Frankreich, Deutschland u.a.m. mit grossem Gefolge

Postkutsche vor dem Post- und Telegraf-Gebäude in Langenthal, zirka 1910.
Foto PTT-Museum Bern.

durch den Oberaargau. Im Juni 1857 kam z.B. Kaiserinmutter Friederieke Luise Charlotte Wilhelmine von Russland mit ihrem Gefolge. Diese Extrapost umfasste 18 Wagen mit 86 Pferden und fuhr von Solothurn über Niederbipp nach Basel.

Vornehme Leute bestellten sich eine Extrapost, um nicht mit einfachen Zeitgenossen reisen zu müssen. Wieder andere Reisende besorgten sich einen privaten Lohnkutscher. Das Reisen zu jener Zeit war allerdings teuer. Nur wenige konnten sich dies leisten, so dass für viele nur der Fussmarsch blieb.

Das Reisen in der Schweiz wurde auch durch hohen Fuhrlohn und langsames Fahren, wodurch das öftere Einkehren notwendig wurde, kostspielig.

Im Jahre 1849 benutzten 14027 Personen die Strecke Bern–Zürich mit dem Tagkurs und 11021 mit dem Nachtkurs. Das sind für die damalige Zeit

Postgebäude Herzogenbuchsee mit Postkutschen um 1910. Foto: PTT-Museum Bern

Postkutsche vor der Post Oberbipp um 1890. Foto: PTT-Museum Bern

Postkutsche vor dem «Löwen», Melchnau, 1910. Foto: Heidi Morgenthaler, Melchnau

Postkutsche (4pl. Berline) vor dem Postbüro Melchnau. Foto: PTT-Museum Bern

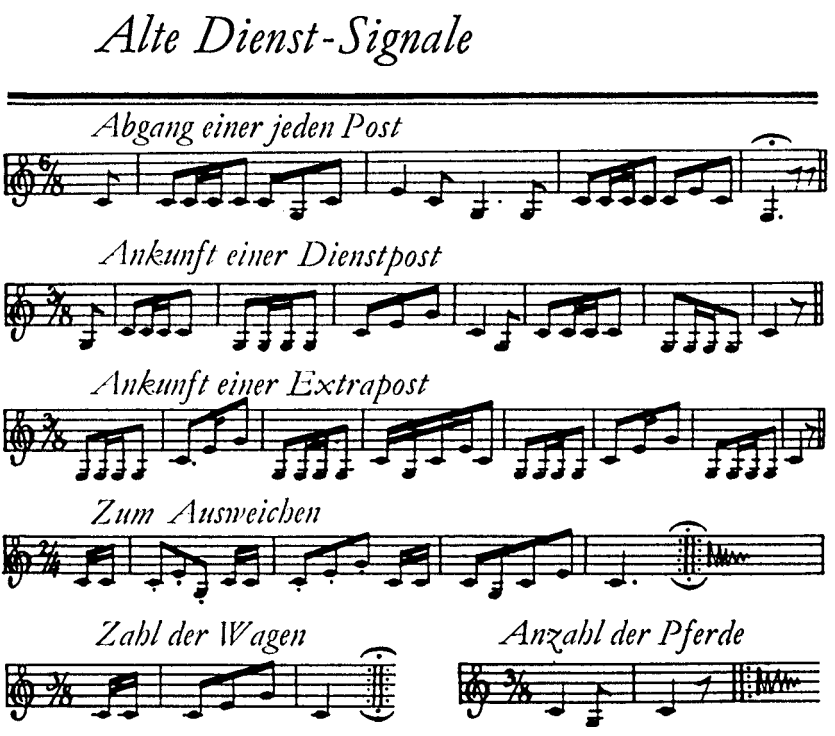
Postkutsche vor der Post in Wiedlisbach. Foto: Hans Beer/Bibliothek Herzogenbuchsee

ausserordentlich viele Reisende, welche mit Postkutschen durch unsere Dörfer fuhren. Die Kutschenpost (Malle-Postchaisen) transportierte neben Reisenden auch Wertsachen, Pakete und Briefe.

### *Aus dem Reisebericht eines englischen Dichters*

Der englische Dichter Samuel Rogers unternahm im Jahre 1815 eine Schweizer Reise. Er schildert den Oberaargau wie folgt:

«Die Strasse von Bern nach Herzogenbuchsee führt in nordöstlicher Richtung durch eine hügelige Landschaft mit Wäldern, Bauernhöfen und Schlössern. Es war Sonntag und die Einwohner standen in ihrer besten Tracht vor den Türen, lehnten aus den Fenstern oder fuhren in Einspännern und Chaisen durch die Strassen. In der Schweiz wird nicht so viel geritten wie in England.




Wir assen in Herzogenbuchsee, etwa zwanzig Meilen nördlich von Bern. Die Herberge war gross und sauber und die Gaststube im Erdgeschoss voll von Männern und Frauen. Ein dünner Yvorne wurde ausgeschenkt.

Nach dem Essen spazierten wir auf dem Friedhof. Eine grosse Trauerweide beschattete ein Grab, und man sah viele Federnelken. Der Blick auf die Alpen war immer noch herrlich; jetzt wurden sie von der Abendsonne angestrahlt, und ihre Umrisse, von Licht und Schatten markant modelliert, mit unzähligen Vorsprüngen und Vertiefungen wirkten so sanft und silbrig und fürs Auge fast so stofflos wie leichte Sommerwolken.

Wir fuhren am selben Abend im hellsten Mondschein weiter und kamen nach Murgenthal. In diesem Dorf war jeder Stein, jeder Ziegel am rechten Platz und jedes Strohdach in bestem Zustand. Als ich mein Bett bestieg, hörte ich einen Knaben fröhlich aus dem Fenster singen.»

Postkutsche Pavillon Huttwil–Melchnau (–Langenthal) vor der Post Gondiswil, um 1900. Foto: PTT-Museum Bern

Post Schwarzenbach bei Huttwil mit Postkutschen zirka 1900. Links: Huttwil–Sumiswald. Rechts: Huttwil–Wyssachen. Foto: PTT-Museum Bern

Bleienbach am Eröffnungs-Festtag für die neue Automobilpost Herzogenbuchsee–Langenthal 1917.

Letzte Post von Bleienbach nach Langenthal 1917. Foto: Elisabeth Ammon, Herzogenbuchsee

### *Die Eisenbahnen kommen*

Mit dem Aufkommen der Eisenbahnen (ab 1857) verschwanden die einträglichen grossen Mittellandstrecken. Es bot sich der Post Gelegenheit, ihre Kurslinien auf Nebenstrecken auszudehnen. Die Zahl der aufgehobenen Postkurse konnte durch kleinere Kurse ausgeglichen werden: 1850 verkehrten in der Schweiz 158 Postkutschen auf 498 Linien, und 1900 waren es 1659 Postkutschen auf 789 Linien. Auch der Oberaargau kam in dieser Zeit zu neuen Linien; andere erfuhren durch die Bahn nur eine Abkürzung. Es waren dies:

- Langenthal–Bleienbach–Thörigen–Herzogenbuchsee
- Langenthal–Rohrbach–Huttwil
- Langenthal–Melchnau–Huttwil–Zell–Willisau
- Langenthal–Murgenthal (1 Stunde)
- Herzogenbuchsee–Seeberg–Grasswil–Koppigen
- Herzogenbuchsee–Wangen–Dürrmühle (1½ Stunden)
- Huttwil–Wyssachen
- Huttwil–Sumiswald–Burgdorf
- Huttwil–Eriswil
- Riedtwil–Oschwand
- Kleindietwil–Oeschenbach
- Rohrbach–Rohrbachgraben
- Wiedlisbach–Oberbipp u.a.

### *Strenge Vorschriften*

Zu den Pflichten eines Posthalters gehörte die Haltung einer bestimmten Anzahl tauglicher Pferde nebst benötigtem Geschirr. Gefährliche oder mit Untugenden behaftete Pferde waren für den Postdienst nicht geeignet. Die Anzahl der Pferde zur Bespannung hing vom Gewicht der Ladung und von der Kutschenart ab. Bei den zweispännigen Überlandwagen waren die vierplätzigen Berlinen am häufigsten.

Die Postillione hatten die Fahrzeiten genau einzuhalten. Verspätungen waren soweit möglich durch schnelleres Fahren auszugleichen. Ein Anhalten vor Wirtshäusern in Orten, wo sich keine Poststelle befand, war strikte verboten.

Postillion mit Sommerhut um 1900.
Foto: PTT-Museum Bern

Posthorn aus der Postkutschenherrlichkeit. Foto: PTT-Museum Bern

Bei Nachtfahrten war, ausser bei hellem Mondschein, auf Kosten des Reisenden in den Laternen des Wagens stets Licht zu halten. Das Tabakrauchen war dem Postillion während der Fahrzeit untersagt; Nüchternheit war oberstes Gebot.

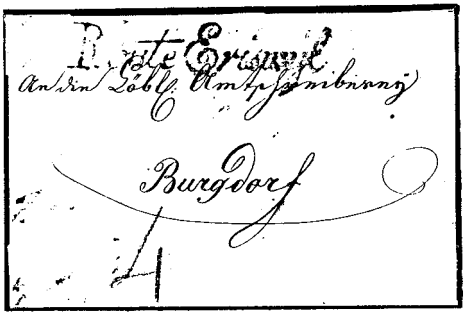
Die Pferdehalter wurden gebüsst, wenn die Rossgeschirre mangelhaft waren. Der Postillion hatte auch in vorschriftsgemässer und sauberer Kleidung anzutreten. Überdies gehörte das Posthornblasen zu den Anstellungsbedingungen. Postreisende fanden in den Postämtern des Kantons Bern Bücher, in welche sie ihre Beschwerden eintragen konnten.

### *Ereignisse und Stimmen aus der Postkutschenzeit*

Anfänglich wurde viel über die aufkommenden Postkutschentransporte gespottet. Das Reisen mit der Postkutsche «gebe Anlass zu Mariagen», meinte ein Kritiker. Ein weiterer übler Umstand seien die «allzu grossen Gesellschaften in den bequemen Postkutschen, die immer voll schöner, duftender

ROUTE ERISWIL

1817




VON LOTZWIL NACH BURGDORF

Frauenzimmer steckten, und wo die Passagiere so sitzen, dass sie einander ansehen müssen, wodurch nicht allein eine höchst gefährliche Verwirrung der Beine entstehe, daraus eine nicht mehr aufhörende Verwirrung der Seele und Gedanken zu konstatieren sei, so dass mancher junge Mensch anstatt ans Reiseziel, zum Teufel gereist sei».

Im Jahre 1786 kommt es im Städtchen Bremgarten an der Reuss zu einem Überfall auf eine «Messagerie-Coche» von Bern. Der Wagen wird umgestürzt, der Postillion verprügelt und die Ladung beschädigt. Die Übeltäter waren die «ehrenwerten Schneider und Schuhmacher aus Bremgarten, welche mit diesem Gewaltakt gegen die Einfuhr von billigeren Kleidern und Schuhen aus dem Bernbiet (Langenthal) und dem Aargau protestieren wollen».

Die Postkurse Bern–Zürich sorgten in Langenthal für einigen Unmut, denn sie hielten bis 1856 abwechslungsweise bei zwei Wirtshäusern und fuhren erst nachher zum Postbüro. Einem dritten Wirt gefiel dies nicht, und die Aussteigehalte wurden auf seine Intervention hin verboten.

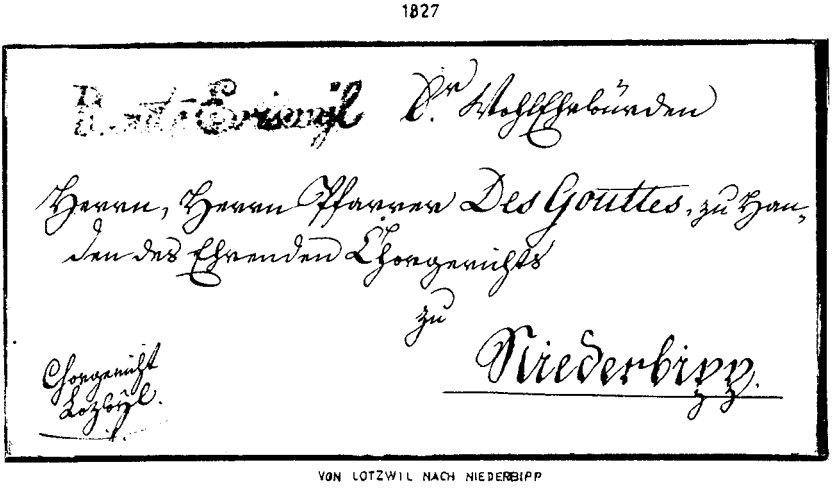
### *Schattenseiten der Postkutschenromantik*

Das Reisen mit der Postkutsche war bei den damaligen Strassenverhältnissen nicht immer angenehm. Mitunter war die Reise recht beschwerlich und gefährlich. Für den Postillion war es nicht leicht, vier ungeduldige Pferde zu lenken. Dies bedurfte einer gewissen Härte und eines unerbittlichen Durchsetzungsvermögens. Hoch auf dem Bock war der Postillion stets Wind, Re-

Die letzte Post Wangen a.d.A. – Herzogenbuchsee, 29. Februar 1916.

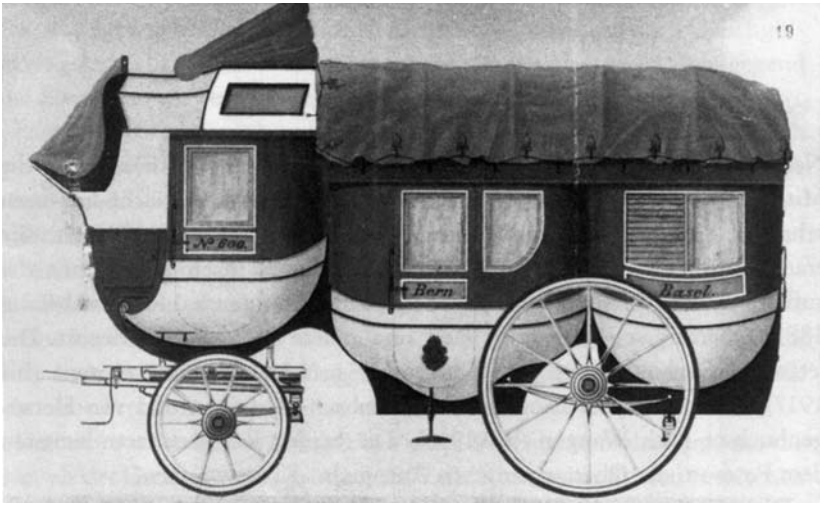
Zweispännige Chaisenpost in Wangen a.d.A. um 1900. Foto: Adolf Roth, Wangen a.d.A.

Schlitrenpost in Melchnau um 1910. Foto: Heidi Morgenthaler, Melchnau




Alte Poststempel aus der Sammlung Otto Weber, Lotzwil.

Zwei Postkutschen in Langenthal, um 1900/1910, Restaurant Markthalle (4pl. Berlinen, eckige Form).




Seitenansicht eines l6pl. Postwagens der Eidg. Post, um 1850/55. Mit Streckenbezeichnung Bern-Basel. PTT-Museum Bern

gen und Schnee ausgesetzt. Die Fahrgäste schwitzten im Sommer und froren im Winter. Leider konnte man die Mitreisenden nicht auslesen. Auf langen Reisen war Rücksichtnahme in den doch engen Kutschen unbedingt notwendig. Die Strassen waren öfters voll fusstiefer Löcher, staubig und bei Regen meist morastig. Ein Überholen war bei den damaligen schmalen Strassen nicht möglich. Rad- und Achsenbrüche waren an der Tagesordnung. Die Federung der Wagen war vielfach mangelhaft. Postkutschen und Fuhrwerke kamen sich öfters in die Quere, wobei gegenseitig etwa auch Schmähworte fielen.

### *Vom Postillion*

Der Postillion war kein Beamter der Post, sondern ein Angestellter des Postpferdehalters. Die Postillione gaben mit dem Posthorn weithin hörbare Signale. Jede dieser Melodien hatte eine andere Bedeutung. Viele Postillione erfreuten ihre Fahrgäste mit gekonnten Vorträgen. Bei grösseren Reisen setzte die Post Schirrmeister oder Kondukteure, wie sie später auch genannt wurden, ein. Sie hatten die Aufgabe, im Vorbeifahren auch Telegrafenleitungen auf allfällige Defekte zu überwachen.

### *Abschied von der Pferdepost*

Nach Eröffnung der Bahnstrecke Bern–Zürich im Jahre 1857 wurden die Mittellandlinien aufgehoben. Die Reisenden vermissten die Nacht-Eilposten sehr, da die Bahnen Nachtverbindungen erst ab 1886 einführten. Sie erachteten Nachtzüge als zu gefährlich. Nach und nach verdrängten die aufkommenden Privatbahnen (Gäubahn 1876, Langenthal–Huttwil-Bahn 1889, Oberaargau–Jurabahnen 1907 und andere mehr) die Pferdepost. Die letzten Kutschen fuhren von Langenthal nach Melchnau–Reisiswil (bis 1917), Einspännerpost Langenthal–Bleienbach–Thörigen und von Herzogenbuchsee nach Wangen (bis 1916). Die beiden letztgenannten mussten dem Postauto der Oberaargauischen Automobil-Kurse weichen.

Diesen privaten Automobillinien hafteten oft verschiedene Mängel an, und sie litten häufig unter Betriebsstörungen. Einige gingen nach kurzer Zeit wieder ein und wurden wieder durch die billigeren Pferdepostkurse ersetzt.

Dem Publikum fehlte anfänglich das Vertrauen in diese «neuartigen Fuhrwerke». Im Oberaargau behaupteten sich aber die Automobilkurse gut und erfreuten sich stets grösserer Beliebtheit.

## *Quellenangaben*

Die Geschichte der Schweizerischen Post 1849–1949/Die Reisepost.
W. Balmer, Melchnau, Auszug aus dem Dorfbuch von Melchnau/Postwesen.
U. Bretscher, Von der Postkutsche zum Postauto.
Roman Bussmann/Josef Gräni, Kleine Luzerner Postgeschichte 1988.
Ebel, Anleitung für die Schweiz zu bereisen/Orell Füssli 1809.
Joos Gartenmann, Die Pferdepost in Graubünden/Desertina Verlag.
Arthur Geiser, Alte Poststempel von Langenthal (Langenthaler Heimatblätter 1986).
Walter Gfeller, Vom Römerweg zum Taktfahrplan/Zur Geschichte des Postwesens im Amt Wangen und in Herzogenbuchsee.
J. J. Leuthy, Der Begleiter auf der Reise durch die Schweiz 1841 (PTT-Bibliothek).
H. P. Lindegger, Herzogenbuchsee und die ersten Autofahret (Jahrbuch des Oberaargaus 1987).
Georg Luck, Der Dichter in der Kutsche/Die Schweizerreise des Herrn Samuel Rogers (Verlag Nagel + Kimche).
Walter Wolf/Richard Weich, Postkutschen-Romantik/AT Verlag.
Arthur Wyss, Die Post in der Schweiz (Verlag Hallwag 1987).
Fussboten, Landkutschen und Messagerien der Stadt Bern von 1694–1850 (PTT-Bibliothek 1985).
Instruktion für die Reisenden, in Betreff der Berner Diligences von anno 1794 (PTT-Bibliothek, Bern).
Nachrichten für Reisende in der Schweiz 1796 (PTT-Bibliothek).
Verzeichnis der im Kanton Bern bestehenden Postwagendienste und ihre Verbindungen im Jahre 1847 (PTT-Bibliothek).
Karl Rolli, Die Entwicklung des oberaarg. Verkehrswesen (Jahrbuch des Oberaargaus 1959).
100 Jahre Staat Bern im Schweizerischen Bundesstaat 1848–1948.
Festschrift 50 Jahre Briefmarkensammlerverein Langenthal und Umgebung 1931–1981.
Festschrift 50 Jahre Philatelistenverein Huttwil 1938–1988.

## *Fotonachweis*

Fotos aus den Sammlungen des PTT-Museums, Bern; Dorfarchiv von Herzogenbuchsee; Fräulein Elisabeth Ammon, Herzogenbuchsee; Frau Heidi Morgenthaler, Melchnau; Frau Bertha Zimmerli, Langenthal, und von Herrn Adolf Roth, Wangen a.d.A.; Heimatsammlung: Otto Weber, Lotzwil.

## *Dank*

Für die freundliche Hilfe dankt der Verfasser Frau Heidi Morgenthaler, Melchnau, den Herren Ernst Bläuer, Herzogenbuchsee, Rudolf Bürgi, Roggwil, Walter Gfeller, Herzogenbuchsee, Adolf Roth, Wangen a.d.A., Max Schneeberger, Langenthal, Otto Weber, Lotzwil, U. Kronig, PTT-Museum Bern, insbesondere auch den Herren Heinz Schneeberger, Langenthal, und Urs Zaugg, Oberönz.

# WIE HUTTWIL ZU SEINER BAHN KAM

JÜRG RETTENMUND

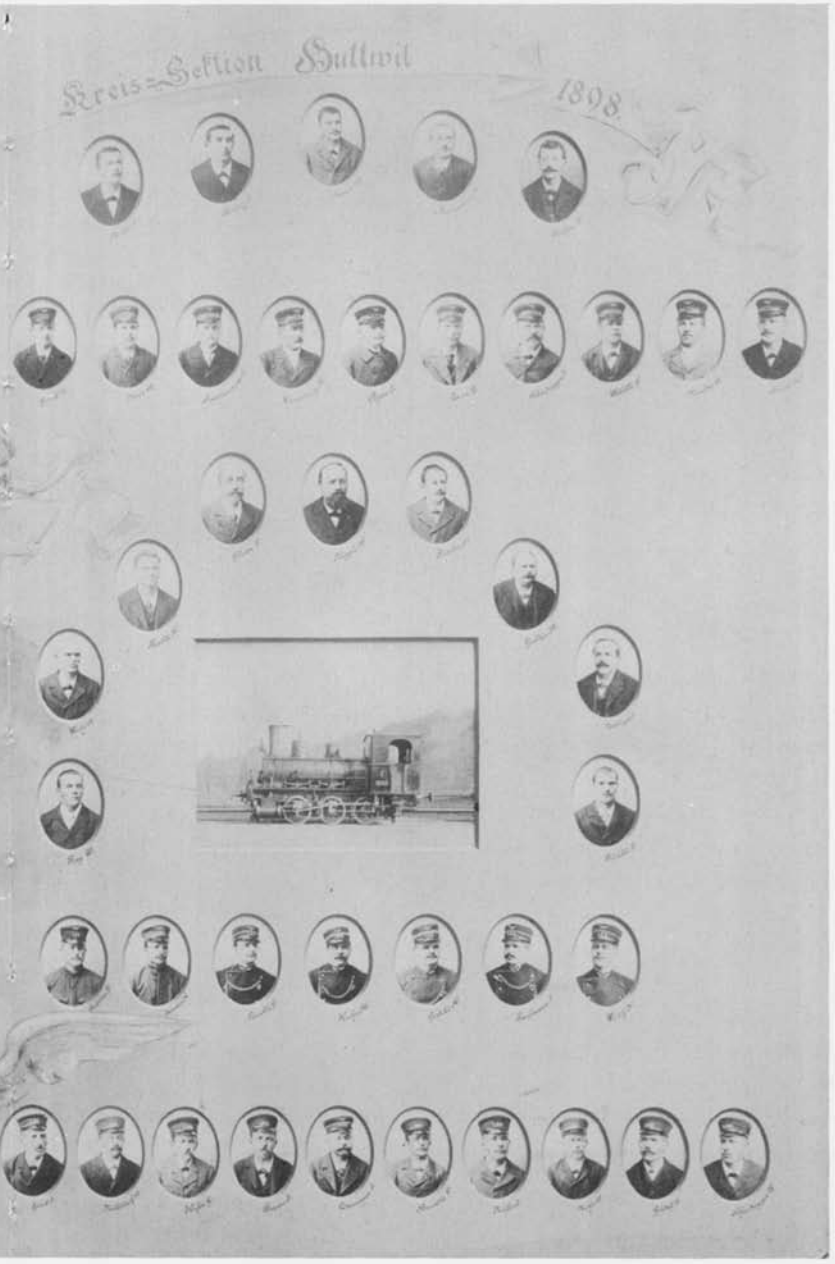
«Was lange währt, kommt endlich gut!», liess der Huttwiler Stadthauswirt Jakob Minder auf die Servietten für das Festbankett drucken, zu dem sich die geladenen Gäste nach der feierlichen Eröffnungsfahrt des ersten Zuges der Langenthal–Huttwil-Bahn (LHB) am 31. Oktober 1889 setzten. In der Tat ist die Vorgeschichte dieses Tages lang und voller Irrwege. Mit dieser Zeit, dem halben Jahrhundert, das nach dem Aufkommen der ersten Eisenbahnideen in der Schweiz verfloss, bis Huttwil Anschluss an das neue Verkehrsmittel erhielt, befasst sich der nachfolgende Bericht.

Die Eisenbahnen hatten es in der Schweiz schwer, Fuss zu fassen. Die Initiativen von Wirtschaftskreisen scheiterten in den dreissiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts an der Uneinigkeit der einzelnen Gliedstaaten der Eidgenossenschaft. So wurden vor der Gründung des Bundesstaates 1848 lediglich der Anschluss Basels an die Elsässerbahn in Saint-Louis und die sogenannte Spanisch-Brötli-Bahn von Zürich nach Baden gebaut.

Der junge Bundesstaat erhielt mit der Bundesverfassung von 1848 die Kompetenz, öffentliche Werke zu unterstützen oder selbst zu errichten. Diese Gesetzesgrundlage erlaubte sowohl den Staatsbau wie auch die Untetstützung privater Bahngesellschaften. Im Auftrag des Bundesrates entwarfen die britischen Ingenieure Robert Stephenson und Henry Swinburne auf dem Papier ein nationales Bahnnetz. Dieses sah ein Eisenbahnkreuz vom Bodenbis zum Genfersee und von Basel nach Luzern mit Schnittpunkt in Olten vor.

Entgegen dem Antrag des Bundesrates und der eigenen vorberatenden Kommission beschloss jedoch der Nationalrat am 8. Juli 1852 mit 68:22 Stimmen, den Bau der Eisenbahnen nicht durch den Bund ausführen zu lassen, sondern ihn Privaten und den Kantonen zu überlassen. Für die Konzessionserteilung wurden die Kantone zuständig erklärt, dem Bund war bloss eine Ratifikation vorbehalten.

Verein
Schweizerischer Eisenbahnangestellter


Kreis-Sektion Sulzwil
1898

## *Die Zentralbahn*

Im Bernbiet war die Stimmung der Bevölkerung anfangs der fünfziger Jahre den Eisenbahnen nicht günstig. Dies galt auch für die 1851 an die Macht gelangte konservative Regierung. Trotzdem musste sie sich mit der Frage befassen, als 1852 die in Basel domizilierte Zentralbahn ein Konzessionsgesuch für eine Linie Olten–Murgenthal–Langenthal–Herzogenbuchsee–Burgdorf–Bern, mit einer Abzweigung von Herzogenbuchsee nach Solothurn, einreichte.

Unter dem Druck der Verhältnisse – der Kanton und insbesondere die Stadt Bern drohten umfahren oder der Kanton zur Erteilung der Konzession gezwungen zu werden – stimmte der Grosse Rat dem Konzessionsvertrag zu, der der Bahngesellschaft weitgehende Zugeständnisse machte und ihr besonders das Vorzugsrecht für weitere wichtige Linien im Kanton zusicherte. Nur zwei Jahre später musste der Kanton der in Finanzschwierigkeiten geratenen Zentralbahn mit einer Subvention von vier Millionen Franken unter die Arme greifen, bevor die Linie im Verlauf des Jahres 1857 eröffnet werden konnte.

Im Verlauf der Debatten um die Zentralbahn dürften sich auch im Amt Trachselwald gewisse Kreise zum ersten Mal konkret mit dem neuen Verkehrsmittel auseinandergesetzt haben. Zwar hat sich keiner der Grossräte aus dem Amt in der Diskussion engagiert; von elf Vorstellungen, die dem Kantonsparlament zu dieser Frage eingereicht worden sind, stammte aber je eine aus Dürrenroth und Eriswil.[1] Leider ist der Inhalt dieser beiden Eingaben nicht bekannt. Einzelne Persönlichkeiten scheinen zudem schon zu jener Zeit die Idee einer Bahn von Bern nach Luzern durch das Unteremmental geboren zu haben, sei es direkt über Walkringen oder via Burgdorf, doch stiessen sie damit sowohl bei ihren Mitbewohnern wie bei der Zentralbahn auf grosse Opposition.[2]

Im Gemeindearchiv von Sumiswald findet man aber noch eine weitere Quelle, die zeigt, wie die Gemeinden des Amtes mit der Eisenbahn in Kontakt kamen. Nach einem Eintrag ins Protokoll des Gemeinderats suchte das Eisenbahnunternehmen Funke Arbeiter für den Bau der Hauensteinlinie bei Liestal. Der Gemeinderat von Sumiswald beauftragte darauf den Präsidenten der Armenkommission, eine Liste der arbeitsuchenden Leute zu führen und darin diejenigen speziell zu bezeichnen, denen gute Empfehlungen und Zeugnisse ausgestellt werden könnten.[3]

Serviette für das Festbankett der Eröffnungsfeier der Langenthal–Huttwil-Bahn 1889.

## *Die Ostwestbahn*

Die Berner Regierung war ursprünglich der Meinung gewesen, durch den Vertrag mit der Zentralbahn günstig zu einem kantonalen Eisenbahnnetz zu kommen. Doch die nachträglich nötig gewordene Subvention blieb nicht das einzige Problem mit der Basler Gesellschaft. Die finanziellen Schwierigkeiten führten auch dazu, dass diese die ihr zugesicherten Linien von Bern nach Biel und Thun nicht bauen wollte.

Da schien die Ostwestbahn-Gesellschaft als Retterin in der Not aufzutauchen. Diese Gesellschaft beabsichtigte, eine von der Zentralbahn unabhängige Verbindung von der West- in die Ostschweiz via Bern, Luzern und Zug nach Zürich zu erstellen. Damit geriet das Amt Trachselwald unvermittelt ins Interesse der Eisenbahnpolitiker, denn die Verbindung von Bern nach Luzern führte seit altersher durch das Worblental über Bigental, Sumiswald und Huttwil.

Diese Route hatte zwar schon vor dem Bau der Bahnverbindung Bern–Olten–Luzern gegenüber derjenigen über Langnau und das Entlebuch an Bedeutung verloren, beförderte doch der Tageskurs der Post über Langnau im Jahre 1856 7184 Reisende, während es auf dem Nachtkurs durch das Unteremmental bloss 5105 waren. Die Unteremmentaler Postlinie war damit bereits vor 1857 defizitär, während die Entlebucher erst nach der Eröffnung der Bahnlinie über Olten in die roten Zahlen rutschte.[4]

Trotzdem scheint die Linienführung durch das Unteremmental ganz ursprünglich die naheliegendere gewesen zu sein, wie aus einem späteren Votum des Sumiswalder National- und Grossrats Karl Karrer geschlossen werden kann.[5] Doch während zwischen Bern und Worb offenbar verschiedene Varianten geprüft wurden, scheint die Fortsetzung der Linie über Walkringen und das Unteremmental in jener frühen Zeit nie näher untersucht worden zu sein. Es seien nicht geografische Gründe gewesen, die dazu geführt haben, kann wiederum späteren Voten Karrers entnommen werden, sondern «die Apathie der betroffenen Bevölkerung». Das Unteremmental sei «wie ein Mann» gegen die Ostwestbahn gewesen, «mit wenigen Ausnahmen», die fast alle «Vertreter der Landesgegend im Grossen Rate» waren.[6]

Nun mag man diesen Äusserungen Karrers mit Misstrauen begegnen, weil er, wie wir später sehen werden, in dieser Sache Partei war. Doch werden sie auch von anderer Seite bestätigt. So musste der Worber Grossrat Liechti zugeben, dass die Ostwestbahn im Dorf Worb auf Widerstand gestossen war.

Karl Karrer (1815–1886) gehörte zu den frühen Eisenbahnpolitikern des Amtes Trachselwald.

Und als im Jahre 1891 ein Projekt vorlag, um die Unteremmentaler Linie doch noch zu verwirklichen, bekannte Kommandant Jakob Appenzeller an einer Versammlung in Weier, die Zeiten hätten sich inzwischen geändert: «Vor 15 Jahren habe noch, wenn auch nicht Widerwillen, so doch Gleichgültigkeit geherrscht. Heute habe man einsehen müssen, dass eine Landesgegend ohne Eisenbahn ein verlorner Posten sei.»[7]

Es waren aber auch noch andere Gründe, die dazu führten, dass schliesslich die Linie durch das Entlebuch bevorzugt wurde. So bemühte sich die Ostwestbahn, der Zentralbahn die Linie Bern–Thun abspenstig zu machen. Da hätte die Luzerner Linie bis Gümligen auf den gleichen Schienen geführt werden können. Um von der unbeliebten Basler Gesellschaft völlig unabhängig zu sein, wurde ein eigener Bahnhof auf dem Kirchenfeld geplant, von wo aus eine Linienführung nach Worb Dorf schwer zu realisieren war. Schliesslich dürfte auch die Rampe Worb-Enggistein für die damalige Eisenbahntechnik nicht ohne Probleme überwindbar gewesen sein.[8]

Deshalb war in den Unterlagen von einer Unteremmentaler Linie nie die Rede, als der Grosse Rat am 3. April 1857 die Konzession für den bernischen Teil erteilte und anderthalb Jahre später eine Subvention von zwei Millionen Franken an das Unternehmen bewilligte. Von den Trachselwalder Grossräten meldete sich einzig Karl Karrer zu Wort. Er gab zwar zu, dass die Bahn den

Interessen des Amtes Trachselwald bedeutend zuwiderlaufe. Denn dieses käme damit praktisch zwischen die Zentralbahn und die Ostwestbahn zu liegen, was den nachteiligen Effekt haben werde, dass die Gewerbetreibenden wegziehen würden, um sich anderswo, entlang den Bahnlinien, anzusiedeln. Trotzdem sprach sich Karrer für die Ostwestbahn aus. Er gab sich in seinen Ausführungen als Anhänger des Zweiliniensystems zu erkennen, mit dem der Zentralbahn eine Konkurrenzbahn entgegengesetzt werden sollte. Als eigentlich entscheidend aber wertete er die Tatsache, dass die Ostwestbahn den Sitz ihrer ganzen Verwaltung in Bern einrichten wollte, womit die Bundesstadt endlich an Bedeutung mit Zürich, Basel, Genf, St. Gallen und Freiburg gleichziehen könnte, die alle bereits eine Eisenbahnverwaltung besässen.[9]

### *Projekt für eine Bahn Burgdorf–Langnau*

Trotzdem blieben einzelne Personen im Amt Trachselwald nicht passiv. Es gab nämlich parallel zur Ostwestbahn Bemühungen für eine Bahnlinie, die dem Emmental viel mehr dienen würde: Eine Verbindung von Burgdorf entlang dem Tal der Emme und seinen gewerbereichen Dörfern nach Langnau. Es scheint sogar Bestrebungen gegeben zu haben, die Linie über Kirchberg und Münchenbuchsee nach Biel zu verlängern, und so die Ostwestbahn-Verbindung Neuenstadt–Biel–Langnau–Luzern auf diese Weise herzustellen.[10]

Bei der Eröffnung der Ramsei–Sumiswald–Huttwil-Bahn 1908 erinnerte sich der Sumiswalder Nationalrat Dr. Adolf Müller, wie er schon 1858, als 18jähriger Jüngling, zusammen mit seinem Vater, Grossrat Jakob Müller, für diese Bahn Unterstützung gesucht habe. In Sumiswald und Umgebung sollen von privater Seite 77 000 Franken gezeichnet worden sein. In einer Petition vom 27. September 1858 verlangten mehrere Gemeinderäte aus dem Unteremmental die Erstellung einer Eisenbahn von Burgdorf nach Langnau oder wenigstens nach Sumiswald. Die Konzession sollte unter den gleichen Bedingungen erteilt werden wie die der Ostwestbahn. [11]

Bis zur Debatte im Grossen Rat über die Subvention von zwei Millionen Franken für die Ostwestbahn, scheint dieses Projekt aber bereits weitgehend gestorben zu sein. Jedenfalls wehrte sich keiner der Trachselwalder Parlamentarier mehr für diese Konzession, und den Grossräten aus dem übrigen Kantonsgebiet, die noch für diese Linie eintraten, konnte der Signauer Grossrat

Der Bahnübergang Walkestrasse bei der Einfahrt der Züge von Langenthal in den Bahnhof Huttwil um die Jahrhundertwende. Man beachte die geschlossene Bahnschranke!

Gfeller unwidersprochen vorhalten, sie versuchten, das untere und das obere Emmental zu trennen. Das Projekt Burgdorf–Langnau sei nie sehr ernsthaft verfolgt worden und die beiden Landesteile hätten ihre Interessen bis zu einem gewissen Grad vereinigen können.[12]

### *Das Ende der Ostwestbahn*

Im Amt Trachselwald scheint dies keine grosse Enttäuschung ausgelöst zu haben. Die Ostwestbahn aber nahm schon bald ein böses Ende, wurde im Volksmund zur «O-wetsch-Bahn». Lediglich der Abschnitt Neuenstadt–Biel konnte fertiggestellt und im Dezember 1860 in Betrieb genommen werden. Im Juni 1861 ging die Gesellschaft Konkurs und die Linie Bern–Langnau war noch bei weitem nicht betriebsbereit. Bereits im Dezember 1860 hatte der Grosse Rat des Kantons Bern eine Untersuchungskommission eingesetzt, der auch der Sumiswalder Karl Karrer angehörte.[13]

Am 3. März 1861 fand in Burgdorf eine Besprechung der Gemeinden des Emmentals und des Oberaargaus über die Ostwestbahn-Angelegenheit statt, an der auch Gemeinden aus dem Amt Trachselwald teilnahmen. Die Versammlung beschloss zu beantragen, die Gesellschaft zu liquidieren, bevor sich der Kanton weiter für das Unternehmen engagiere.[14]

Dies geschah auch, denn im Juni 1861 musste sich die Bahngesellschaft auflösen. Dem Kanton Bern aber blieb nichts anderes übrig, als die Linien Neuenstadt–Biel–Bern–Langnau aus der Konkursmasse aufzukaufen und sie im Staatsbau fertigzustellen. Am 6. Dezember 1861 setzte der Kanton zur Fortführung der Arbeiten ein dreiköpfiges Direktorium ein. Auch hier stossen wir wieder auf den Namen Karl Karrer, der sich vor allem mit dem Rechtswesen, speziell den Expropriationen, befasste.[15]

Im Dezember 1863, als sich noch vor der Eröffnung der Langnaubahn erneut ein finanzielles Fiasko abzeichnete, befasste sich eine Versammlung von Abgeordneten der Gemeinden des Amtes Trachselwald in Sumiswald erneut mit dieser Angelegenheit. Sie beschlossen eine Petition an den Grossen Rat, in der sie forderten:

– Bevor sich der Staat für weitere Eisenbahnbauten verpflichtet, soll er die bereits übernommenen fertigstellen und deren Rentabilität abwarten.

– Es soll ein Gesetz erlassen werden, nach welchem alle Gesetze, die das Volksvermögen «in höherem Masse» beanspruchen, dem Referendum des Volkes unterstellt werden müssen.[16]

Mit dem zweiten Punkt griff die Versammlung von Sumiswald eine Forderung der sogenannten «Aarberger Petition» auf. Mit dieser hatten insgesamt 13 823 Personen aus dem ganzen Kantonsgebiet gegen die Linienführung des Abschnittes Bern–Biel protestiert und eine Volksabstimmung über den entsprechenden Grossratsbeschluss verlangt. Gerade an dieser Petition aber kann abgelesen werden, wie wenig die Eisenbahnfragen die breite Bevölkerung des Amtes Trachselwald interessierten. 369 Unterschriften der Petition stammten nämlich aus dem Amt Trachselwald. Das sind nicht einmal zwei Prozent der damaligen Bevölkerung.

Das Amt Trachselwald lag damit unter dem Durchschnitt des Kantons, während die direktbettoffenen Ämter Aarberg, Laupen und Erlach zwischen zehn und 16 Prozent erreichten. Immerhin elf der 30 bernischen Ämter lagen mit drei und mehr Prozent Unterschriften über dem kantonalen Mittel.[17] Von «Eisenbahn-Täubi» im Amt Trachselwald also keine Spur. Doch dies sollte sich schon bald ändern.

*Die Unteremmentalbahn*

Die Bahnverbindung von Bern nach Langnau konnte am 1. Juni 1864 dem Betrieb übergeben werden. Sie blieb jedoch eine Sackbahn und entsprechend schlecht waten ihre Ergebnisse in diesen ersten Jahren. Die Idee einer Fortsetzung der Linie blieb deshalb im Gespräch und wurde noch konkreter, als sich abzuzeichnen begann, dass der Alpendurchstich für die Bahn am Gotthard geschehen sollte.

Bereits vor der Unterzeichnung des Gotthardvertrages zwischen der Schweiz, Deutschland und Italien 1869 wurde aber nun das Unteremmental aktiv. Im Jahr 1866 bildete sich an einer Versammlung in der «Krone» in Huttwil ein Initiativkomitee, das Studien für eine Fortsetzung der Langnau-Linie von Emmenmatt aus durch das Unteremmental nach Luzern prüfen wollte. Ihm gehörten neun Persönlichkeiten aus Sumiswald, Huttwil, Zell und Willisau an.[18]

Das Initiativkomitee scheint seine Arbeit recht gemächlich angegangen und plötzlich von der raschen Entwicklung der Vorarbeiten für die Gotthardbahn überrascht worden zu sein.[19] Am 10. März 1870 bewilligte der Grosse Rat eine Subvention von einer Million Franken an die Gotthardbahn, der das Volk am 3. April des gleichen Jahres zustimmte. Ebenfalls am 10. März hatte der Grosse Rat einem Initiativkomitee die Konzession für eine Fortsetzung der Bern–Luzern-Bahn von Langnau bis zur Kantonsgrenze bei Kröschenbrunnen erteilt, ohne dass dagegen Widerstand aus dem Unteremmental laut geworden wäre.

Bereits am 12. Februar 1870 war zwischen der Bern–Luzern-Bahn und den Kantonen Bern und Luzern ein Vertrag abgeschlossen worden, der vorsah, dass beide Kantone je zwei Millionen Franken an den Bahnbau beitragen sollten. Er sollte allerdings, ebenso wie die Konzession, erst in Kraft treten, wenn das Gotthardunternehmen gesichert war. Während Grosser Rat und Volk des Kantons Luzern dem Vertrag bereits Ende 1870/Anfang 1871 zugestimmt hatten, sollte sich das Berner Parlament erst im November 1871 damit befassen.

Erst dadurch scheinen die Unteremmentaler Initianten richtig erwacht zu sein. Am 6. Oktober 1871 sandten sie eine Eingabe an den Grossen Rat ab, mit der sie eine Absetzung des Geschäftes von der Traktandenliste verlangten, um Zeit zu erhalten, ein eigenes Projekt auszuarbeiten, das noch nicht vorlag. Das Initiativkomitee machte dafür die Schwierigkeit verantwortlich, einen

geeigneten Ingenieur zu finden.[20] Nun sei er in der Person von Ingenieur Studer in Thun gefunden, der in den nächsten Tagen seine Arbeiten beginnen solle. Inzwischen scheint sich das Initiativkomitee auch erweitert zu haben, denn als Präsident unterzeichnet Regierungsstatthalter Jakob Affolter, als Sekretär Fürsprecher Alfred Scheurer. Beide werden 1866 nicht als Initianten aufgeführt.

Das Initiativkomitee begründete seine Forderung damit, eine Linienführung über Sumiswald–Huttwil–Willisau nach Luzern oder Sursee–Cham–Zug (je nach Lage des projektierten Knotenpunktes der Gotthardbahn), käme nicht nur der betroffenen Landesgegend zugute, sondern auch der Staatsbahn. Zudem würde durch die Unterstützung des Kantons ein Landesteil im eigenen Territorium erschlossen, der von rund 50 000 Personen bewohnt sei.

Vom technischen Standpunkt aus sei die Strecke durch das Unteremmental zwar knapp zwei Wegstunden länger, dafür seien die Terrainverhältnisse einfacher, die Maximalsteigung würde bloss fünfzehn Promille betragen und nicht zwanzig wie im Entlebuch. Durch die günstigeren Steigungsverhältnisse würde der Fahrzeitverlust, der aus der längeren Strecke resultiert, ausgeglichen.

Für das Unteremmental aber sei die Eisenbahn «unerlässlich notwendig». Ohne sie würde die Gegend noch weiter absinken, der Wegzug von Handel, Industrie und Kapital würde sich fortsetzen, zurück blieben die Armut und Geistesarmut einer rein landwirtschaftlichen Gegend ohne Berührung und Anregung von aussen.

Offenbar waren die Auswirkungen der fehlenden Eisenbahnen bereits spürbar geworden. Eine Korrespondenz im «Unter-Emmentaler» spricht 1876 von «drei schwerwiegenden Häusern», die aus Sumiswald weggezogen seien, und 1882 schreibt Pfarrer Kasser, dass die bedeutenden Leinwand- und Käsefirmen an die Eisenbahnlinien gezogen seien. Namentlich bekannt sind die Leinwandfirma Schmid in Eriswil (nach Burgdorf) und das Käsehandelshaus Sommer in Häusernmoos (nach Langenthal). Die Bevölkerung im Amt Trachselwald stagnierte seit 1850, während sie im ganzen Kanton um neun Prozent gestiegen war, im Amt Bern gar um 18 Prozent. Die Bevölkerung im Amt Biel hatte sich im gleichen Zeitraum verdoppelt.[21]

Diese Tatsachen hatten offenbar zu einem Meinungsumschwung in gewissen Teilen der Bevölkerung geführt. Die Initianten konnten jedenfalls berichten, Versammlungen hätten gezeigt, dass im Volk ein Interesse an der Bahnverbindung vorhanden sei.

Gegen diese neue Variante machte jedoch der Kanton Luzern mobil, der sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, auf relativ günstige Art und Weise zu einer Bahnlinie durch das Entlebuch zu kommen. In einem Schreiben vom 27. Oktober machte der Luzerner Regierungsrat klar, dass die gesprochenen zwei Millionen Franken ausschliesslich für die Linie durch das Entlebuch bestimmt seien. Für jede andere Linie, also auch via Huttwil–Sursee oder Huttwil–Willisau, würde der zugesicherte Beitrag dahinfallen. Der Kanton Luzern lehnte selbst Verhandlungen über eine andere Linienführung vor dem Bau der Entlebuchbahn ab, schloss aber für später nicht aus, für eine Verbindung von Langenthal über Huttwil nach Sursee oder Wolhusen Hand zu bieten.[22]

### *Die drei Varianten*

Inzwischen hatte Ingenieur Studer seine Arbeit aufgenommen. Da die Zeit eilte, besichtigte er das Gelände zwischen Emmenmatt und Sursee in einem einzigen Tag. Darauflegte er drei Varianten für die geplante Linie vor.[23] Der Experte der Eisenbahndirektion, J. Cuttat, berichtete darüber seinen Vorgesetzten nach einem Treffen mit Mitgliedern des Initiativkomitees.[24]

Wäre die erste Variante verwirklicht worden, so sähe die Fahrt von Bern Richtung Gotthard ungefähr so aus: Nach der Fahrt via Konolfingen und Signau würde die Bahn von Emmenmatt aus dem rechten Emmeufer bis nach Zollbrück folgen. Dort begänne der Zug leicht zu steigen und würde nach einem 670 Meter langen Tunnel durch den Ramseiberg Grünenmatt erreichen. Von der Station Sumiswald ginge die Fahrt weiter mit 20 Promille Steigung, um nach drei Kilometern den Kulminationspunkt in Weier zu erreichen. Von dort hätte der Zug ohne aufwendige technische Kunstbauten Huttwil erreichen können.

Wäre Variante 2 verwirklicht worden, würde uns der Zug von Bern aus wieder bis nach Emmenmatt führen. Statt aber dort dem Gefälle der Emme zu folgen, würde er sofort an den rechten Hang des Tales wechseln und diesem entlang sanft ansteigen. Dadurch hätten die Überschwemmungsgebiete der Emme gemieden und der Tunnel durch den Ramseiberg auf 400 Meter verkürzt werden können. Nach der Überquerung des Heimisbach würden wir vom Dorfplateau von Trachselwald aus auf einem 200 Meter langen und 30 bis 35 Meter hohen Viadukt über das Tal der Grüne die Station im Dorf

Blick von der Hohlen auf Huttwil um die Jahrhundertwende. In der rechten Bildhälfte ist die Bahnhofanlage zu erkennen.

Sumiswald erreichen. Von dort müsste die Lokomotive dann nur noch eine Steigung von zehn Promille bewältigen, um die Weierhöhe zu erklimmen.

Die dritte Variante schliesslich war eine Untervariante des ersten Vorschlages. Sie sah die Verlegung des Bahnhofes Sumiswald nach Grünenmatt vor. Dadurch hätte die weitere Strecke an den Hang des Münnebergs verlegt werden können, womit sich die Steigung auf 16,5 Promille hätte reduzieren lassen, sofern am Kulminationspunkt in Weier zusätzlich ein 760 Meter langer Tunnel gebaut worden wäre.

Von Huttwil aus hätte die Fahrt weiter nach Sursee geführt. Auch dieser Abschnitt hätte keine technischen Probleme für den Bahnbau mit sich gebracht. Sursee wurde als Endpunkt gewählt, weil die Unteremmentaler Initianten den Kreuzungspunkt der Gotthardbahn im südlichen Zugerseeraum erwarteten. Über die Fortsetzung der Linie bis dorthin hatte man sich allerdings noch keine Gedanken gemacht.

Cuttat bedauerte in seinem Bericht, dass das Unteremmentaler Projekt sich in Konkurrenz zur Entlebuchbahn befand. Sowohl von den technischen

Bedingungen her wie von der Potenz der betroffenen Ortschaften würde es eine gründlichere Beschäftigung verdienen. Der Experte zeigte sich beeindruckt von der Arbeit, die das Unteremmentaler Komitee und Ingenieur Studer in kurzer Zeit geleistet hatten. Technisch sei die Unteremmentalbahn zwar länger als die Entlebucher Linie, die geringeren Steigungen sprächen aber für die erstere. Die Kosten dürften in beiden Fällen etwa gleich sein, dafür verspreche das Unteremmental dank mehr als doppelt so grosser Bevölkerung und grösserem Reichtum an Handel und Industrie wirtschaftlich mehr Ertrag. Aus diesem Grund empfahl Cuttat, den Entscheid über die Subvention für die Entlebuchbahn zu verschieben, bis die Studien des Unteremmentals vervollständigt sein würden.

### *Die entscheidende Grossratsdebatte*

Im Hinblick auf die Entscheidung im Grossen Rat stellte sich die Frage nach dem Wortführer der Bewegung aus dem Unteremmental. Der Mann, der für dieses Amt wie vorbestimmt schien, war Karl Karrer. Der Sumiswalder Fürsprecher sass seit 1848 im Nationalrat, seit 1850 auch im Grossen Rat. 1861/62 hatte er die Volkskammer präsidiert und seine Stellung in der Politik war so bedeutend, dass ihn Erich Grüner als «Magnaten des Emmentals» charakterisierte. Allerdings war er, wie wir bereits erfahren haben, auch mit der Ostwestbahn und der offiziellen bernischen Eisenbahnpolitik sehr eng verknüpft und kam deshalb als Wortführer der Unteremmentaler Opposition nicht in Frage. Zudem stand er nun, 1871, vor einem weiteren Höhepunkt seiner politischen Karriere, war er doch zum Grossratspräsidenten gewählt worden und sollte dieses Amt genau an dem 2. November antreten, an dem auch der Entscheid über die Bern–Luzern-Bahn traktandiert war.[25]

So wurde ein anderer Sumiswalder Fürsprecher, Alfred Scheurer, in diese Rolle gedrängt, obschon für ihn damals, wie er später in seinen Lebenserinnerungen bekannte, Eisenbahnen «böhmische Dörfer» waren. Er war 1871 in den Grossen Rat gewählt worden. Sein Urteil über seine Mitstreiter fällt allerdings wenig schmeichelhaft aus. Er habe wenig brauchbare Hilfe gehabt, schreibt er. Der grosse Haufen habe wenig helfen und höchstens herumzanken können, wo in ihrer Ortschaft der Bahnhof hinkommen sollte. Scheurer fasste seine Argumente in der Broschüre «Der Kanton Bern und die Entlebuchbahn» zusammen, die leider nirgends mehr erhalten zu sein scheint. Er

musste allerdings, wie er ebenfalls in seinem Lebensrückblick festhielt, bald einmal einsehen, dass der Vorsprung des Entlebuchprojektes zu gross und es in den einflussreichen Kreisen zu stark verankert war, als dass das Unteremmental noch eine Chance gehabt hätte.[26]

Trotzdem setzte er sich in der Grossratsdebatte vom 2./3. November noch einmal mit allen Kräften dafür ein.[27] Dort musste er allerdings gegen die Regierung und die vorberatende Kommission antreten, die beide seinen Verschiebungsantrag auf die nächste Session im Januar 1872 ablehnten. Entscheidend für diese Haltung hatte sich der Vorbehalt des Kantons Luzern ausgewirkt. Eine weitere Verschiebung könnte vom Nachbarstand als Wortbruch interpretiert werden, befürchtete Eisenbahndirektor Jolissaint. Als weiterer Nachteil erwies sich, dass inzwischen der Kreuzungspunkt der Gotthardbahn in Arth-Goldau fixiert worden war. Dadurch lief die Fortsetzung der Linie nach Sursee ins Leere und Scheurer musste viel Energie darauf verwenden, klar zu machen, dass eine Linienführung via Wolhusen nach Luzern ebenso problemlos möglich wäre.

Scheurer wurde unterstützt durch Petitionen von praktisch sämtlichen Gemeinden des Langetentales. Er wehrte sich gegen den Vorwurf, mit seinem Eintreten für die Unteremmentaler Linie Kirchturmpolitik zu betreiben, sie liege vielmehr im Interesse der bernischen Eisenbahn- und Finanzpolitik. Er wiederholte noch einmal die Vorteile in wirtschaftlicher und technischer Beziehung und rief die Grossräte auf, der nun enthusiastischen Bevölkerung des Unteremmentals und des Oberaargaus eine Chance zu geben.

Scheurer erhielt Schützenhilfe vom Huttwiler Samuel Scheidegger, der darauf hinwies, dass das Unteremmental vorderhand noch keine Subventionen verlange, sondern nur etwas Zeit, um sein Projekt auf einen vergleichbaren Stand wie die Entlebuchbahn zu bringen. Es sei für den Kanton Bern klüger, seine Finanzen auf dem eigenen Gebiet zu verbauen. Unter diesem Gesichtspunkt sei es sehr verständlich, dass der Kanton Luzern auf der Entlebuchlinie beharre.

Zur Bekämpfung der Unteremmentaler Opposition meldete sich der damals wichtigste Eisenbahnpolitiker Berns überhaupt, Bankpräsident Jakob Stämpfli, zu Wort. Der Vater des sogenannten Zweiliniensystems, das der Ostwestbahn zugrunde gelegen hatte, sah dieses durch die Nähe der Unteremmentaler Linie zur Zentralbahn gefährdet. Er verschwieg allerdings, dass es durch die Mitbenutzung der Zentralbahngeleise von Zollikofen bis Gümligen sowieso schon durchbrochen war.

Alfred Scheurer (1840–1921) war der Anführer der Unteremmentaler Eisenbahnbewegung des Jahres 1871.

Dem Unteremmental machte Stämpfli Hoffnung auf eine Realisierung der Linie Burgdorf–Langnau und auf die geplante Transitbahn von der französischen Ostbahn durch den Jura über Langenthal und Huttwil nach Wolhusen, die der Gegend viel besser dienen würden als die «Schlangenlinie» über Sumiswald und Huttwil. Dem hielt Scheurer entgegen, dass diese Bahnen das Unteremmental nur je am Rande berühren würden und deshalb weniger wert seien als das vorliegende Vorprojekt.

Die Debatte musste vertagt und am 3. November fortgesetzt werden. Während der dazwischenliegenden Nacht versuchten beide Seiten, noch unentschlossene Räte auf ihre Seite zu ziehen, nicht immer mit ganz feinen Mitteln, wie es scheint. So beklagte sich Scheurer später, man habe ihn geheissen, bei seinen Leisten zu bleiben, Kostennoten zu machen und sich nicht in Eisenbahnsachen zu mischen. Er sei auch verhöhnt worden, und sein Projekt sei schlicht als «Blödsinn» abqualifiziert worden.[28]

In der Abstimmung, die auf Antrag von Ulrich Hess, Dürrenroth, unter Namensaufruf erfolgte, unterlag der Antrag Scheurers mit 91 zu 102 Stimmen. Interessant ist eine Aufschlüsselung der Stimmen nach Landesgegend: Während das Emmental geteilt war – Trachselwald und Burgdorf waren für den Antrag, Signau und Konolfingen dagegen – finden wir das Oberland, das

Seeland und den Oberaargau auf der befürwortenden Seite, die Region Bern und den Jura, die beide durch die Linie Biel–Bern–Langnau gut erschlossen wurden und ihre Verbindung zum Gotthard möglichst rasch realisieren wollten, auf der ablehnenden.

An dieser Stelle drängt sich noch ein Wort zur Stellung von Karl Karrer auf. Ihm wird in der Sumiswalder Ortsgeschichtsschreibung die Schuld am Scheitern der Unteremmentaler Bahn zugeschrieben.[29] Dieser Vorwurf hält einer Überprüfung aufgrund der Quellen nicht stand. Wohl war Karrer stark mit der Ostwestbahn verknüpft, doch wird nirgends spürbar, dass er sich gegen eine Linienführung durch das Amt Trachselwald gewehrt hätte. Mehrmals sagt er selbst, diese Variante wäre eigentlich die vorgegebene gewesen. Doch sie scheiterte am Desinteresse und am Widerstand der Bevölkerung.

Als dann die Stimmung im Unteremmental doch noch kehrte, war es für ihn natürlich schwierig, die Front zu wechseln, ohne bei seinen bisherigen Mitstreitern in der bernischen Eisenbahnpolitik das Gesicht zu verlieren. Zudem waren ihm zu diesem Zeitpunkt die Hände gebunden, da er das Grossratspräsidium innehatte. Selbst sein Gegenspieler Scheurer erhebt nicht den Vorwurf, Karrer habe das Projekt seines Landesteils gebodigt. Er schreibt in seinen Lebenserinnerungen lediglich, man habe «froh sein müssen, wenn er den Bestrebungen der Gegend nicht direkt entgegenwirkte, sondern sich mehr neutral verhielt».[30]

Ganz widerlegt werden kann auch die Behauptung, Karl Karrer habe als Grossratspräsident den Stichentscheid gegen das Unteremmental gegeben. Denn das Ergebnis der Abstimmung lautete, wie bereits gesagt, 91:102, und aus dem Protokoll des Namensaufrufs geht eindeutig hervor, dass Karrer mit sämtlichen Grossratskollegen aus dem Amt Trachselwald für Scheurers Verschiebungsantrag gestimmt hat.

Es war für das Unteremmental ein schwacher Trost, dass seine Kritik am Projekt der Entlebuchbahn sich nachträglich mehr als bewahrheitete. Der Kostenvoranschlag für den Bau der Entlebuchbahn wurde beträchtlich überschritten und auch der Betrieb brachte nicht die versprochenen Erträge. Die Tatsache, dass die Regierung unter Missachtung ihrer Finanzkompetenzen Vorschüsse an die Gesellschaft ausbezahlt hatte, führte 1878 zu ihrem Sturz. Für den Anführer der Unteremmentaler Bewegung, Alfred Scheurer, bedeutete dies die Wahl in die neue Regierung und den Anfang einer glanzvollen Karriere als bernischer Finanz-und Eisenbahndirektor.

Der Bahnhofplatz in Huttwil um die Jahrhundertwende.

Wie sehr sich die Stimmung im Amt Trachselwald unterdessen geändert hatte, kann an den Ergebnissen dreier Volksabstimmungen abgelesen werden, die im Nachgang der Ereignisse um die Entlebuchbahn 1877 stattfanden: Der Erwerb der Bern–Luzern-Bahn durch den Staat war im ganzen Kanton mit 56,8 Prozent Ja-Stimmen angenommen worden. Das Amt Trachselwald dagegen lehnte ihn mit 70,3 Prozent Nein-Stimmen ab. In der Gemeinde Huttwil fanden sich gar nur 11 Ja-Stimmen (1,4 Prozent). Die Vorschüsse für die Entlebuchbahn und der Finanzplan des Kantons wurden im Gesamten mit 70,7, respektive 69,7 Prozent Stimmanteil abgelehnt. Das Amt Trachselwald verzeichnete 92,5 und 91,5 Prozent Nein-Stimmen. In den Huttwiler Urnen fanden sich gar nur 5, respektive 4 Ja-Stimmen (0,9/0,7 Prozent).[31] Mit diesen Ergebnissen stand das Amt Trachselwald im Kanton einzigartig da.

### *Das Eisenbahn-Subventionsdekret von 1874*

Im Anzeichen dafür, dass die Eisenbahnfrage Politiker und Bevölkerung des Unteremmentals nicht mehr gleichgültig liess, kann in der Tatsache gesehen werden, dass sofort nach der Ablehnung des Bahnprojektes im Grossen Rat

Anstrengungen unternommen wurden, die Bahnverbindung auf anderem Weg doch noch zu erreichen. Am 12. November 1871 fand in Kalchofen, Gemeinde Hasle, eine Eisenbahnversammlung statt. Sie beschloss die Fusion der Eisenbahnprojekte Burgdorf–Langnau und Burgdorf–Sumiswald–Huttwil. Sie setzte ein Komitee ein, das den Auftrag erhielt, die Vorstudien in Auftrag zu geben und die dafür notwendigen Geldmittel zu beschaffen. Als Präsident zeichnete Alfred Scheurer.

Die Grossräte der Ämter Burgdorf, Signau und Trachselwald beschlossen an einer Zusammenkunft am Rand der Februarsession 1872, die Fusion der beiden Bahnprojekte und die gemeinsame Ausführung der Vorstudien zu unterstützen.[32] Doch während die Vorarbeiten für die Bahnverbindung Burgdorf–Langnau in der Folge relativ zügig voranschritten, vernimmt man von der Abzweigung nach Sumiswald und Huttwil nichts mehr.

Verantwortlich dafür mag sein, dass man sich im Langetental unterdessen auf ein anderes Transitprojekt Hoffnung machen durfte, das eine Eisenbahnverbindung nach Langenthal gebracht hätte. Den Anschluss an das Eisenbahnnetz in diese Richtung zu suchen, scheint bereits seit dem Bau der Zentralbahn in einigen Huttwiler Köpfen herumgespukt zu haben. Zwischen 1868 und 1870 hatte ein Komitee in Huttwil versucht, eine Verbindung von Langenthal nach Huttwil zu realisieren, doch die berechnete Bausumme von drei Millionen Franken liess das Projekt wieder in weite Ferne rücken.

Dann stand Frankreich nach dem Verlust von Elsass-Lothringen plötzlich ohne direkten Anschluss seiner Ostbahn an die Schweiz und damit in Richtung des geplanten Gottharddurchstichs da. Man erwartete nun, dass die französische Ostbahn diese Verbindung von Belfort aus über Delle und Delémont wieder suchen würde. Eine Eisenbahnlinie von dort an den Vierwaldstättersee durfte deshalb mit französischer Unterstützung rechnen. Eine gut besuchte Volksversammlung in Langenthal am 17. Dezember 1871 bestellte zu diesem Zweck ein interkantonales Initiativkomitee aus den Kantonen Bern, Luzern und Solothurn mit dem Oberaargauer Nationalrat Johann Bützberger als Präsidenten.

Die Ingenieure Liardet (Jurabahn), Zschokke (Aarau) und Studer (Thun) erarbeiteten ein Vorprojekt für diese Jura–Gotthard-Bahn. Die Linie Delémont–Moutier–Klus–Langenthal–Huttwil–Willisau–Luzern–Flüelen sollte 159,5 Kilometer lang werden und ein Anlagekapital von 43 Millionen Franken erfordern. Im September 1873 erhielt das Initiativkomitee eine Konzession der eidgenössischen Räte.

Unterdessen hatten verschiedene Subventionsbegehren für Eisenbahnprojekte auch den Kanton zum Handeln gezwungen. Bisher hatte Bern 230 Kilometer Eisenbahngeleise auf seinem Territorium mit Aktienbeteiligungen von 27 Millionen Franken unterstützt. Damit waten rund zwei Fünftel der Bevölkerung in den Genuss eines Eisenbahnanschlusses in ihrer Gemeinde gekommen. Die weiteren Projekte sollten nun nach einem einheitlichen Grundsatz unterstützt werden, der in einem Dekret festgehalten werden sollte.

Um in dieses Eisenbahn-Subventionsdekret aufgenommen zu werden, bildete sich in Huttwil erneut ein Eisenbahnkomitee. Dieses liess sich von der Jura–Gotthard-Bahn die Konzession für das Teilstück Langenthal–Huttwil übertragen. Ingenieur Studer, den wir bereits von der Unteremmentalbahn her kennen, führte die Vorarbeiten weiter. Aufgrund dieser Unterlagen wurde ein Subventionsbegehren von 1,2 Millionen Franken an die Anlagekosten von drei Millionen Franken eingereicht. Die Jura–Gotthard-Bahn behielt sich ein Rückkaufsrecht für den Fall der Realisierung der ganzen Linie vor. Stationen waren im Hinblick auf den Transitcharakter der Linie lediglich in Lotzwil, Madiswil-Kleindietwil, Rohrbach und Huttwil vorgesehen, in Erwägung gezogen wurde auch eine Verpachtung des Betriebes an die Bern–Luzern-Bahn.[33]

Im Subventionsdekret waren zwei Kategorien vorgesehen: Für eingehend ausgearbeitete Projekte war die Unterstützung mit einem festen Beitrag eingesetzt, während den noch ungenügend vorbereireten Vorhaben eine Subvention von maximal einem Viertel der Anlagekosten oder 50 000 Franken pro Kilometer der auf bernischem Territorium gebauten Strecke zugesichert werden sollte.

Die vom Huttwiler Komitee gewünschte Subvention hätte eine Einreihung in die erste Kategorie erfordert. Die Regierung hielt aber namentlich die Rentabilitätsberechnungen noch für zu wenig ausgereift und beantragte deshalb lediglich eine Aufnahme in die zweite Kategorie. Zusätzlich wollte sie die Unterstützung von der Bedingung abhängig machen, dass die Fortsetzung an die Staatsbahn nach Wolhusen sichergestellt sei, weil sie dies als Voraussetzung für einen rentablen Betrieb für nötig hielt.

In der Grossratsdebatte wehrte sich Grossrat Lehmann aus Lotzwil für die Aufnahme in die erste Kategorie und die Zusicherung einer Subvention von 800 000 Franken. Er hob hervor, dass der Bau der Bahn seinerzeit bereits von der Zentralbahn offeriert worden sei. Das Komitee habe aber darauf verzich-

tet, weil es der Jura–Gotthard-Bahn den Vorzug gab, die die Fortsetzung Richtung Wolhusen in die Staatsbahn lenken wolle. Nun drohe die Talschaft durch die Langenthal–Wauwil-Bahn, die die Zentralbahn projektierte, um die Jura–Gotthard-Bahn zu verhindern, abgeschnitten zu werden.

Der Antrag Lehmann wurde von Eisenbahndirektor Hartmann bekämpft. Die Bedingung betreffend Fortsetzung der Bahn Richtung Luzern wurde jedoch dadurch abgeschwächt, dass nur die Fortsetzung nach Wolhusen vorgeschrieben wurde, nicht jedoch die Sicherstellung des Baues. Damit konnte verhindert werden, dass ein Anschluss an die Zentralbahn in Sursee gesucht wurde. Um diesen Kompromiss nicht zu gefährden, zog Lehmann seinen Antrag zurück.

Ins Subventionsdekret aufgenommen wurde ebenfalls eine Linie, die von der geplanten Emmentalbahn in Lützelflüh-Goldbach Richtung Sumiswald–Huttwil abzweigen sollte. Sie lag erst in Form eines groben Vorprojektes des Handels- und Gewerbevereins Sumiswald vor und wurde deshalb ebenfalls in die zweite Kategorie aufgenommen. Grossrat Karl Karrer beantragte sogar, die Fortsetzung von Lützelflüh nach Worb an die Staatsbahn ebenfalls aufzunehmen, um so die Unteremmentalbahn doch noch zu verwirklichen. Er musste seihen Antrag aber ebenfalls zurückziehen. Die Linie Lützelflüh–Sumiswald–Huttwil wurde ins Dekret aufgenommen, wurde nachher jedoch offensichtlich nicht weiterverfolgt.[34]

Die Bahnlinie Burgdorf–Langnau, die in die erste Kategorie aufgenommen worden war, konnte in der Folge recht zügig geplant und gebaut werden. An vorderster Front wirkte Nationalrat Karl Karrer mit. Am 11. Mai 1881 konnte die Bahn eröffnet werden. Auf einer Tafel an der Station Ramsei brachten die Bewohner des Grünentales den Passagieren des Eröffnungszuges ihr Bedauern darüber zum Ausdruck, dass sie weiterhin sieben Achtel Wegstunden und mehr vom Bahnanschluss entfernt blieben.[35]

Auf der Ostseite des Amtes Trachselwald erweiterte sich das Huttwiler Initiativkomitee an einer Versammlung am 22. Oktober 1874 in Kleindietwil um Vertreter der Einwohner- und Burgergemeinden aus dem Langetental. Es liess im Mai und Oktober 1875 Frequenzzählungen des Strassenverkehrs in Madiswil machen und verhandelte mit einem Initiativkomitee in Willisau über die Fortsetzung der Linie nach Wolhusen.

Die unerbittliche Konkurrenz zwischen den Eisenbahngesellschaften führte Mitte der siebziger Jahre zu einer Krise im Eisenbahnbau, die in der Folge den Bau des Projektes für die Langenthal–Huttwil-Bahn verhinderte.

**Postkurse von Huttwyl und Umgebung.**

vom 15. Oktober 1888 an.

**Huttwyl-Langenthal.**

| | I. | III. | IV. | VII. |
|---|---|---|---|---|
| Eriswyl ab | 4.35 | | | 3.45 |
| Huttwyl | 5.— | 9.30 | 1.50 | 4.10 |
| Rohrbach | 5.35 | 10.05 | 2.25 | 4.45 |
| Kl.-Dietw. | 5.50 | 10.20 | 2.40 | 5.— |
| Madiswyl | 6.05 | 10.35 | 2.55 | 5.15 |
| Lotzwyl | 6.25 | 10.55 | 3.15 | 5.35 |
| Langenth. | 7.— | 11.30 | 3.50 | 6.10 |
| Olten | 7.44 | 3.20 | 5.55 | 7.15 |
| Bern | 9.50 | 1.30 | 6.14 | 9.10 |

**Langenthal-Huttwyl.**

| | II. | IV. | VI. | VIII |
|---|---|---|---|---|
| Bern ab | 6.10 | 9.05 | 1.30 | 5.10 |
| Olten | 7.37 | 11.45 | 11.45 | 6.50 |
| Langenthal | 8.35 | 1.— | 3.30 | 8.— |
| Lotzwyl | 9.10 | 1.35 | 4.05 | 8.35 |
| Madiswyl | 9.30 | 1.55 | 4.25 | 8.55 |
| Kl.-Dietw. | 9.50 | 2.15 | 4.45 | 9.15 |
| Rohrbach | 10.05 | 2.30 | 5.— | 9.30 |
| Huttwyl an | 10.50 | 3.15 | 5.45 | 10.15 |
| Eriswyl | 11.25 | | 6.20 | |

**Huttwyl-Sumiswald.**

| | M. |
|---|---|
| Huttwyl ab | 5,10 |
| Dürrenroth | 6,00 |
| Waltrigen (Hänsernmoos) | 6,35 |
| Weyer | 6,50 |
| Sumiswald an | 7,20 |

**Sumiswald-Huttwyl.**

| | A. |
|---|---|
| Sumiswald ab | 4,15 |
| Weyer | 4,55 |
| Waltrigen (Hänsernmoos) | 5,10 |
| Dürrenroth | 5,30 |
| Huttwyl an | 6,15 |

**Huttwyl-Willisau.**

| | M. |
|---|---|
| Huttwyl ab | 5,25 |
| Zell | 6,15 |
| Willisau an | 7,00 |

**Willisau-Huttwyl.**

| | A. |
|---|---|
| Willisau ab | 7,50 |
| Zell | 8,45 |
| Huttwyl an | 9,35 |

**Gondiswyl-Langenthal.**

| | M. |
|---|---|
| Gondiswyl ab | 7,00 |
| Reifiswyl | 7,30 |
| Melchnau | 7,40 |
| Steckholz | 8,15 |
| Langenthal an | 8,30 |

**Langenthal-Gondiswyl.**

| | A. |
|---|---|
| Langenthal ab | 7,10 |
| Steckholz | 7,30 |
| Melchnau | 8,00 |
| Reifiswyl | 8,25 |
| Gondiswyl an | 9,00 |

**Eisenbahnfahrplan und Postkurse.**

**Huttwyl-Langenthal.**

| | | V. | V. | N. | N. |
|---|---|---|---|---|---|
| Huttwyl | Abg. | 6.31 | 10.52 | 1.49 | 5.47 |
| Rohrbach | „ | 6.40 | 11.01 | 1.59 | 5.56 |
| Kleindietwyl | „ | 6.46 | 11.07 | 2.06 | 6.02 |
| Lindenholz | „ | 6.50 | 11.11 | 2.11 | 6.06 |
| Madiswyl | „ | 6.55 | 11.16 | 2.17 | 6.11 |
| Gutenburg | „ | 7.00 | 11.21 | 2.22 | 6.16 |
| Lotzwyl | „ | 7.04 | 11.25 | 2.27 | 6.20 |
| Langenthal | Ank. | 7.12 | 11.33 | 2.35 | 6.28 |

**Langenthal-Huttwyl.**

| | | V. | N. | N. | N. |
|---|---|---|---|---|---|
| Langenthal | Abg. | 7.28 | 12.25 | 2.55 | 7.33 |
| Lotzwyl | „ | 7.36 | 12.33 | 3.06 | 7.41 |
| Gutenburg | „ | 7.41 | 12.38 | 3.11 | 7.46 |
| Madiswyl | „ | 7.47 | 12.44 | 3.19 | 7.52 |
| Lindenholz | „ | 7.53 | 12.50 | 3.26 | 7.58 |
| Kleindietwyl | „ | 7.58 | 12.55 | 3.32 | 8.03 |
| Rohrbach | „ | 8.05 | 1.02 | 3.41 | 8.10 |
| Huttwyl | Ank. | 8.18 | 1.15 | 3.55 | 8.23 |

**Huttwyl-Zell-Willisau.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Huttwyl | Abg. | 8.30 | 4.30 | Willisau Ank. | 10.00 \| 6.00 |

**Willisau-Zell-Huttwyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Willisau | Abg. | 8.20 | 4.00 | Huttwyl Ank. | 10.00 \| 5.40 |

**Huttwyl-Sumiswald.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Huttwyl | Abg. | 6.00 | Sumiswald | Ank. | 8.10 |

**Sumiswald-Huttwyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Sumiswald | Abg. | 3.35 | Huttwyl | Ank. | 5.35 |

**Dürrenro.-Huttwyl-Gondiswyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Dürrenroth | Abg. | 5.35 | Huttwyl (Bahnhof) | Ank. | 6.20 |
| Huttwyl (Postb.) | Abg. | 8.35 | Gondiswyl | Ank. | 9.15 |

**Gondiswyl-Huttwyl-Dürrenroth.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Gondiswyl | Abg. | 12.40 | Huttwyl (Postb.) | Ank. | 1.20 |
| Huttwyl (Bahnh.) | Abg. | 8.25 | Dürrenroth | Ank. | 9.15 |

**Wyßachengraben-Huttwyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Wyßachengr. | Abg. | 5.35 | 4.50 | Huttwyl Ank. | 6.25 \| 5.40 |

**Huttwyl-Wyßachengraben.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Huttwyl | Abg. | 8.15 | 8.15 | Wyßachengr. Ank. | 9.05 \| 9.10 |

**Eriswyl-Huttwyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Eriswyl | Abg. | 5.45 | 10.10 | 1.05 | 5.00 |
| Huttwyl | Ank. | 6.05 | 10.30 | 1.25 | 5.20 |

**Huttwyl-Eriswyl.**

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Huttwyl | Abg. | 8.30 | 1.30 | 4.10 | 8.35 |
| Eriswyl | Ank. | 9.00 | 2.00 | 4.40 | 9.05 |

Links: Der Fahrplan der Postverbindungen der Region Huttwil vor dem Bahnbau (15. Oktober 1888).
Rechts: Der erste Fahrplan der Langenthal-Huttwil-Bahn und der Postkurse ab 1. November 1889.

Die betroffenen Gemeinden lehnten Beiträge an die Kosten eines detaillierteren Vorprojektes ab, mit dem Einsparungsmöglichkeiten hätten abgeklärt werden sollen. Lediglich Rohrbach stimmte seinem Anteil zu.

Unter diesem Eindruck beschloss das Komitee am 18. Januar 1876 im «Kreuz» in Langenthal, seine Tätigkeit einzustellen, bis die Zeiten für den Eisenbahnbau wieder günstiger sein würden. Auch das Komitee für die Jura–Gotthard-Bahn löste sich im Dezember 1877 unverrichteter Dinge auf.[36] Als kleiner Trost blieb dem Langetental, dass auch die Zentralbahn ihr Projekt Langenthal–Wauwil stoppen musste, obschon bei Altbüron der Bau eines Tunnels bereits weit fortgeschritten war. So blieb man zwar weiterhin ohne Eisenbahnanschluss, wurde aber auch nicht in nächster Nähe umfahren.

*Die Schmalspur-Strassenbahn*

Die Anregung für eine Wiederaufnahme der Projektierung kam von aussen: Die Zentralbahn-Ingenieure Riggenbach und Burri hatten von Liestal nach Waldenburg die erste Schmalspur-Strassenbahn der Schweiz gebaut und gelangten nun an das Initiativkomitee mit der Idee, auch die Langenthal–Huttwil-Bahn mit dieser günstigen Technik zu erstellen. Das erweiterte Initiativkomitee beschloss am 23. August 1881 in Langenthal, auf die Anregung einzutreten, und erteilte den Auftrag für die nötigen Vorprojekte. Es erschien sogar nicht ausgeschlossen, dass die Zentralbahn das Projekt ausführen würde, ohne dass sich die Gemeinden finanziell engagieren müssten.[37]

Das Projekt lag im Februar 1882 vor. Nachdem auf der Waldenburgbahn wegen der geringen Spurbreite von nur 0,75 Metern ein Viehtransportwagen entgleist war, wurde für die LHB eine Spurweite von einem Meter vorgesehen. Langholz sollte aber weiterhin auf der Strasse transportiert werden. Die Geleise sollten in das bestehende Strassenbett eingebaut werden. Dies bereitete zwar etwelche Probleme, weil die Strasse nicht überall die nötige Breite von 7,3 Metern aufwies. An einer Stelle in Rohrbach war sie sogar nur fünf Meter breit. Ein problemloses Kreuzen mit entgegenkommenden Fuhrwerken wäre deshalb nicht möglich gewesen. Man hielt dies aber für vertretbar, sofern die Bahn in den Engnissen der Dörfer nur mit einer Höchstgeschwindigkeit von 7,5 Stundenkilometern verkehren und mit so wirksamen Bremsen ausgerüstet würde, dass die Züge auf sechs Meter Distanz anhalten könnten. Auf offener Strecke sollte immerhin eine Geschwindigkeit von 15 Stundenkilometern möglich sein.

Stationen waren in Langenthal, Lotzwil, Bad Gutenburg, Madiswil, Lindenholz, Kleindietwil, Rohrbach und Huttwil vorgesehen. Die Hochbauten sollten allerdings auf ein Minimum beschränkt werden. Der Billettverkauf und die Wartelokale sollten in den nächsten Wirtshäusern untergebracht werden, für den Güterverkehr waren lediglich kleine offene Rampen auf jeder Station sowie in Madiswil ein kleiner Güterschuppen vorgesehen. Damit zwei Züge kreuzen könnten, war in Madiswil zusätzlich ein Ausweichgeleise geplant.

Lediglich am Endpunkt in Huttwil sollte ein etwas grösserer Bahnhof mit einem Aufnahmegebäude, einer Lokomotivremise und einer Wasserstation gebaut werden. In Langenthal hoffte man, möglichst viel von der Infrastruk-

tur der Zentralbahn benützen zu können und bloss eine Lokomotivremise und eine Wasserstation errichten zu müssen.

Täglich sollten in beiden Richtungen im Winter drei, im Frühling und Herbst vier und im Sommer fünf Züge verkehren. Mehr gestatteten die Anschlussverhältnisse der Zentralbahn nicht. Dafür sollten zwei Lokomotiven, vier Personenwagen zu 30 Plätzen sowie sechs gedeckte und acht offene Güterwagen bestellt werden. Man hoffte, mit einer einfachen Besetzung des Zugspersonals auszukommen. Der Stationsdienst sollte durch geeignete Anwohner versehen werden.

In Huttwil sorgte die Frage des Bahnhofstandortes für eine Kontroverse zwischen dem Initiativkomitee und dem Gemeinderat. Im Projekt war dem Standort am Eingang des Städtchens der Vorzug gegenüber dem vis-à-vis der «Krone» gegeben worden. Die Gemeindeversammlung hatte jedoch auf Antrag des Gemeinderates einen Beitrag an die Projektierungskosten von einer Station beim damaligen Turnplatz auf der Hofmatt abhängig gemacht. Das Initiativkomitee kam diesem Wunsch aber nicht nach. Dies veranlasste den Gemeinderat zu einem Protestschreiben an den Regierungsrat, dem das Initiativkomitee inzwischen ein Subventionsgesuch eingereicht hatte. Er warf den Initianten vor, «ganz selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen».[38]

Die Baukosten wurden auf 652 000 Franken veranschlagt. Vom Kanton wurde eine Subvention von 350 000 Franken erwartet. Dies waren zwar mehr als der im Subventionsdekret von 1874 vorgesehene Viertel der Baukosten, aber nur die Hälfte dessen, was der Kanton gemäss diesem Beschluss an die früher geplante Normalspurbahn hätte beitragen müssen.

Widerstand erwuchs dem Projekt auch in den Gemeinden des unteren Tales, wo die Bahn durch die engen Dorfdurchfahrten geführt werden sollte. Auch diese Gemeinden wandten sich mit Protestschreiben an den Grossen Rat. Im Grossen Rat wurde dem Komitee von Andreas Schmid, Burgdorf, dem Berichterstatter der vorberarenden Kommission, vorgeworfen, zu sehr «en petit comité» gearbeitet zu haben. Zudem war die Mitbenützung der Staatsstrasse nicht geregelt. Jakob Liechti, Rüegsauschachen, schlug sogar vor, angesichts des Widerstandes im Langetental die Strassenbahn durch das Emmental zu bauen und in Emmenmatt in die Bern–Luzern-Bahn einmünden zu lassen. Um all die offenen Fragen, speziell das Reglement über die Mitbenützung der Strasse, einer Lösung zuführen zu können, wurde der Beschluss über die Subventionierung vom Grossen Rat verschoben.[39]

*Die Normalspur-Strassenbahn*

In dieser Situation, da sich das Initiativkomitee von allen Seiten mit Widerstand konfrontiert sah, brachte erneut eine technische Neuerung neue Impulse. Im Oktober 1883 war die Seetalbahn eröffnet worden, die als Normalspurbahn auf der Strasse zwischen Lenzburg und Luzern verkehrte. Im November besuchte das Initiativkomitee die Bahn und besprach sich mit den dortigen Unternehmern.

Oberingenieur Theodor Lutz, der Erbauer dieser Bahn, legte dem Komitee an der Sitzung vom 25. November im Bad Gutenburg einen Bericht vor und gab die Zusicherung, wie bei der Seetalbahn englisches Kapital für den Bau beschaffen zu können. Da die Güter in Langenthal nicht umgeladen werden mussten, versprach diese Variante eine grössere Rendite bei nur unwesentlich höheren Kosten.

Das Komitee beschloss, das Schmalspurprojekt zugunsten dieser neuen Variante aufzugeben. Lutz erhielt den Auftrag, einen Kosten- und Rentabilitätsbericht auszuarbeiten.[40] Dieser lag im Januar 1884 vor.[41] Neben der breiteren Spur sah das Projekt auch grosszügigere Hochbauten vor. So sollten an allen Zwischenstationen kleine Aufnahmegebäude mit Güterschuppen und Verladerampe errichtet werden. Lediglich bei der Haltestelle Gutenburg sollte die Billettausgabe nach wie vor im Wirtshaus geschehen. Da gleichzeitig mit dem Trasseebau die Strasse saniert werden sollte, sollte eine Maximalgeschwindigkeit von 25 Stundenkilometern auf freier Strecke und 15 Stundenkilometern in den Ortschaften möglich sein.

Es wurden täglich fünf Züge in beiden Fahrtrichtungen vorgesehen. Das Rollmaterial sollte aus drei Lokomotiven, acht Personenwagen, 16 Güterwagen, zwei Langholzwagen und zwei Postwagen bestehen. Die Baukosten wurden auf 1,14 Millionen Franken veranschlagt.

Damit die Frage der Subventionierung entschieden werden konnte, musste der Grosse Rat zuerst ein Dekret über die Mitbenützung des Strassenterrains ausarbeiten. Der vorberatenden Kommission gehörte auch der Präsident des Initiativkomitees, der Huttwiler Handelsmann Josef Zumsteg, an. Der Entwurf enthielt jedoch derart einschränkende Auflagen für die Bahnen, dass das Initiativkomitee beschloss, von der Idee der Strassenbahn abzukommen und auf die Idee einer Bahn mit eigenem Trassee zurückzukehren. Da die LHB die einzige Bahn gewesen wäre, für die das Dekret hätte angewendet werden sollen, trat der Grosse Rat auf dieses am 26. Mai 1884 gar nicht mehr ein.[42]

*Das zweite Nomalspurprojekt*

Am 8. Juni 1885 beriet das erweiterte Initiativkomitee in Kleindietwil die neue Situation. Während bei den Vertretern des oberen Tales die Notwendigkeit der Bahn unbestritten war, waren nun erstmals auch aus Langenthal positive Töne zu vernehmen: der Vertreter dieser Gemeinde äusserte sich befriedigt über die neue Lösung.[43] Von den drei Konkurrenten, die sich um die Ausarbeitung des Vorprojektes bemühten, wurde der Eisenbahnbaugesellschaft Herzog & Pümpin/Ritter/Egger, Bern/Biel/Langenthal, der Vorzug gegeben. Mit ihr konnte am 14. Dezember ein Präliminarvertrag abgeschlossen werden. Darin verpflichtete sich das Unternehmen, die Unterlagen für das Konzessionsgesuch und den Finanzausweis zu liefern, sowie das Bauprojekt anzufertigen und auszuführen.

Aufgrund dieses Vertrages wurde im Januar 1885 ein schriftliches Projekt vorgelegt. Es sah Stationen in Lotzwil, Madiswil, Kleindietwil, Rohrbach und Huttwil vor. Dazwischen sollten in Langenthal Ziegelhütte, Bad Gutenburg und Lindenholz Haltestellen eingerichtet werden, in Gutenburg mit einem Stossgeleise, in Lindenholz mit einem Güterschuppen und einem Ausweichgeleise. Beim Bahnhof Huttwil sollten auch die Dienstlokalitäten, eine Wagen- und Lokomotivremise mit Reparaturwerkstätte und Magazin erstellt werden.

An Rollmaterial sollten drei Lokomotiven mit 20 Tonnen Dienstgewicht, einer maximalen Geschwindigkeit von 25 Stundenkilometern und einer maximalen Zuglast von 70 Tonnen (exklusive Lokomotive) beschafft werden sowie fünf Personenwagen mit 50 Sitzplätzen, zwölf offene und sechs gedeckte Güterwagen, ein Gepäckwagen mit Postabteil und zwei Langholzwagen. Im Sommer waren fünf Züge in beiden Richtungen vorgesehen, im Winter nur vier.

Die Kosten für den Bau wurden auf 1,35 Millionen Franken, inklusive Landerwerb, veranschlagt. Im Präliminarvertrag hatte sich die Eisenbahnbauunternehmung verpflichtet, den Bau zu diesem Betrag zu übernehmen. Dafür sollte sie sich mit 150 000 Franken am Aktienkapital von 850 000 Franken beteiligen.[44]

Ab Februar lief die Aktienkapitalzeichnung. Doch während in Huttwil Private, Gemeinde und Korporationen die ihnen zugeteilten 150 000 Franken relativ rasch und ohne grössere Widerstände zeichneten, kamen die übrigen 100 000 Franken nur schleppend zusammen. Verschiedene Gemeinde-

versammlungen lehnten eine Beteiligung ab. Mitte Juli waren erst rund 230 000 Franken beisammen. Das Komitee hatte sich deshalb mit Einsparungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen. Geprüft wurde insbesondere eine Aufhebung der Haltestelle in Langenthal (nachdem die Gemeinde eine Beteiligung abgelehnt hatte), eine Zusammenlegung der Stationen Kleindietwil und Lindenholz sowie die Reduktion der Lokomotiven von drei auf zwei.[45]

Im Juli wurde dem Kanton ein Subventionsgesuch für 450 000 Franken eingereicht. Die Zeit begann dem Komitee langsam davonzulaufen, war doch das Subventionsdekret von 1874, das die Grundlage für die Unterstützung bildete, bis am 28. Mai 1887 befristet. Nach dieser Grundlage standen der LHB zwar lediglich 337 500 Franken zu, ein Viertel der Baukosten. Das Komitee hoffte aber, davon profitieren zu können, dass als Folge des Bahnbaus die Strasse im Langetental nicht saniert werden musste, und deswegen zusätzlich 112 000 Franken zu erhalten.

Eisenbahndirektion, Finanzdirektion und Regierungsrat konnten sich diesem Ansinnen jedoch nicht anschliessen und beantragten, lediglich den vorgeschriebenen Viertel der Baukosten zu sprechen. Das Projekt sei noch zu wenig abgeklärt, begründete Eisenbahndirektor Stockmar vor dem Grossen Rat am 10. Februar 1886 diese Haltung. Das Initiativkomitee sollte gezwungen werden, ein angepassteres, rationelleres Projekt vorzulegen, das dann auch höher subventioniert werden könnte.

Auch in der weiteren Debatte stiess das Projekt auf Kritik. Andreas Schmid, Burgdorf, der Berichterstatter der Kommission, bemängelte das grosse Obligationenkapital von 500 000 Franken und die Tatsache, dass das gleiche Unternehmen, das das Bauprojekt ausgearbeitet hatte, auch die Ausführung übernehmen und sich schliesslich sogar am Aktienkapital beteiligen sollte. Die Mehrheit der Kommission hätte lieber eine Schmalspurbahn gesehen. Dieser Ansicht schloss sich auch Finanzdirektor Alfred Scheurer an, trotz freundschaftlichen Verbindungen zur betroffenen Gegend, wie der ehemalige Anführer der Unteremmentaler Bahnbewegung bekräftigte. Bisher habe ihn aber niemand davon überzeugen können, warum «nach Huttwil hinauf eine breitspurige ‹Gotthardbahn› zu bauen sei».

Eingelangten Petitionen aus Madiswil und Lotzwil, die eine Zurückweisung des Subventionsgesuches verlangten, mass Schmid dagegen wenig Bedeutung zu. Hinter den Begehren stünden vor allem Wirte, die um ihre Verdienste fürchteten. Dies zeige aber gerade das Bedürfnis einer Bahn im Tal. Immerhin konnte er sich den Vorwurf an die Huttwiler Initianten nicht

verkneifen, sie hätten bisher zu wenig die Zusammenarbeit mit dem ganzen Tal gesucht, zu sehr «en petit Comité» gearbeitet.

In dieser Situation nützte auch ein flammender Appell von Grossrat Ulrich Hess aus Dürrenroth nichts mehr, der dem Parlament die starke Abwanderung von Kapital und Intelligenz aus der betroffenen Gegend vor Augen führte und prophezeite, dass diese Entwicklung sich mit jedem Jahr, während dem das Tal ohne Eisenbahn dastehe, verschärfen werde. In der Abstimmung blieb der Rat mit 91:64 Stimmen beim Antrag der Regierung, ein Viertel der Baukosten zu subventionieren. Zusätzlich machte er die Auflage, dass das Obligationenkapital ein Drittel der Baukosten nicht überschreiten und das Bauunternehmen keine Aktien zeichnen dürfe.[46]

Mit diesem Entscheid fehlten dem Initiativkomitee noch immer rund eine Viertelmillion Franken Aktienkapital. Ein Versuch, diesen Betrag durch eine entsprechend höhere Beteiligung der Gemeinden aufzutreiben, scheiterte. Selbst Huttwil bewilligte lediglich die Hälfte der beantragten 100 000 Franken. Darauf legte Präsident Josef Zumsteg, einer der Initianten der ersten Stunde, der bereits dem Unteremmentaler Bahnkomitee von 1866 angehört hatte, sein Amt nieder. Er wurde durch Friedrich Scheidegger, Tabakfabrikant in Huttwil, ersetzt.

Unter der neuen Führung verlangten die Initianten im Oktober eine Besprechung mit einer Delegation des Regierungsrates und der grossrätlichen Eisenbahnkommission. An dieser Zusammenkunft in Burgdorf wurde ihnen empfohlen, den Kostenvoranschlag durch eine unabhängige Expertise überprüfen zu lassen. Dieses Gutachten, das in der Folge angeordnet wurde, zeigte, dass sich die Kosten auf 1,1 bis 1,2 Millionen Franken reduzieren liessen. Auf dieser Grundlage reichten die Initianten nach einer Zusammenkunft der Aktienzeichner am 5. Dezember in Huttwil ein neues Subventionsgesuch ein. Da die Frist des Eisenbahndekrets nicht mehr einzuhalten war, sollte dieses unabhängig von diesem behandelt werden. Erhofft wurde ein Beitrag von 400 000 bis 450 000 Franken.[47]

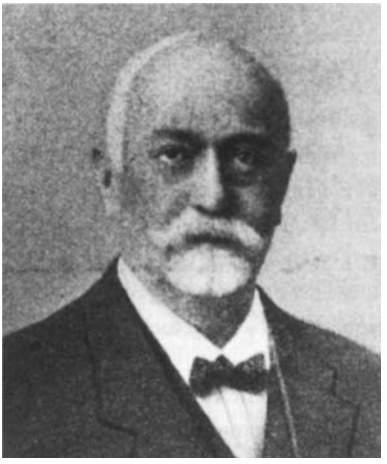
Die Regierung liess das Projekt noch einmal einer technischen Expertise unterziehen, die den Kostenrahmen bestätigte. Sie beantragte dem Parlament darauf eine Subvention in der Form einer Aktienzeichnung von 400 000 Franken oder einem Drittel der Baukosten. Ein zweites Drittel sollte durch Aktienzeichnung von Privaten und Gemeinden gedeckt werden. Das letzte Drittel schliesslich durfte durch die Aufnahme von Obligationen beschafft werden.

Auch im Grossen Rat wurde das Geschäft am 31. Mai 1887 bedeutend freundlicher aufgenommen als ein Jahr zuvor. Zwar gab es immer noch oppositionelle Stimmen wie die von Grossrat Ballif aus Bolligen, doch blieben sie in der Minderheit. Andreas Schmid, Berichterstatter der Kommission, Jurabahndirektor Marti und Finanzdirektor Scheurer stellten sich nun hinter das Vorhaben. Marti wies darauf hin, dass die Kosten gegenüber einer Schmalspurbahn nicht mehr stark differierten, weil nun anders als 1875 auch die Normalspurbahn als Regionallinie konzipiert sei, mit mehr Kurven und weniger Erdbewegungen. Trotzdem lasse man sich mit dieser Variante alle Möglichkeiten offen, sollte einmal eine Verlängerung nach Wolhusen gebaut werden und vom Weissenstein her doch noch eine Transitachse zustandekommen. Die Subvention passierte den Rat schliesslich in der von der Regierung vorgeschlagenen Form. [48]

Damit fehlten für die Sicherstellung des Aktienkapitals lediglich noch 70 000 Franken. Die Verteilung stiess zwar erneut auf wenig Gegenliebe, namentlich verweigerte Langenthal erneut einen Beitrag. Dies führt aber dazu, dass im oberen Tal die Privataktienzeichnung plötzlich einen unerwarteten Erfolg zeitigte, so dass das Ziel von 400 000 Franken sogar übertroffen wurde. Huttwil allein zeichnete Aktien für insgesamt 217 000 Franken, 115 000 Franken durch die Gemeinde und die Korporationen, 102 000 Franken durch Private.

Am 23. Oktober 1887 wählte eine Versammlung der Aktienzeichner im Stadthaus Huttwil einen provisorischen Verwaltungsrat, der an die Stelle des Initiativkomitees trat. Am 28. November genehmigte der Grosse Rat den Finanzausweis. Die erste ordentliche Generalversammlung der Aktionäre konnte am 16. Dezember feststellen, dass das Aktienkapital vollständig gezeichnet und die ersten 20 Prozent einbezahlt waren. Das Obligationenkapital konnte bei der Eidgenössischen Bank in Bern und der Basler Handelsbank beschafft werden. Weiter wurde der definitive, neunköpfige Verwaltungsrat gewählt, in den die Regierung bereits am 8. Dezember ihre zwei Staatsvertreter abgeordnet hatte.

Der Verwaltungsrat traf sich am 21. Dezember zur ersten Sitzung. Er wählte Grossrat Andreas Schmid, Burgdorf, zu seinem Präsidenten und Friedrich Scheidegger, Tabakfabrikant, Huttwil, zu dessen Stellvertreter. Die Direktion wurde bestellt mit Ingenieur Niklaus Morgenthaler, Kleindietwil, als Präsidenten, Grossrat Gottfried Scheidegger, Fabrikant aus Huttwil, als Vizepräsidenten, und Grossrat Johann Minder, Bierbrauer aus Huttwil.



Niklaus Morgenthaler (1853–1928) war der Bauleiter und erste Direktor der Langenthal–Huttwil-Bahn.

Niklaus Morgenthaler wurde am 21. Februar 1888 als Direktor und zugleich technischer Leiter des Bahnbaus angestellt. Als Buchhalter wurde Ernst Burkhardt, Huttwil, verpflichtet. Damit war der Weg endlich frei, um den Bau in Angriff zu nehmen.[49]

### *Bahnhoffragen*

An seiner Sitzung vom 12. Januar 1888 befasste sich der Verwaltungsrat vor allem mit den Standorten der Bahnhöfe in den einzelnen Ortschaften. Lotzwil, Gutenburg, Madiswil und Rohrbach bereiteten diesbezüglich keine Probleme. Im weiteren wurde beschlossen, auf eine Haltestelle bei der Ziegelhütte in Langenthal zu verzichten, da diese Gemeinde keine Aktien gezeichnet hatte. Immerhin wurde es den Langenthalern freigestellt, die Station auf eigene Kosten doch noch zu erstellen.

Bewohner des Oberdorfes von Langenthal machten darauf Anstrengungen, doch noch zu einer Haltestelle zu kommen. An einer von nur neun Personen besuchten Gemeindeversammlung stellten sie den Antrag, eine nachträgliche Subvention von 10 500 Franken zu bewilligen, unter der Bedingung, dass dafür eine Haltestelle in möglichster Nähe des Dorfes gebaut werde. Dieser

Antrag wurde aber von einer wenig später einberufenen Versammlung abgelehnt.

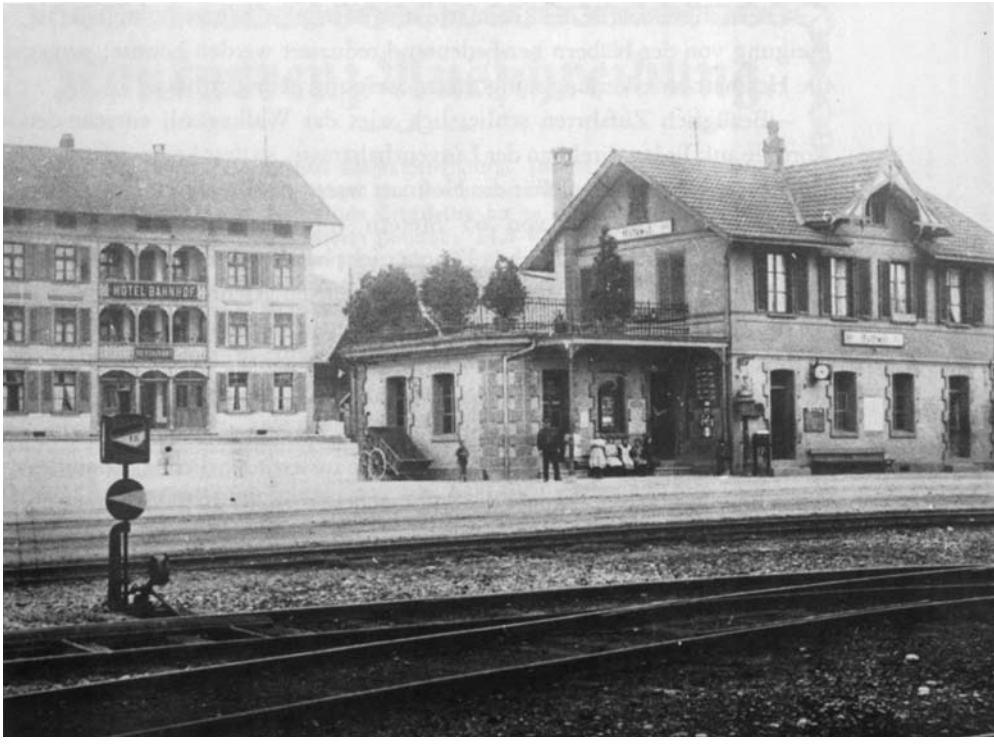
Zwischen Madiswil und Rohrbach sah der Verwaltungsrat eine Haltestelle mit Ausweichgeleise und Billettausgabe in Lindenholz und einen Bahnhof in Kleindietwil vor. Dies stiess jedoch bei den Gemeinden aus den Tälern des Oeschen-, Walterswil- und Ursenbachs auf wenig Verständnis. Sie wiesen daraufhin, dass die Station Kleindietwil für sie ganz ungünstig gelegen sei, während die Haltestelle Lindenholz ihren vielfältigen Gewerbebetrieben wenig dienlich sei. Die Berggesellschaft Wäckerschwend berief die Bewohner der betroffenen Gemeinden zu einer Besprechung des weiteren Vorgehens in den «Löwen» in Ursenbach ein.

Der Protest von dieser Seite blieb allerdings nicht unbeantwortet. Ihm wurde besonders entgegengehalten, dass sich diese Gemeinden viel schwächer an der Subventionierung der Bahn beteiligt hätten als Kleindietwil und Leimiswil. Allein Jakob und Christian Leuenberger in Lindenholz hätten sich mit 10 000 Franken bei der Nachsubventionierung engagiert und deshalb eine Haltestelle mit Ausweichgeleise zugesichert erhalten. Zudem seien diese beiden Stationen bereits im Baubericht von 1885 vorgesehen gewesen.

Schliesslich scheint der Brei auch in den protestierenden Gemeinden nicht ganz so heiss gegessen worden zu sein, wie er angerichtet wurde. Von der erwähnten Versammlung in Ursenbach vernimmt man im «Unter-Emmentaler» jedenfalls nichts mehr.[50]

Am umstrittensten aber war der Bahnhof in der Endstation Huttwil. Der Gemeinderat hatte bereits die Aktienzeichnung von der Zusage abhängig machen wollen, dass der Bahnhof auf der Hofmatt gebaut werde. Die Gemeindeversammlung vom 23. März 1885 war diesem Antrag jedoch nicht gefolgt und hatte nur den Wunsch ausgesprochen, dass der Bahnhof möglichst nahe ans Städtchen zu liegen komme.[51] Die staatliche Expertise von 1887 hatte den Standort Walkegässli als am geeignetsten bezeichnet. Andere Varianten auf der Hofmatt oder beim Ladenplatz westlich der «Krone» blieben aber im Gespräch. Schliesslich wurde ein weiteres Gutachten bei Kantonsingenieur Ganguillet und Emmentalbahn-Direktor Flury in Auftrag gegeben.

Dieses lag Ende Juli 1888 endlich vor. Ein östliches Hofmattprojekt und der Ladenplatz wurden von vornherein ausgeschlossen. Neben dem ursprünglichen Standort Walkegässli und der Hofmatt wurde aber auch die Ribimatte in den Vergleich miteinbezogen.




Der alte Bahnhof von Huttwil in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts. Ansicht von den Geleiseanlagen her.

– Bezüglich Kosten wurden das Walkegässli und die Ribimatte als ebenbürtig eingestuft. Dagegen wurden bei der Hofmatt wegen der 310 Meter längeren Strecke und einem Einschnitt von bis zu vier Metern Tiefe in den wasserreichen Boden Mehrkosten von mindestens 31 000 Franken erwartet.

– Baulich fielen wiederum beim Hofmattprojekt negativ ins Gewicht, dass der Baugrund ungünstiger wäre und die Strassen nach Langenthal und Dürrenroth gekreuzt werden müssten. Schliesslich würde der nötige tiefe Einschnitt sowohl die Erweiterungsmöglichkeiten für den Bahnhof wie auch eine Fortsetzung der Linie Richtung Kanton Luzern sehr einschränken.

– Betrieblich wurde die Ribimatte am günstigsten beurteilt, weil die lange Steigung von der Häbern her bedeutend reduziert werden könnte, wogegen die Hofmatt eine Verlängerung dieser Steigung gebracht hätte.

– Bezüglich Zufahrten schliesslich wies das Walkegässli entscheidende Vorteile auf: Es lag direkt an der Langenthalstrasse, so dass keine aufwendigen Zufahrten nötig würden. Für die Hofmatt waren zwei rechtwinklige Zufahrten in einem Abstand von 65 Metern von der Langenthalstrasse her vorgesehen, die aber trotz hohen Kosten nicht befriedigen könnten. Für einen Bahnhof auf der Ribimatte hätten die Zufahrten Richtung Städtchen und Richtung Dürrenroth saniert werden müssen, die Steigungen hätten aber auch so nicht aus der Welt geschafft werden können.

In Abwägung all dieser Faktoren empfahlen die Gutachter die Ausführung des ursprünglichen Walkegässliprojektes.[52] Der Verwaltungsrat stimmte schliesslich dieser Variante zu, und auch eine ausserordentliche Gemeindeversammlung in Huttwil segnete diesen Entscheid mit 207 zu 89 Stimmen ab.[53]

### *Der Bahnbau*

Mit der Firma Herzog, Pümpin, Ritter & Egger, mit der der Präliminarvertrag abgeschlossen worden war, konnte keine Einigung über den Übernahmepreis für den Bahnbau erzielt werden. Der Verwaltungsrat führte deshalb die weiteren Projektierungsarbeiten selbst aus.

Zwischen Juni und September wurden in den berührten Gemeinden die Pläne öffentlich aufgelegt. Die Unterbauarbeiten sowie die Stationsbauten wurden der Firma Gribi in Burgdorf vergeben. Der Bau der Lokomotiv- und Wagenremise in Huttwil wurde Zimmermeister Zürcher in Schwarzenbach übertragen.

Anfangs September, sofort nach der Plangenehmigung durch den Bundesrat, wurde zwischen Madiswil und Gutenburg mit den Bauarbeiten begonnen. Dank günstiger Witterung schritten die Arbeiten zügig voran. Noch vor dem Wintereinbruch konnte die gewölbte, vier Meter weite und zirka 16 Meter lange Langetenbrücke unterhalb von Huttwil betoniert werden.

Im Verlauf des Sommers 1889 traten dann allerdings grössere Verzögerungen auf, so dass der ursprünglich vorgesehene Eröffnungstermin, der 1. September, nicht eingehalten werden konnte. Darf man einer Mitteilung im «Unter-Emmentaler» glauben, so wurden für den Bau vor allem einhei-

# Konkurrenz-Ausschreibung.

Die Eisenbahngesellschaft Langenthal-Huttwyl schreibt hiermit nachfolgende Arbeiten und Material-Lieferungen zur Konkurrenz aus:

I. **Unterbau:** a. Sämmtliche Erdarbeiten der zu erstellenden Eisenbahnlinie Langenthal-Huttwyl, 14,3 Kilometer lang. Gesammt-Erdbewegung zirka 40,000 m³.

b. Erstellung von zirka 600 lfm. Zementröhrendurchlässe.

c. Erstellung von zirka 1300 m³ Portlandzementbeton für Brücken, Durchlässe ꝛc.

d. Lieferung und Einbringung von zirka 18,000 m³ Beschotterung.

e. Chaussirung von Straßen, Wegen und Vorplätzen, zusammen zirka 5000 m³.

Sämmtliche Unterbauarbeiten werden nach Einheitspreisen und auf Nachmaß verakkordirt.

II. **Oberbau:** a. Lieferung von zirka 7000 Stück eichenen und zirka 10,000 Stück tannenen Schwellen von 220/14/22 Centimetern.

b. Legen des Oberbaues.

III. **Erstellung der Hochbauten auf sämmtlichen Stationen.**

Uebernahmsofferten für das Ganze oder einzelne Abtheilungen sind bis 15. Juli nächsthin schriftlich und verschlossen mit der Aufschrift „Uebernahmsofferte für die Langenthal-Huttwyl-Bahn" der unterzeichneten Stelle einzureichen, wo auch Kostenvoranschläge und Bedingungen eingesehen werden können.

Huttwyl, den 15. Juni 1888.

**Eisenbahngesellschaft Langenthal-Huttwyl.**
Für die Direktion:
**N. Morgenthaler.**

Öffentliche Ausschreibung der Bauarbeiten für die Langenthal-Huttwil-Bahn im «Unter-Emmentaler» vom 18. Juni 1888.

mische Arbeitskräfte angestellt und nicht Italiener, wie dies bei vielen anderen Bahnbauten der Fall war.

Bereits im Mai 1888 waren bei der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik in Winterthur die beiden Lokomotiven bestellt worden. Es handelte sich um zwei Maschinen des Typs E 3/3 (Tenderlokomotive mit drei gekuppelten Achsen), dem damals gebräuchlichsten Typ bei den Haupt- und Nebenbahnen. Die Wagen – vier Personen-, ein Gepäck- und zehn Güterwagen – wurden im Mai 1889 bei der Schweizerischen Industriegesellschaft in Neuhausen bestellt.

Trotz rückständigen Arbeiten wurde die Eröffnung schliesslich auf den 31. Oktober festgesetzt. Die Lokomotiven wurden am 6. und 20. Oktober geliefert, die Personen- und der Gepäckwagen am 12. Oktober. Die Güterwagen dagegen kamen erst nach der Eröffnung an, am 4. und 11. November. Überhaupt war am Eröffnungstag vieles noch unvollendet. Die Beschotterung zum Beispiel fehlte weitgehend. So verwundert es denn auch nicht, dass die Betriebsbewilligung, die für die Aufnahme des fahrplanmässigen Betriebes notwendig war, erst im Verlauf des Eröffnungstages auf telegrafischem Wege eintraf. Die Ausführung der ausstehenden Arbeiten sollte sich dann noch bis ins Jahr 1891 hinziehen.

Durch all diese Unannehmlichkeiten liessen sich die Teilnehmer der Eröffnungsfeier jedoch ebensowenig die Festfreude verderben wie durch das regnerische Wetter. Der Eröffnungszug, der um 11.15 Uhr Langenthal verliess, traf überall bekränzte und bevölkerte Stationen an. In Kleindietwil standen die Bahnarbeiter in Reih und Glied bereit, Pickel und Schaufel in der Hand, und warteten auf den Ehrentrunk, der ihnen gespendet wurde. In Huttwil wurde die Festgemeinde vom Turnverein und dem Kadettenkorps begrüsst. Die Freude über die eingetroffene Betriebsbewilligung erhielt allerdings erneut einen Dämpfer, weil Regierungsstatthalter Jakob Affolter, auch er einer der Bahnpioniere des Unteremmentals, während des Banketts unerwartet einem Herzversagen erlag. Als positiver Schlusspunkt der langen Entstehungsgeschichte der Langenthal–Huttwil-Bahn mag immerhin gewertet werden, dass die budgetierten Baukosten von 1,2 Millionen Franken sogar noch um 83 000 Franken unterschritten werden konnten.[54]

*Anmerkungen*

1 Tagblatt des Grossen Rates, 1852, S. 560.
2 Bericht d. Experten über d. Unteremmentalbahn, 28.10.1871, in: StAB, BBX, 8602.
3 Gemeinderatsprotokoll Sumiswald, Nr. 33, 1854–1856, S. 10 (Geschäft Nr. 48).
4 Zusammenstellung in StAB, BB X 8602.
5 Tagblatt des Grossen Rates, 1874, S. 239. – Ebenso in «Projekt für eine Regionalbahn Bern–Worb–Sumiswald–Huttwil», Februar 1891, S. 1–7; und «Bericht des Experten über die Unteremmentalbahn», siehe 2 (oben).
6 Tagblatt des Grossen Rates, 1874, S. 239; 1863, S. 194–196.
7 Tagblatt des Grossen Rates, 1874, S. 250. – UE, 24.11.1891.
8 Im Projekt von 1891 ist dafür eine Steigung von 35 Promille angegeben. Bei der Entlebuchbahn führten später aber schon 20 Promille zu Problemen. In der Eingabe

des Worblentals heisst es, Walkringen wäre «zu hoch abgelegen» und auch Grosshöchstetten käme «schwerlich an die Linie».
(Oberländer Anzeiger, 2. und 4. Juli 1858).

9 Tagblatt des Grossen Rates, 1858, S. 397–399.
10 Tagblatt des Grossen Rates, 1858, S. 395–410, insb. die Voten Blösch, Dr. Manuel, Dr. Gonzenbach und Niggeler.
11 UE 2.2.1877; 3.6.1908. – Gemeinderatsprotokoll Sumiswald, Nr. 35, 1858/59, Geschäft Nt. 160. – Gemeinderatsprotokoll Dürrenroth, Nr. 12, 1855–1859, S. 411/12.
12 Wie Anmerkung 9.
13 Tagblatt des Grossen Rates, 1860, S. 286.
14 Gemeinderatsprotokoll Huttwil, 1857–1863, S. 285, 288/89 (C 62). – Gemeinderatsprotokoll Sumiswald, Nr. 36, 1859–1861, Geschäfte Nr. 1108 und 1184.
15 Tagblatt des Grossen Rates, 1865, S. 132.
16 Gemeinderatsprotokoll Huttwil, 1861–1864, S. 187 (C 63). – Gemeinderatsprotokoll Sumiswald, Nr. 38, 1863–1865, Geschäft Nr. 252.
17 Tagblatt des Grossen Rates, 1862, S. 192. – Bevölkerungszahlen der Volkszählung 1860 nach: Mitteilungen des bernischen Statistischen Büros 1911/12.
18 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 3.
19 Vergleiche dazu UE 31.1.1877; sowie Scheurer im Tagblatt des Grossen Rates, 1871, S. 130–32.
20 In: StAB, BB X 8602, Akten Bern–Luzern-Bahn 1866–1872.
21 UE 26.1.1876; 1.3.1876; 28.6.1882. – Dr. Alfred Schmid: Sieben Generationen Schmid Leinen. Burgdorf 1962. – Christian Schüpbach: Das Käsehandelshaus Sommer in Langenthal; in JBO 1964, S. 128. – Bevölkerungszahlen nach: Mitteilungen des bernischen Statistischen Büros 1911/12.
22 Abgedruckt im Tagblatt des Grossen Rates, 1871, S. 129/130. StAB, BB X 8602.
23 Tagblatt des Grossen Rates, 1871, S. 130–132 (Referat Scheurer).
24 In: StAB, BB X 8602, Akten Bern–Luzern-Bahn 1866–1872.
25 Gruner, S. 185. Scheurer, Mein Lebenslauf, S, 16-22.
26 Scheurer, Mein Lebenslauf, S. 16–22.
27 Tagblatt des Grossen Rates, 1871, S. 129 ff, sowie (im Rückblick) 1875, 5. 409–411, 1876, S. 45 ff. – UE 29.12.1875.
28 Tagblatt des Grossen Rates, 1875, S. 409^11.
29 Christian Lerch: 100 Jahre Spar-und Leihkasse Sumiswald, 1859-1959, S. 25, Sumiswald 1959. Noch stärker in Berner Zeitung 11.8.1989.
30 vgl. Anmerkung 26.
31 UE 14.3.1877, 29.8.1877.
32 Schreiben des Initiativkomitees vom 12.1.1872 und 5.2.1872 im Gemeindearchiv Sumiswald, Ablage Eisenbahnen.
33 Die Langenthal–Huttwil-Bahn. Eingabe an die Regierung des Kantons Bern, 6. September 1874. – 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 4–6.
34 «Die Bernischen Eisenbahn-Beteiligungen» (Botschaft zur Volksabstimmung vom 28.2.1875), Tagblatt des Grossen Rates, 1874, S. 232–256.

35 Alfred Fankhauser: Emmentalbahn, Burgdorf 1925, S. 37–55.
36 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 4–6. – UE, 26.1.1876.
37 UE, 26.8.1881 und 14.12.1881.
38 50 Jahre LHB, S. 11. – Protokoll des Gemeinderates Huttwil, 1881–1883, 28.6.1882 und 23.8.1882 (C 69).
39 Tagblatt des Grossen Rates, 1882, Beilage 10; 1883, S. 26–29.
40 UE, 23.11.1883, 2.12.1883.
41 Baubericht für die Normalspur-Strassenbahn Langenthal–Huttwil, Januar 1884.
42 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 6. – Tagblatt des Grossen Rates, 1884, S. 158.
43 Schreiben des Initiativkomitees vom 29.7.1884 im Gemeindearchiv Huttwil, Abteilung 7/1101 (Eisenbahnen).
44 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 7–8. – Präliminarvertrag vom 14.12.1884. – Bericht über Bau und Betrieb einer normalspurigen Lokalbahn Langenthal–Huttwil, Januar 1885.
45 UE 25.3.1885, 15.4.1885, 15.5.1885, 19.7.1885.
46 Tagblatt des Grossen Rates, 1886, S. 47–59.
47 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 7–10. – Tagblatt des Grossen Rates, 1887, S. 74/75 (Referat Schmid).
48 Tagblatt des Grossen Rates, 1887, S. 72–91 und Beilage 2.
49 1. Jahresbericht der LHB, 1887/88, S. 10–12.
50 UE 10.2.1888, 12.2.1888, 22.3.1888.
51 Protokoll des Gemeinderats Huttwil, 1883–1887, S. 122 und 125 (C 70).
52 Expertenbericht, veröffentlicht von Albrecht Meister am 27.7.1888.
53 UE 12.8.1888 und 15.8.1888.
54 50 Jahre LHB, S. 17–23. – Jahresberichte der LHB, 1887/88, S. 13–18, und 1889, S. 4–12. – UE 2.12.1888, 7.9.1889. – Ernst Nyffeler: Heimatkunde von Huttwil, S. 162. Huttwil 1915.

## *Quellen- und Literaturverzeichnis*

Jahresberichte der Langenthal–Huttwil-Bahn, Huttwil 1887–1890.
Tagblatt des Grossen Rates des Kantons Bern, Bern 1852–1888.
Akten der Bern–Luzern-Bahn 1866–1872. Staatsarchiv Bern BB X 8602.
Der Unter-Emmentaler, Huttwil 1875–1889.

Alfred Pernet: Langenthal–Huttwil-Bahn. Denkschrift über die Entstehung und den 50jährigen Betrieb. Huttwil 1939. (50 Jahre LHB).
Alfred Scheurer: 1840–1921, Regierungsrat des Kantons Bern. Bern 1923.
Karl Geiser: Vierzig Jahre Bernische Eisenbahnpolitik. Bern 1892.
Robert Bratschi: 100 Jahre bern. Eisenbahnpolitik/50 Jahre Lötschberg-Bahn. Bern 1963.
Ein Jahrhundert Schweizer Bahnen 1847–1947, hg vom Eidg. Post- und Eisenbahndepartement. Band 1. Frauenfeld 1947.
Alfred Moser: Der Dampfbetrieb der Schweiz. Eisenbahnen 1847–1966. [6]Basel 1975.

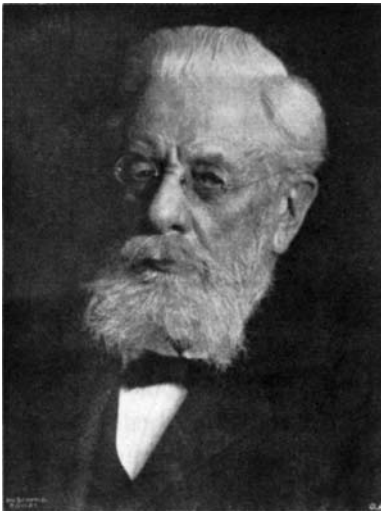
# DR. h. c. ROBERT MOSER 1838–1918

## Ein Eisenbahnpionier aus dem Oberaargau

ERNST MATHYS

Moser, der als einer der bedeutendsten Eisenbahningenieure unseres Landes sich grosses Ansehen erworben hat, stammte aus Herzogenbuchsee, wo er seine ersten Schuljahre verbrachte. Seine Fachausbildung holte er sich zunächst an der Zürcher Industrieschule, von welcher er im Jahre 1856 in das eidgenössische Polytechnikum in Zürich übertrat. Dieses verliess er nach bestandener Diplomprüfung im Jahre 1859. In Basel begann er dann seine berufliche Tätigkeit auf dem Technischen Bureau der Stadt, wo er bei der Erstellung von neuen Strassen sowie dem Bau der Rheinquais und bei der Birskorrektion mitwirken konnte. Das Jahr 1860 brachte den Beginn seines Wirkens beim Eisenbahnbau, womit Moser seine Lebensarbeit als Eisenbahnfachmann einleitete. Er trat in den Dienst der Bernischen Staatsbahnen (Biel–Neuenstadt, Biel–Zollikofen und Gümligen–Langnau) als Bauleiter für die Strecke Schwenden (Nähe Schüpfen)–Zollikofen. Nach einem Aufenthalt in Württemberg in den Jahren 1865 und 1866, wo er unter Inspektor Weiss, dem späteren Oberingenieur für den Betrieb der Nordostbahn (NOB), vornehmlich bei topographischen Aufnahmen und Trassierung für Eisenbahnprojekte arbeitete, wurde Moser im Jahre 1866 Nachfolger von Kantonsingenieur H. Dietler, der als Regierungsrat des Kantons Solothurn gewählt worden war und der von den Studienjahren her mit Moser engere Beziehungen unterhielt (Dietler war der spätere Direktor der Gotthardbahn). Im Jahre 1869 bot sich dann Moser die willkommene Gelegenheit, seine Kenntnisse für den Bahnbau zu erweitern, indem er Anstellung fand beim Bau einer Eisenbahn von Passau nach Böhmen und hernach in Ungarn beim Bau der Kaschau–Oderberger-Bahn. Hier erreichte ihn im Jahre 1871 eine Berufung der NOB-Verwaltung als Oberingenieur für den Bahnbau, weil damals bei dieser Unternehmung grosse Bauprojekte zu verwirklichen waren.

So entstanden unter der Leitung Mosers die von der SCB und NOB gemeinsam gebaute Bözbergbahn, ferner die linksufrige Zürichseebahn, die



Robert Moser 1838–1918.

Linien Winterthur–Koblenz, Effretikon–Hinwil, Baden–Niederglatt, Wädenswil–Einsiedeln und zum Teil die Strecke Glarus–Linthal. Als sich dann bei der NOB finanzielle Schwierigkeiten zeigten, musste die Bautätigkeit eingestellt werden, was Moser 1879 veranlasste, als Oberingenieur zurückzutreten. Mit andern Unternehmern beteiligte er sich am Bau der Nordrampe der Gotthardbahn Flüelen–Göschenen. Bis zur Fertigstellung der Linien im Jahre 1882 und nachher bei der Durchführung der Abrechnung hat Moser diese grosse Unternehmung geleitet. Nachdem die Frage des Baues der sogenannten Moratoriumslinien (von der NOB vorübergehend gestundeter Linienbau) geregelt war und dieser wieder aufgenommen werden konnte, wurde Moser 1888 als Oberingenieur des neu zu organisierenden Technischen Bureaus berufen. Ihm lag nun die Projektierung und Bauausführung ob. Es kommen hier in Betracht die rechtsufrige Zürichseebahn, die Linien Thalwil–Zug, Eglisau–Schaffhausen, Dielsdorf–Niederweningen und Schaffhausen–Etzwilen. Der vom damaligen Präsidenten und Grossaktionär der NOB, Guyer-Zeller, 1895 plötzlich herbeigeführte Wechsel in der Direktion veranlasste auch Moser, als Oberingenieur zurückzutreten.

Er betätigte sich nun als Zivilingenieur und war als solcher allgemein anerkannter Führer in Eisenbahnfragen. Seinem Privatbureau entstammten Projekte für die Schmalspurbahnen Chur–Thusis, die Albulabahn bis Bever,

Familienbild anlässlich des 70. Geburtstages von Robert Moser, 1908.

Filisur–Davos, Reichenau–Ilanz–Disentis und Bière–Morges, die Normalspurbahnen Bauma–Hinwil, Wattwil–Rapperswil (Rickenbahn), die Bodensee–Toggenburgbahn und Studien betreffend die Überschienung des Splügen und der Greina.

Das Studium der Bahnhofanlagen von Zürich sowie von Bahnhöfen und Stationen gehörte zur Hauptarbeit des Oberingenieurs der NOB.

Als im Schweizerischen Eisenbahndepartement im Jahre 1895 die Vorbereitungen der grossen Verstaatlichungsaktion getroffen werden mussten,

hatte sich Bundesrat Zemp mit einem Stabe von Männern umgeben, die ihm beratend zur Seite stehen sollten. Zu den hierzu Auserwählten gehörte auch Moser, der sich durch seine bisherige Tätigkeit als besonders begabter und praktisch veranlagter Eisenbahnfachmann ausgewiesen hatte. Seine mündlichen und namentlich seine schriftlichen Berichte betreffend den technischen Teil der Vorarbeiten zum Bundesgesetze über das Rechnungswesen der Eisenbahnen, mit welchem die Verstaatlichung der Hauptbahnen eingeleitet wurde, und seine Spezialberichte über die Verstaatlichung selbst sollen Musterleistungen gewesen sein, die den politischen Behörden ihre schwierige Aufgabe bedeutend erleichtert haben. Es galt daher als selbstverständlich, dass Moser vom Bundesrate als Mitglied des Verwaltungsrates der SBB gewählt wurde. In dieser Behörde, der er bis zu seinem Lebensende angehörte, hat Moser dem Unternehmen grosse und wertvolle Dienste geleistet, was aus dem Nachruf des Verwaltungsrats-Präsidenten hervorgeht:

«Sein Hinschied hinterlässt in unsern Reihen eine fast unausfüllbare Lücke, und wir werden bei unsern Debatten den unerschrockenen und unabhängigen Mann noch öfters schmerzlich vermissen.»

Im Jahre 1905 verlieh die philosophische Fakultät der Universität Zürich Moser in Würdigung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Ingenieurwissenschaften, insbesondere des Eisenbahnbaues, die wohlverdiente Doktorwürde.

### *Nachwort der Redaktion*

Auf Dr. R. Moser hat bereits hingewiesen Willy Aerni, 125 Jahre Eisenbahn in Herzogenbuchsee 1857–1982. OJB 25, 1982, S. 197 ff., besonders 234 f. «Zur Erinnerung an Robert Moser von Herzogenbuchsee, Ingenieur, 1838–1918» erschien 1921 in Zürich eine *Gedenkschrift*, u.a. mit Erinnerungen von Maria Waser und Ansprachen von Prof. Albert Heim und Ständerat Casimir von Arx, Olten, Verwaltungsratspräsident SBB.

Zum Elternhaus Robert Mosers vgl. Fritz Kasser, Samuel Friedrich Moser (1808–1891) in: OJB 23, 1980, S. 159 ff., besonders 193, und Helene Roth, Begegnungen in Herzogenbuchsee, in: OJB 5, 1962, S. 124 ff. – Das Umfeld wird beleuchtet von Karl Schwaar, Herzogenbuchsee – vom Bauerndorf zum Industriezentrum, in: OJB 30, 1987, S. 131–172. Vgl. zum beherrschenden Politiker Emil Moser (1837–1913) S. 137 f., 1667, zur Seidenband-Weberei, S. 153.

Die Fotos verdanken wir Herrn Hans Moser-Chatton und Frau Röthlisberger-Moser in Herzogenbuchsee.

Abdruck aus *Ernst Mathys*, Männer der Schiene, Bern 19552, S. 179 ff.

# 100 JAHRE FIRMA ERNST GEISER, LANDESPRODUKTE, LANGENTHAL

JÜRG RETTENMUND

«Hiermit mache den Herren Landwirthen bekannt, dass ich mit heute ein Knochenmehl- und Kunstdünger-Geschäft eröffnet habe. Es wird mein Bestreben sein, durch billige und reelle Waare das Zutrauen meiner Kunden zu erwerben. Achtungsvollst! Ernst Geiser.»

Mit diesen Worten kündete am 16. Februar 1889 in Langenthal der damals eben erst 19jährig gewordene Bäckerssohn per Zeitungsinserat die Gründung seiner eigenen Firma an. Eine kleine Invalidität hatte ihm die Weiterführung der elterlichen Bäckerei verunmöglicht. Schon bald nach der Geschäftseröffnung kam Tafelobst als weiteres Handelsprodukt zum Dünger hinzu.

Der junge Unternehmer realisierte früh, dass ein aktiver Handel mit der Landwirtschaft nur zu bewerkstelligen ist, wenn er bei der Verwertung des Ertrags der Bauern mithilft. Obschon er nicht mit überragenden Sprachkenntnissen ausgestattet war, scheute sich Ernst Geiser nicht, ins Ausland zu gehen, um für die Produkte des Oberaargaus neue Märkte zu erschliessen. Durch seine Teilnahme an landwirtschaftlichen Ausstellungen in Stuttgart, an denen Obst aus dem Oberaargau präsentiert wurde, schaffte der junge Kaufmann seine ersten Kontakte zu ausländischen Kunden. Die erste Ladung Äpfel verliess Langenthal 1892 Richtung Stuttgart. Um die Jahrhundertwende unterhielt Ernst Geiser regelmässige Exportverbindungen für Tafelobst aus dem Oberaargau und Mittelland nach Süddeutschland, Österreich und Skandinavien.

Der Erste Weltkrieg und die damit verbundenen Versorgungsengpässe in der Schweiz sowie die darauffolgende Krise hinterliessen im jungen Handelsunternehmen tiefe Spuren und verschonten auch die Besitzerfamilie nicht vor arger materieller Bedrängnis. Ein Teil der Liegenschaften musste verkauft werden, darunter das Wohn- und Geschäftshaus an der Herzogstrasse. Die

Ernst Geiser 1870–1929

Familie zog vorübergehend in das zu dieser Zeit wenig frequentierte Hotel Bären.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Südamerika kehrte 1923 der damals 21jährige Peter Geiser ins väterliche Geschäft zurück. Zusammen mit seinen beiden Brüdern Hans und Max brachte er neuen Schwung und Optimismus in die Firma. Die Tätigkeit wurde erheblich ausgeweitet. 1928, kurz vor dem Tod des Firmengründers, wurde in Poznan, Polen, die erste Niederlassung im Ausland gegründet, eine Handelsgesellschaft, um hochwertige Saatkartoffeln in die Schweiz und ins übrige Europa zu exportieren.

Genau vierzig Jahre nach der Eröffnung seines «Knochenmehl- und Kunstdüngergeschäftes» verstarb der Firmengründer. Die Einzelfirma wurde rechtlich in die heute noch bestehende Aktiengesellschaft Ernst Geiser umgewandelt.

1938 gründete Peter Geiser zusammen mit privaten Branchenkollegen, dem Verband Landwirtschaftlicher Genossenschaften (VLG) Bern, der Coop und der Migros die Obstkühlhaus AG Langenthal, das erste Obstkühlhaus in der Schweiz. Heute betreibt diese Tochterfirma Kühlhäuser in Langenthal und Bannwil, in denen vorwiegend Äpfel und Kartoffeln eingelagert werden.

Geschäfts-Eröffnung.

Hiemit mache den Herren Landwirthen bekannt, daß mit heute ein

Knochenmehl- und Kunstdünger-Geschäft

eröffnet habe.

Es wird mein Bestreben sein, durch **billige und reelle** Waare das Zutrauen meiner Kunden zu erwerben.

Achtungsvollst!

Langenthal, den 16. Februar 1889.

**Ernst Geiser.**

Zeitungsinserat des 19jährigen Firmengründers Ernst Geiser.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde Peter Geiser Präsident des schweizerischen Kartoffelsyndikats und war somit an der Spitze des Gremiums tätig, das für die Bewirtschaftung dieses während der Anbauschlacht so wichtigen Agrarproduktes verantwortlich war.

Unmittelbar nach dem Krieg folgten weitere Firmengründungen im Ausland, so Geiser Paris mit Filialen in Quimper (Bretagne), Casablanca (Marokko) und Marseille, Geiser Liège (Lüttich, Belgien) und Geiser London. Letztere ist die einzige, heute noch bestehende Ausland-Niederlassung der Firma. Sie importiert Produkte aus dem Mittelmeerraum für den britischen Markt.

1953 wurde die Kartoffelflockenfabrik Langenthal AG – heute Kadi AG – gegründet, die auf dem Areal der ehemaligen Ziegelei an der Thunstettenstrasse ihren Betrieb zur Verarbeitung von Überschusskartoffeln zu Futterzwecken aufnahm. Heute ist diese Tätigkeit nur noch ein Zweig der Kadi AG, die hauptsächlich pfannenfertige Kartoffelspezialitäten herstellt.

Im Laufe der Jahre wurden der Aktiengesellschaft Ernst Geiser weitere Tochtergesellschaften angegliedert:

- Bertolini AG, Zürich: Sie betreibt vom Zürcher Engros-Markt aus für die ganze Schweiz Grosshandel mit Importprodukten aus aller Welt.
- Früchte Geiser AG, Langenthal: Sie beliefert auf Verkaufstouren vom Jurafuss bis zu den Voralpen den Detailhandel sowie das Gastgewerbe mit frischen Früchten und Gemüsen.
- Geiser Detail AG, Langenthal: Sie versorgt die Oberaargauer Landwirtschaft mit Saatgut, Futtermitteln und Hilfsstoffen aller Art und ist als Aufkäufer ein wichtiges Bindeglied in der Kette der Produkteverwertung.

Geschäftshaus der AG Ernst Geiser, Langenthal

• Primeurs AG, Littau LU: Als Lieferant von Gastgewerbe und Detailhandel der Zentralschweiz vertreibt sie Früchte und Gemüse sowie Tiefkühlprodukte und Fabrikate der Firma Haco.

Seit 1970 führt mit Peter R. Geiser als Präsident und Delegierter des Verwaltungsrates die dritte Generation das Unternehmen. 1988 wurden neue Betriebsräume mit angegliederten Lagerräumen und einem erweiterten Bürotrakt gebaut. Mit den damit verbundenen Erweiterungen und Rationalisierungen konnte der in der Branche so wichtige hohe logistische Bereitschaftsgrad in Lagerung, Verpackung und Transport beträchtlich gesteigert werden.

Die Aktiengesellschaft Ernst Geiser beschäftigt heute 100 bis 120 Mitarbeiter – die Zahl schwankt je nach Saison –, davon rund 30 in Verkauf und Administration, rund 90 in Betrieb, Transporten und Werkstatt. Der Umsatz der Gruppe beträgt rund 85 Millionen Franken.

Dieser Text ist eine Zusammenfassung aus der Jubiläumsschrift der Firma Ernst Geiser und den Ergänzungen, die Peter R. Geiser anlässlich der Jubiläumsfeier bekanntgegeben hat.

# 100 JAHRE SAMARITERVEREIN LANGENTHAL UND UMGEBUNG

THOMAS MULTERER

Am 2. Februar des Jahres 1890 versammelten sich 23 Oberaargauer in der Bierhalle «Bürgi», um die verschiedenen Aktivitäten, die im Samariterwesen im Oberaargau bereits im Gange waren, zu koordinieren und in einem Verein auf eine neue Grundlage zu stellen. Diese erste Hauptversammlung ist der Gründungstag des «Samaritervereins des Amtes Aarwangen».

Angeregt wurden diese Aktivitäten, die schliesslich zur Gründung des Vereins führten, von der Krankenkasse des Amtes Aarwangen. Der Präsident dieser Einrichtung – Sekundarlehrer Zollinger – begründet die Anregung folgendermassen: Da die Krankenkasse bei Unfällen auch Entschädigungen ausrichte, sei sie daran interessiert, dass rasch Erste Hilfe zur Stelle sei, damit ein grösserer Schaden verhindert werden könne.

Erst ein knappes Jahrzehnt vorher hatte Robert Koch seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der Bakteriologie veröffentlicht. Es war wohl einem grossen Teil der Bevölkerung noch nicht zum Bewusstsein gekommen, wie wichtig es ist, bei Unfällen die Wunden mit keimfreiem Verbandszeug zu verbinden, um Infektionen zu verhüten. Dies zeigt, wie berechtigt die Forderung nach fachmännisch ausgebildeten Samaritern war.

Die Krankenkasse fasste also die Durchführung der ersten Samariterkurse in unserer Region für November–Dezember 1889 ins Auge. Diese Kurse wurden von 33 Oberaargauern besucht und von Ärzten des Spitals geleitet. Besonders wurde darauf geachtet, dass es in Zukunft ausgebildete Samaritet in Fabriken, bei der Bahn sowie bei der Feuerwehr gab.

Der neugegründete Verein übernahm in der Folge die Durchführung der Kurse. Im ersten Vereinsjahr fanden sechs Kurse für Erste Hilfe statt, bald organisierte man auch Krankenpflege-Kurse. Sie fanden jeweils Sonntagnachmittag statt, damit – wie das Protokoll der ersten Hauptversammlung betont – «im neuen Schulhaus keine Beleuchtung notwendig sei». Passivmitglieder mussten geworben werden, um den Verein finanziell unabhängig zu

# Protokoll.

des

## Samaritervereins des Amtes Aarwangen.

### Hauptversammlung

Sonntag, den 2. Febr. 1890, nachm. 3 Uhr in der Bierhalle „Bürgi."

Anwesend: 23 Mitglieder.

### Verhandlungen.

1. Der vom prov. Vorstand ausgearbeitete Entwurf der Statuten für den Samariterverein des Amtes Aarwangen wird, nachdem die Paragraphen einzeln besprochen worden, einstimmig genehmigt.

2. Vorstandswahlen: Es werden in offener Abstimmung gewählt:

Als Präsident: Dr. W. Sahli, Arzt.
„ Secretär: G. Bühler, Lehrer.
„ Cassier: Gygax, Kreiskomandt. Bleienbach.
„ Beisitzer: Bachmann, Director Kl. Dietwyl.
G. Lanz, Lehrer, Roggwyl.

3. Arbeits-Programm pro 1890. Es werden jährlich sechs Übungen abgehalten, jeweilen Sonntag nachmittags. Das vom Präs. Dr. Sahli vorgelegte Arbeits-Programm wird einstimmig gutgeheissen

4. Es werden besondere Melde-Formulare nach dem Muster von Aarau angeschafft.

5. Behufs Erwerbung von Passiv-Mitgliedern wird jedes

einzelne Mitglied beauftragt, soviel als möglich dazu beizutragen. Die Mitglieder erhalten Listen zur Erwerbung von Passiv-Mitgliedern. Auch an einzelne Geschäfte (Fabriken, Centralbahn, Banken etc.) werden Listen versandt.
6. Materialanschaffung: Der Präsident schlägt vor, die Anschaffung von Material (Verbandpatronen, Verbandtücher, Gummischläuche, etc.) dem Vorstand zu überlassen. Beschluss.
7. Der Gemeinderat von Langenthal wird um Benützung des bisherigen Lokals im neuen Schulhause angefragt. Da die Übungen jeweilen nachmittags stattfinden, so ist keine Beleuchtung nötig.

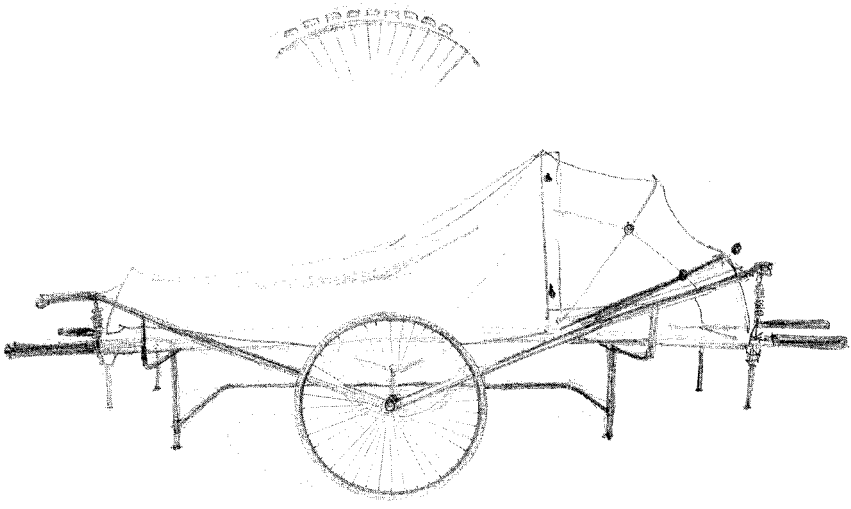
— Schluss: 5 Uhr 30. —

Namens des Samaritervereins:

Der Präsident: sig. J. Lüdi

Der Secretär: G. Bühler, Lehrer

SAMARITERVEREIN * DES AMTES AARWANGEN *



Fahrbare Tragbahre. Zeichnung: Peter Käser

machen. In allen Gemeinden errichtete man «Material-Depots», damit bei Unglücksfällen rasch das nötige Material zur Hand war.

Die Samaritertätigkeit begegnete um die Jahrhundertwende manch zweifelndem Lächeln, noch war die Bedeutung einer fachgerechten Ersten Hilfe durchaus nicht allgemein anerkannt. So sagt der Verfasser der Schrift zum 25jährigen Bestehen des Vereins, Joseph Fritschi, 1915 berechtigterweise, dass der Verein «zu einem nicht zu unterschätzenden Faktor der Volksgesundheit» geworden sei, denn «Quacksalberei und Heilmittelschwindel» seien noch immer weit verbreitet, und es werde noch «geraume Zeit gehen, bis diese Wucherpflanzen ausgerottet» seien. Der Samariterverein hat Grosses geleistet in der Aufklärung und im Kampf gegen unsachgemässe Krankenbehandlung. Dieses allgemeine Verdienst zählt besonders auch neben den unzähligen Hilfeleistungen, die mehr in der Stille geschehen sind.

In den Kriegsjahren nahm die Zahl der Kursteilnehmer weiter zu, der Verein zählte 333 aktive Mitglieder. Besonders im Grippejahr 1918 erfüllte er eine entscheidende Aufgabe im Kampf gegen die unheimliche Seuche. Tausende von Soldaten erkrankten und Hunderte starben. In Langenthal musste ein Notspital eingerichtet werden, das in Zusammenarbeit mit der

Gemeinde vom Samariterverein betrieben wurde. Eine ganze Organisation war aufzubauen, ging es doch darum, auch die Krankenpflege in unzähligen Familien sicherzustellen. Adolf Bühler berichtet, dass aus den umliegenden Gemeinden unangemeldet Fuhrwerke vorfuhren, um in Langenthal Pflegerinnen abzuholen, wie wenn «solche hier magaziniert» gewesen wären. So gross war die Not. Emanuel Friedli hat im Berndeutschband «Aarwangen» die Tätigkeit der Samariter von Langenthal verewigt. Im Jahre 1921 wird eine Tuberkulose-Fürsorgestelle eingerichtet. Noch ist diese Krankheit – der «weisse Tod» – der grösste Gegner der Volksgesundheit.

Auch die Ausleihe von Gegenständen, die zur Krankenpflege nötig sind, wird in diesen Jahren an die Hand genommen. Die Sachen sind für die Notleidenden oft zu teuer, so dass auch hier der Samariterverein helfend beistehen muss. Vorträge von Ärzten dienen immer wieder der Weiterbildung der Samariter. Ein Vortrag von 1929 sei erwähnt: «Was sehe ich im Röntgenbild?» Referent: Dr. Baumann vom Spital Langenthal. Man setzte sich mit Neuem auseinander. Auf allen Gebieten der Volksgesundheit engagiert sich der Verein, neben den Übungen und Kursen auch im Kampf gegen den Alkoholismus, wie auch in der Propaganda für das erste Projekt der AHV im Jahre 1931.

In diesen Jahren reift auch der Plan, ein Samariterhaus zu bauen, welches zum Zentrum für all die Aktivitäten werden soll. Im Jahre 1936 wird eine Baukommission bestellt, die auch sofort an die Arbeit geht, da in diesem Jahr mit einer grossen Teuerung gerechnet wird. An der Hauptversammlung wird der einstimmige Beschluss zum Hausbau gefasst. Bereits im Herbst 1936 wird das Projekt von Architekt Bühler ausgeführt. Die Gemeinde Langenthal schenkt dem Verein das Grundstück an der Krippenstrasse. Im Juni 1937 kann das neue Haus mit einem Basar eingeweiht werden. Der Samariterverein hat nun für seine weitgespannten Aktivitäten ein Zentrum, ein Zuhause, einen Brennpunkt und ein Wahrzeichen.

Während des Baus fallen «die ersten dunklen Schatten der Weltgeschichte herein: Vorbereitungen auf einen kommenden Krieg». Die vorsorglichen Massnahmen, die von der Gemeinde getroffen werden müssen, trägt zu einem guten Teil auch der Samariterverein mit. Im Schicksalsjahr 1939 zeigt sich plötzlich, wie wichtig die Kurse des Vereins geworden sind. Der Krankenpflegekurs erhält eine Teilnehmerzahl von 156! Immer während des Krieges sind die Teilnehmerzahlen hoch, daran erkennt man, welch zentrale Funktion diese Gemeinschaft ausübt.

Hans Grogg schreibt in den Schlussbetrachtungen seiner Schrift zum 50jährigen Bestehen 1941: «In ungezählten Sammlungen zugunsten Notleidender inner- und ausserhalb der Grenzen, in Tausenden von ersten Hilfeleistungen, an ebenso unzähligen Übungen, Kursen und Vorträgen, wo wir danach trachteten, unsere Kenntnisse und Fertigkeiten weiter zu entwickeln und zu fördern, an geselligen Anlässen, die uns in frohem Beisammensein oder erquickenden Ausflügen einander näher brachten, entwickelte sich echter Samaritergeist.»

Es folgen ruhigere Zeiten. Der Bericht zum 75-Jahr-Jubiläum zeigt aber, dass in all den Jahren die Vereinstätigkeit mit Kursen, Vorträgen und Übungen unermüdlich weitergeht. Peter Käser hat zum 100jährigen Bestehen des Vereins 1990 eine Festschrift gestaltet. Aus ihr geht hervor, dass der SVL zu einer Institution geworden ist, die nicht mehr aus dem Oberaargau wegzudenken ist.

In dieser kurzen Ehrung wurden vor allem die ersten fünfzig Jahre des Samaritervereins ein wenig näher beleuchtet. Das heisst nun keineswegs, dass die zweiten fünfzig Jahre weniger wichtig gewesen wären. Im Gegenteil. Zwei kleine Auszüge aus der Festschrift zeigen, wie weitgespannt die Tätigkeit des Vereins heute ist. Hans-Peter Burkhard schreibt über die Zusammenarbeit mit den Wehrdiensten: «Viele Gemeinsamkeiten wie das Üben für den Ernstfall, von dem alle immer wieder hoffen, dass er sich nie ereignen wird, verbinden die Wehrdienste mit den Samaritern. Eine weitere Gemeinsamkeit ist das ‹Verlangen› der Bevölkerung, dass beide Organisationen, gut ausgebildet und gut ausgerüstet, jederzeit für Hilfeleistungen zur Verfügung stehen. Die Aufgaben, die beide Organisationen zu erfüllen haben, sind vielfältig geworden.

Um bei einer Katastrophe rasch und wirksam Erste Hilfe leisten zu können, wurden die den Wehrdiensten angeschlossenen ‹Samaritergruppen› neu organisiert und entsprechend ausgerüstet. Seit 1980 sind zwei Gruppen mit einem Sollbestand von 20 Katastrophenhelfern, bestehend aus einem Arzt und neun Samariterinnen, dem Telefonalarmsystem der Wehrdienste Langenthal angeschlossen.»

Frau Therese Brändli umreisst die Arbeit des Vorstandes: «Wir stehen immer wieder vor wechselnden, neuen Aufgaben: Überarbeiten des Postendienstreglements, Statutenänderung, Neuorganisation der Katastrophengruppen mit Vereinbarung der Gemeinde. Des öftern werden besondere Arbeitsgruppen gebildet.»

# SAMARITER - VEREIN
# Langenthal und Umgebung

**1889 - 1915**

# Denkschrift
## zur Feier des 25jährigen Bestandes

bei Anlass der Delegiertenversammlung
des Schweizerischen Samariter-Bundes
in Langenthal :: 29. und 30. Mai 1915

Im Auftrage des Vereins bearbeitet von Jos. Fritschi

Buchdruckerei G. Dysli :: Langenthal

Abschliessend seien die Worte von Dr. med. A. Bieri zitiert, der gültig das Wesen des Samaritergedankens ausspricht: «Der Samariterverein ist auch nach 100 Jahren modern. Dem unverdauten, meist Halbwahrheiten servierenden Geschwätz der Medien über medizinische Belange wird eine gesunde, aktive Beschäftigung mit medizinischen Tatsachen entgegengehalten. Das krankmachende ‹Menscheln› wird durch konstruktives und positives ‹Menschlichsein› ersetzt. Dafür möchte ich als Mithelfer, Arzt und Zuschauer dem Jubilar recht herzlich danken.»

*Nachbemerkung*

Diese kleine Arbeit stützt sich auf die Festschrift, die Peter Käser, Obersteckholz, zum 100jährigen Bestehen des Samaritervereins Langenthal und Umgebung gestaltet hat. Hans Grogg (1886–1981) hat die Festschriften zum 50- und 75jährigen Bestehen des Vereins geschrieben. Diesen Schriften folgt der vorliegende Text im wesentlichen.

# NATURSCHUTZ OBERAARGAU 1989

PAUL LEUENBERGER UND VALENTIN BINGGELI

Mit dem Ressortsystem glauben wir einen Weg gefunden zu haben, welcher den Neigungen und Interessen sowie den zeitlichen Möglichkeiten der Vorstandsmitglieder optimal entgegenkommt. Allen Vorstandsmitgliedern, die mit ihrem aktiven Beitrag im abgelaufenen Jahr am Wagen des NVO gezogen haben, möchten wir an dieser Stelle herzlich danken.

Im Berichtsjahr hatte sich der NVO vorrangig mit der Aareschutzinitiative des NVB (welche in einem speziellen Übergangsartikel auch das Ausbauprojekt des EW Wynau verhindern helfen will) zu befassen. Diese Gesetzesinitiative verzeichnete ein ausgezeichnetes Unterschriftenergebnis von über 30 000 unterzeichnenden Bernern und Bernerinnen, wobei jedoch die Gefolgschaft im Oberaargau weit hinter den Resultaten anderer Kantonsteile zurückliegt.

Bei «Bahn 2000» herrscht im Moment wohl etwas die Ruhe vor dem Sturm. Es ist damit zu rechnen, dass aus heutiger Sicht die Auseinandersetzung um die definitive Linienführung zu Beginn des Jahres 1991 in die «heisse» Phase treten wird. Letztlich wird der Entscheid für oder wider die Tunnelvariante aber wohl vom Parlament zu fällen sein.

In der engeren Heimat hat uns in den letzten Monaten überdies das Schicksal des Mumenthaler Weihers mehrmals beschäftigt. Der Vorstand beschloss – angesichts des sehr tiefen Wasserstandes –, die Pumpkosten für eine Übergangsperiode auf Rechnung des NVO zu übernehmen. In den kommenden Monaten muss das Gespräch mit dem kantonalen Naturschutzinspektorat gesucht werden, um gemeinsam über das weitere Schicksal des Weihers beschliessen zu können. Eine unserer «Stellungnahmen» zur Erhaltungsfrage als Weiher sowie zur Pumpwasserzuleitung lautete wie folgt:

1. Durch die Unterschutzstellung des Gebiets Mumeli/Motzetpark wurde grundsätzlich die landschaftlich-hydrologische Bedeutung und Schutzwürdigkeit als Weiher-Landschaft anerkannt, nicht nur durch uns, sondern auch durch auswärtige Fachstellen, gerade auch durch das Naturschutzinspektorat des Kantons Bern NSI.

2. Die Argumente des NSI bezüglich Energiefrage und Kulturlandschaftsentwicklung sind durchaus berechtigt und überdenkenswert. Trotzdem halten wir an der Auffassung fest, dass nicht in der jetzigen «Übergangsphase» (bis Bau «Bahn 2000») eine völlige Änderung des Konzepts erfolgen darf, d.h. eine Einstellung des Pumpbetriebes und ein Fallenlassen der ursprünglichen «Weiheridee».

3. Für die Erhaltung des Naturschutzgebiets mit Weiher spricht der Umstand, dass in der Gegend des tieferen Oberaargaus sehr wenige offene Weiher-Wasserflächen bestehen. – Die Idee, das Gebiet sich selber zu überlassen (Trockenbiotop), ist alt. Davon ist aber abzusehen, bevor nicht die Überprüfung andersartiger Wasserzufuhrmöglichkeiten vorgenommen ist. Vielleicht zeigt sich mit dem Bahnbau (Tunnel oder Offenverlauf) ein neuer Weg.

4. Zusammen mit solchen Abklärungen sind erneut auch die seinerzeitigen Pläne zur grundsätzlichen Neugestaltung des Weiherbeckens zu prüfen (Vertiefen/Ausheben, Dämme usw.).

5. Über Bedeutung, Eigenart und Schönheit des Mumenthaler Weihergebiets ist im Jahrbuch des Oberaargaus verschiedentlich berichtet worden, so dass hier nicht weiter ausgeholt werden muss.

Die *Naturschutzberatung und -aufsicht* bearbeitete im abgelaufenen Jahr wiederum eine Vielzahl von Baugesuchen und ähnlichen Vorhaben. Die Gesuche wurden jeweils auf ihre Verträglichkeit bezüglich des Natur- und Landschaftsschutzes hin geprüft, und soweit erforderlich wurden zur Wahrung dieser Interessen Einsprachen eingereicht. Die Anliegen des Natur- und Landschaftsschutzes wurden dabei in den allermeisten Fällen anerkannt und geschützt.

Organisatorisch konnten wir den Weggang einer langjährigen Mitarbeiterin (Auslandaufenthalt) durch die Mitarbeit eines freiwilligen Beraters sehr gut kompensieren. Die Arbeit der Naturschutzberatungsstelle wird sicher auch in Zukunft ein zentraler Eckpfeiler unserer Tätigkeit bleiben.

Schlussendlich haben wir die unangenehme Pflicht, Sie vom Rücktritt dreier langjähriger Vorstandsmitglieder zu unterrichten: Frau Ruth Frutiger, Sekretärin; Frau Simone Kurt, Sekretärin, und Frau Doris Ryser, juristische Beraterin. Ihnen allen auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank.

# HEIMATSCHUTZ OBERAARGAU 1989

P. KÄSER, H. ERNST, D. OTT, H. WALDMANN

In unserem Vorstand fand 1989 ein starker Wechsel statt. Protokollführerin Ruth Ryser, Wiedlisbach, wurde durch Susanne Häni, Langenthal, ersetzt. Das Amt der Kassiererin, das während vieler Jahre durch Margrit Lüthi, Langenthal, betreut wurde, übernahm Michael Liechti, Herzogenbuchsee. Kurt Haldimann, Huttwil, liess sich durch Paul Nyffenegger, ebenfalls aus Huttwil, ersetzen. Für Andreas Witschi konnte seine Frau Barbara gewonnen werden. Meine Hoffnung, Obmann Samuel Gerber würde noch einige Jahre in seinem Amt bleiben, erfüllte sich nicht und so wurde ich – Peter Käser – am 1. Juni zu seinem Nachfolger gewählt, zur Vize-Präsidentin Annemarie Chevalier aus Attiswil. Den scheidenden Vorstandsmitgliedern möchte ich für ihre Arbeit den besten Dank aussprechen.

Ich stellte immer wieder fest, wie gut gestaltete Bauten durch weniger gute Werke ersetzt wurden. Orientierung und Weiterbildung von Behörden und Bauwilligen ist ein Anliegen, dem wir vermehrt Beachtung schenken möchten.

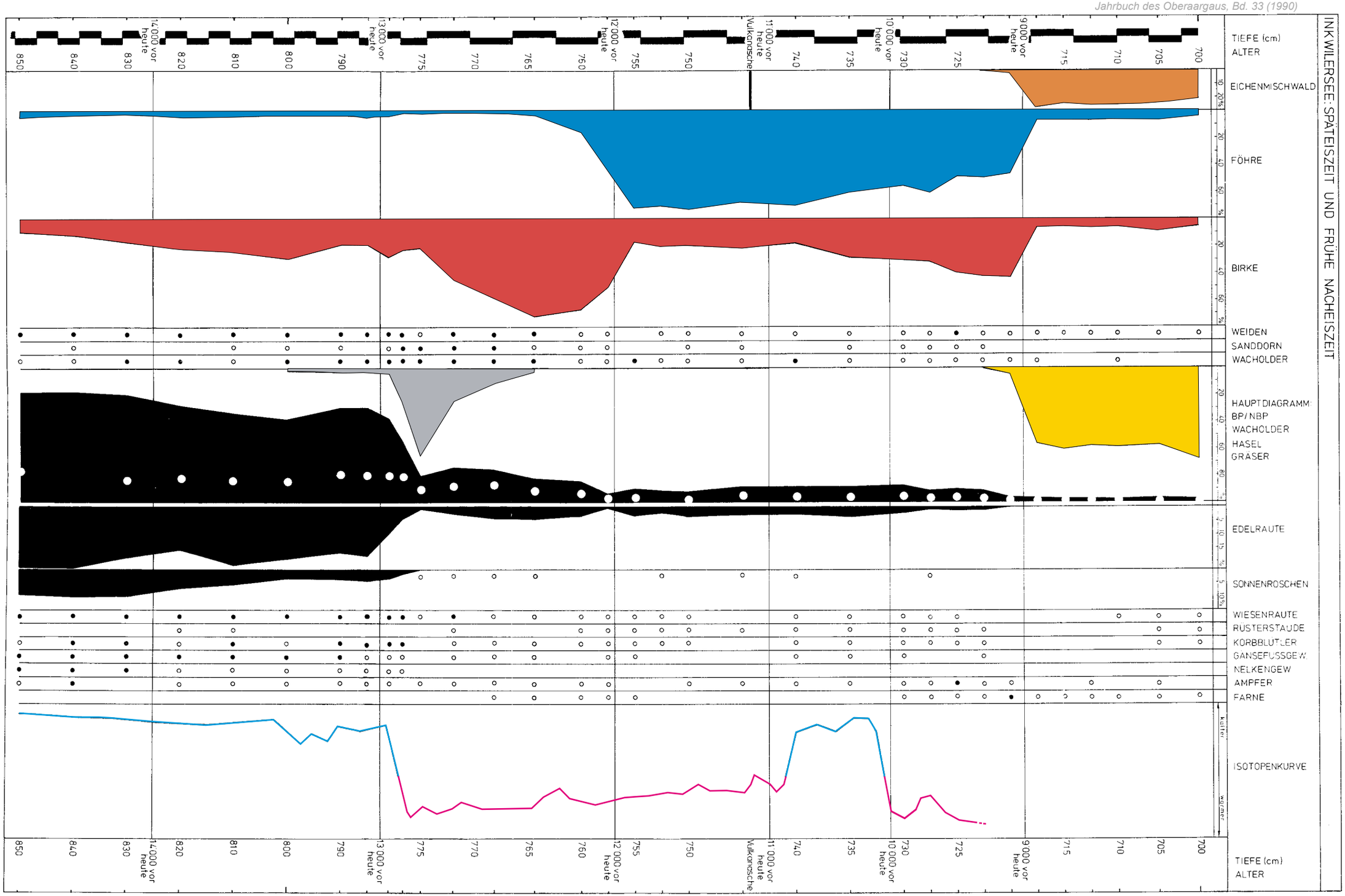
Die Bauberatung in unserem Gebiet wurde im verflossenen Jahr in 142 Fällen in Anspruch genommen (private Gesuchsteller, Gemeinden und Regierungsstatthalter). Unsere Informationstagung für Gemeindebehörden, *Problematik der Dachlandschaft,* war sehr gut besucht. Mit reichhaltigem Bildmaterial konnten wir mögliche und unmögliche Lösungen von Dachaufbauten aufzeigen. Verschiedene, objektgebundene Beiträge der SEVA waren hilfreich bei Renovationen und Umbauten in unserem Beratergebiet.

Im verflossenen Jahr war nur eine Baueinsprache notwendig. Eine das Dorfbild störende Werkhalle bildete in Rütschelen den Stein des Anstosses. Das Bauvorhaben wird vom Gesuchsteller überarbeitet. Immer wieder zeigte sich, wie wertvoll möglichst frühe Kontakte mit dem Bauberater bei Bauvorhaben im Bewilligungsverfahren sich auswirken können. Wir sind deshalb froh, wenn Gemeindeschreiber, Behörden und private Gesuchsteller uns in diesen Bemühungen noch mehr unterstützen.

Beilage 1

# DER INKWILERSEE
# EINE VEGETATIONSGESCHICHTLICHE STUDIE

Ueli Eicher: Pollendiagramm der Späteiszeit


INKWILERSEE: SPÄTEISZEIT UND FRÜHE NACHEISZEIT
TIEFE (cm)
ALTER
EICHENMISCHWALD
FÖHRE
BIRKE
WEIDEN
SANDDORN
WACHOLDER
HAUPTDIAGRAMM:
BP/NBP
WACHOLDER
HASEL
GRASER
EDELRAUTE
SONNENROSCHEN
WIESENRAUTE
RÜSTERSTAUDE
KORBBLÜTLER
GANSEFUSSGEW.
NELKENGEW.
AMPFER
FARNE
ISOTOPENKURVE
kälter
wärmer
850
840
830
820
810
800
790
775
770
765
760
755
750
740
735
730
725
715
710
705
700
14 000 vor heute
13 000 vor heute
12 000 vor heute
11 000 vor heute
Vulkanasche
10 000 vor heute
9000 vor heute

Beilage 2

# DER INKWILERSEE
# EINE VEGETATIONSGESCHICHTLICHE STUDIE

Ueli Eicher: Pollendiagramm der Nacheiszeit

INKWILERSEE: NACHEISZEIT

TIEFE(cm)

FÖHRE

BIRKE

WEIDEN

FICHTE

BUCHE

WEISSTANNE

EFEU

EICHENMISCHWALD

NUSSBAUM

HAUPTDIAGRAMM
BP/NBP
HASEL
GRASER

GETREIDE

SPITZWEGERICH

BRENNESSEL

HOPFEN/HANF

RUSTERSTAUDE

EDELRAUTE

AMPFER

KORBBLÜTLER

FARNE

ALTER (Jahre vor heute)